RegioLingua

Zeitschrift für regionale Sprache und Literatur

Herausgegeben von
Doreen Brandt, Marina Frank, Robert Langhanke, Nicole Palliwoda und Jeffrey Pheiff

Jahrgang 1 (2024)

Heft 1

Marina Frank, Robert Langhanke und Tio Rohloff (Hrsg.)

Norddeutsche Sprache und Literatur. Vom Altsächsischen bis zur Masematte

Zitationsvorschlag:

Frank, Marina, Robert Langhanke und Tio Rohloff (Hrsg.). 2024. Norddeutsche Sprache und Literatur. Vom Altsächsischen bis zur Masematte. = *RegioLingua. Zeitschrift für regionale Sprache und Literatur*, Jg. 1, Heft 1. DOI: 10.17192/regiolingua.2024.1.1.

https://journals.uni-marburg.de/regiolingua/
Kontakt: regiolingua@uni-marburg.de

Die Zeitschrift *RegioLingua* erscheint online über den Publikationsserver der Universitätsbibliothek Marburg unter der Creative Commons Lizenz CC-BY 4.0

Inhaltsverzeichnis

Table of Contents

EDITORIAL

Editorial
Doreen Brandt, Marina Frank, Robert Langhanke, Nicole Palliwoda & Jeffrey Pheiff 1–3

VORWORT

Vorwort
Marina Frank, Robert Langhanke & Tio Rohloff 4–10

ARTIKEL

Altsächsisch von Frauenhand. Die sächsischen Kanonissenstifte und das Altsächsische
Christoph Hössel 11–33

Die Verb-Pronomen-Enklise in der direkten Rede frühneuhochdeutscher und mittelniederdeutscher Erzähltexte. Zum Einfluss des grammatischen Kontextes auf den Einsatz klitisierter Formen im Übersetzungsprozess
Johanna Meyer 34–49

Hannöversch – eine *historische* Umgangssprache?
Stefan Ehrlich & Hana Ikenaga 50–70

Münsters Sondersprache Masematte – von der Geheimsprache zur Gemeinsprache?
Sophia Kleinhage 71–86

Von *Piensport* und *Pienerei*. Masematte in Münster heute
Maila Seiferheld 87–110

„Paris“ und „Buxtehude“. Die Raumsemantisierungen in Wilhelm Schröders *Swinegels Reise nah Paris as Friedensstifter* im Kontext des Nationalismus in der niederdeutschen Literatur der 1860er und 1870er Jahre
Nikos Saul 111–134

***Wöör un Klaarheit*. Lyrische Mehrsprachigkeit in der neuniederdeutschen Literatur**
Doreen Brandt 135–149

RegioLingua

Zeitschrift für regionale Sprache und Literatur

Herausgegeben von
Doreen Brandt, Marina Frank, Robert Langhanke, Nicole Palliwoda und Jeffrey Pheiff

Jahrgang 1 (2024)

Heft 1

Marina Frank, Robert Langhanke und Tio Rohloff (Hrsg.)
Norddeutsche Sprache und Literatur. Vom Altsächsischen bis zur Masematte

Doreen Brandt, Marina Frank, Robert Langhanke,
Nicole Palliwoda und Jeffrey Pheiff

Editorial

Zitationsvorschlag:

Brandt, Doreen, Marina Frank, Robert Langhanke, Nicole Palliwoda und Jeffrey Pheiff. 2024. Editorial, in: Frank, Marina, Robert Langhanke und Tio Rohloff (Hrsg.). Norddeutsche Sprache und Literatur. Vom Altsächsischen bis zur Masematte. = *RegioLingua. Zeitschrift für regionale Sprache und Literatur*, Jg. 1, Heft 1, S. 1–3. DOI: 10.17192/regiolingua.2024.1.1.8738.

https://journals.uni-marburg.de/regiolingua/
Kontakt: regiolingua@uni-marburg.de

Die Zeitschrift *RegioLingua* erscheint online über den Publikationsserver der Universitätsbibliothek Marburg unter der Creative Commons Lizenz CC-BY 4.0.

DOREEN BRANDT, MARINA FRANK, ROBERT LANGHANKE,
NICOLE PALLIWODA und JEFFREY PHEIFF

Editorial

Editorial

Regionale Sprachen und ihre Literaturen stehen in einer historisch begründeten Konkurrenzsituation zu den jeweiligen Standardsprachen, die sie überdachen. In dieser Konkurrenzsituation erhalten regionale Formen gegenüber standardsprachlichen nur selten größere Aufmerksamkeit und Sichtbarkeit in der Forschung. Die neue *Zeitschrift für regionale Sprache und Literatur* ermöglicht jedoch unter ihrem sprechenden Haupttitel *RegioLingua* den Vortritt des Regionalen und bietet ein vielseitig ausgerichtetes Publikationsforum für Arbeiten zu Sprachdaten und Texten jenseits der standardsprachlichen Diskurse. Damit ruft sie ein umfassendes Feld der Sprachwirklichkeit einschließlich seiner künstlerischen Gestaltung in Geschichte und Gegenwart auf.

Die interdisziplinäre Verknüpfung sprachwissenschaftlicher und literaturwissenschaftlicher Zugänge bereits im Untertitel der Zeitschrift rückt die beteiligten Sprachformen und nicht die verwendeten Methoden und Forschungsparadigmen in den Vordergrund. Spezifische Einzelfachkulturen bilden nicht den Fokus der Zeitschrift. Vielmehr besteht ihr Interesse darin, im Disziplinengrenzen überschreitenden Zugriff die weitreichenden Dimensionen von regionaler Sprache und Literatur sichtbar zu machen, um auf diese Weise Bezüge zu verdeutlichen, die an anderen Stellen des Diskurses bisher weniger deutlich beleuchtet wurden.

Mit dem Begriff ‚Regionale Sprache' bzw. ‚Regionalsprache' ist im Kontext der Zeitschrift jede regional spezifische oder in ihrer räumlichen Reichweite begrenzte Varietät im Spektrum vom standardfernen Basisdialekt bis zum standardnahen Regiolekt angesprochen. Entsprechend ist der Terminus ‚Regionale Literatur' bzw. ‚Regionalliteratur' in erster Linie sprachlich determiniert. Beide Begriffe heben auf sprachliche und literarische Phänomene ab, die erst mit der Herausbildung einer Standardsprache und einer standardsprachlichen Literatur und in Abgrenzung zu dieser ihre Konturen gewinnen. Willkommen sind aber ausdrücklich auch solche Beiträge, die sich mit älteren Sprachstufen und literarischen Artefakten beschäftigen, sofern sie speziell das Altsächsische und Mittelniederdeutsche als ältere Sprachstufen des Niederdeutschen betreffen oder allgemein Fragen der regionalen Sprachvariation in einer historischen Perspektive berühren.

Die *RegioLingua. Zeitschrift für regionale Sprache und Literatur* versteht sich vornehmlich als Publikationsforum für Wissenschaftler*innen in frühen Karrierephasen der Fachgebiete Dialektologie und Regionalsprachenforschung des Deutschen sowie niederdeutsche Sprach- und Literaturwissenschaft. Daneben ist sie auch geöffnet für Arbeiten zu weiteren regional bestimmten Sprach- und Literaturformen.

RegioLingua
Zeitschrift für regionale Sprache und Literatur

RegioLingua. Zeitschrift für regionale Sprache und Literatur, 1 (2024), Bd. 1, 1–3.
DOI: 10.17192/regiolingua.2024.1.1.8738

Anliegen und inhaltliches Profil der Zeitschrift resultieren aus ihrem Entstehungshintergrund. Seit 2011 veranstalten das Forum Sprachvariation der *Internationalen Gesellschaft für Dialektologie des Deutschen* (IGDD) und das Nachwuchskolloquium des *Vereins für niederdeutsche Sprachforschung* (VndS) jährlich ein gemeinsames Kolloquium, das Studierenden eines Masterstudiengangs, Promovierenden und Habilitierenden, die zur Dialektologie und Regionalsprachenforschung sowie zur älteren und neueren niederdeutschen Sprach- und Literaturwissenschaft arbeiten, die Möglichkeit bietet, ihre Projekte vorzustellen und zu diskutieren. Mit den Kolloquien verband sich für die Referent*innen von Beginn an die Möglichkeit, ihre Beiträge in einem Tagungsband zu publizieren. Mehrere Bände sind bereits erschienen – entweder in gedruckter Form in der Reihe *Kleine und regionale Sprachen* (KURS) oder in der Zeitschrift *Germanistische Linguistik* (GL) und in weiteren Reihen sowie als digitales Themenheft der Zeitschrift *Linguistik Online*. Die bisherigen Erträge der Kolloquien wurden auf diese Weise eher verstreut publiziert und sind kaum im Zusammenhang erkennbar. Zudem stellte sich immer wieder aufs Neue die Frage nach der Finanzierung des Druckkostenzuschusses.

Um stattdessen die Sichtbarkeit der aktuellen Forschung zur regionalen Sprache und Literatur in all ihren Ausprägungen und Gebrauchskontexten nachhaltig zu erhöhen, den Redaktions- und Publikationsprozess gleichzeitig strukturierter und effektiver zu gestalten und kostenneutral arbeiten zu können, haben wir die *RegioLingua* gegründet.

Die Zeitschrift ist dabei nicht allein auf Beiträge aus dem Forum Sprachvariation der IGDD und dem Nachwuchskolloquium des VndS begrenzt, sondern lädt auch darüber hinaus *Early Career Researchers* aus der germanistischen regionalen Sprach- und Literaturforschung ausdrücklich dazu ein, Beitragsvorschläge für die Zeitschrift einzureichen. Als Redaktions- und Herausgabeteam der *RegioLingua* wollen wir damit aktiv die junge Forschung, zumal mit einem offenen und für alle frei zugänglichen Forum wissenschaftlicher Kommunikation, fördern.

Die Begründung einer neuen Zeitschrift mit diesem Profil fassen wir zugleich als dynamische Bereicherung des Spektrums etablierter Publikationsorgane zur regional ausgerichteten Sprach- und Literaturforschung auf (*Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik*, *Jahrbuch des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung*, *Korrespondenzblatt des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung*, *Niederdeutsches Wort*, *Jahrbuch der Klaus-Groth-Gesellschaft* u. a.).

Die neue elektronische Zeitschrift wird über das *Open Journal System* (OJS) der Universitätsbibliothek der Philipps-Universität Marburg gehostet und erscheint als *Diamond Open Access*-Publikation. Sie wird einmal jährlich unter der Creative Commons Lizenz CC-BY 4.0 veröffentlicht und langzeitarchiviert. Beiträge erbitten wir jeweils bis zum 1. März; die Veröffentlichung nach sorgfältiger redaktioneller Bearbeitung und einem qualitätssichernden *Peer-Review*-Verfahren ist für den Herbst eines jeden Jahres geplant. Abgesehen davon können auch Themenhefte von Gastherausgeber*innen in der *RegioLingua* veröffentlicht werden. Publikationssprachen der Zeitschrift sind Deutsch und Englisch.

RegioLingua

Zeitschrift für regionale Sprache und Literatur

Herausgegeben von
Doreen Brandt, Marina Frank, Robert Langhanke, Nicole Palliwoda und Jeffrey Pheiff

Jahrgang 1 (2024)

Heft 1

Marina Frank, Robert Langhanke und Tio Rohloff (Hrsg.)
Norddeutsche Sprache und Literatur. Vom Altsächsischen bis zur Masematte

Marina Frank, Robert Langhanke und Tio Rohloff

Über norddeutsche Sprache und Literatur. Zur Einführung in den Tagungsband

Zitationsvorschlag:

Frank, Marina, Robert Langhanke und Tio Rohloff. 2024. Über norddeutsche Sprache und Literatur. Zur Einführung in den Tagungsband, in: Frank, Marina, Robert Langhanke und Tio Rohloff (Hrsg.). Norddeutsche Sprache und Literatur. Vom Altsächsischen bis zur Masematte. = *RegioLingua. Zeitschrift für regionale Sprache und Literatur*, Jg. 1, Heft 1, S. 4–10. DOI: 10.17192/regiolingua.2024.1.1.8745.

https://journals.uni-marburg.de/regiolingua/
Kontakt: regiolingua@uni-marburg.de

Die Zeitschrift *RegioLingua* erscheint online über den Publikationsserver der Universitätsbibliothek Marburg unter der Creative Commons Lizenz CC-BY 4.0.

MARINA FRANK, ROBERT LANGHANKE und TIO ROHLOFF

Über norddeutsche Sprache und Literatur. Zur Einführung in den Tagungsband

About North German Language and Literature. Introduction to the conference proceedings

Der Sammelband steht unter dem eingängigen Haupttitel *Norddeutsche Sprache und Literatur*. Diese Einordnung leistet erkennbar lediglich eine räumliche Zuordnung und vermeidet die sprachliche Festlegung der unter dieser Zuschreibung versammelten Texte und Zeugnisse.[1] Damit wird sie der sprachlichen Situation im norddeutschen Raum in besonderer Weise gerecht, die seit dem Beginn schriftsprachlicher Überlieferung in diesem Gebiet von einem Mit-, Neben- und Gegeneinander niederdeutscher und hochdeutscher Formen geprägt ist, deren Verhältnis je nach Zeitabschnitt in unterschiedliche Richtungen ausschlägt, in der Summe aber eine kontinuierlich durch Mehrsprachigkeit gekennzeichnete Situation markiert, wenn zu allen Zeiten alle sprachlichen Domänen mitgedacht werden. Während es zu Beginn sprachlicher Überlieferung die schriftsprachlichen Ausprägungen des Altsächsischen sind, die einen althochdeutschen Einfluss nicht verhehlen können bei gleichzeitiger stabiler altsächsischer Mündlichkeit, sind es in der Gegenwart zahlreiche hochdeutsche Einflüsse, die verbliebene Strukturen niederdeutscher Mündlichkeit prägen (vgl. Elmentaler und Rosenberg 2022), während der Einfluss des Niederdeutschen auf hochdeutsche Regiolekte erkennbar abgenommen hat (vgl. Elmentaler und Rosenberg 2015). In den dazwischenliegenden Jahrhunderten klärt sich das Verhältnis der konkurrierenden Sprachformen und ihres regionalen Gebrauchs nur bedingt auf. Es gelingt nicht, zu einem gedeihlichen Miteinander beider Sprachen zu gelangen, das die Existenz der einen Sprache Niederdeutsch nicht durch die Existenz der anderen Sprache Hochdeutsch gefährdet. Diese Konkurrenz prägt den norddeutschen Sprachraum und positioniert die Bezeichnung *norddeutsch* als verbindende Klammer niederdeutscher und hochdeutscher Sprachformen und ihrer überschneidenden sprachlichen Anteile als einen guten Kompromiss, der es ermöglicht, die Zwei- und potenzielle Mehrsprachigkeit des norddeutschen Raumes über gemeinsame und verbindende Fragstellungen zu betrachten.

Diese Aufgabe verfolgt der Sammelband auf der Grundlage einer Tagung, die vom 4. bis zum 6. Oktober 2021 als Online-Konferenz an der Carl von Ossietzky Universität Oldenburg ausgerichtet wurde. Seit 2011 richtet der *Verein für niederdeutsche Sprachforschung* (VndS) ein jährliches Nachwuchskolloquium im Frühherbst aus, das in der Regel gemeinsam mit dem *Forum Sprachvariation* der *Internationalen Gesellschaft für Dialektologie des Deutschen* (IGDD) ausgerichtet wird. Das *Forum Sprachvariation* pausiert jedoch alle drei Jahre wegen des großen IGDD-Kongresses, so auch im Jahr 2021. Da das Nachwuchskolloquium im Jahr 2012 pausierte, seitdem aber in jedem Jahr durchgeführt

[1] Vgl. zum Konzept einer Sprachgeschichte des norddeutschen Raumes Peters (2015).

RegioLingua
Zeitschrift für regionale Sprache und Literatur

RegioLingua. Zeitschrift für regionale Sprache und Literatur, 1 (2024), Bd. 1, 4–10.
DOI: 10.17192/regiolingua.2024.1.1.8745

wurde, konnte im Oktober 2021 sowohl das 10. Nachwuchskolloquium ausgerichtet werden als auch an das zehnjährige Jubiläum des Tagungsformats gedacht werden, das sich seit 2011 als Gesprächsort von Wissenschaftler:innen in frühen Karriere- und Qualifikationsphasen und in unterschiedlichen Arbeitssituationen fest etabliert hat. Die Einordnung *norddeutsche Sprache und Literatur* trifft auf die Themenfelder des Kolloquiums in besonderer Weise zu, da neben der gleichberechtigten Betrachtung älterer und neuerer Literatur des Niederdeutschen unter sprachlicher Betrachtung nicht allein Grammatik, Lexik und Dialektologie des Niederdeutschen areal zu betrachten sind, sondern die sprachliche Vertikale zur Klärung des Verhältnisses von Niederdeutsch und Hochdeutsch und die Ausprägung hochdeutsch basierter Regiolekte im norddeutschen Raum ebenfalls thematisiert werden. Das Programm der einzelnen Kolloquien unterliegt keiner weiteren thematischen Engführung, sondern setzt sich aus den vorgeschlagenen Themen zusammen, unter denen in der Regel Bearbeitungen des gegenwärtigen norddeutschen Sprachlagenspektrums die Mehrheit bilden. Das 2021 online gebotene Tagungsprogramm deckte die thematische Vielfalt im gesteckten Rahmen besonders weitreichend ab und findet sich in einer Auswahl von sieben Beiträgen auch in diesem Band wieder, der somit auch die Jubiläumstagung des Nachwuchskolloquiums dokumentiert.[2]

Sein programmatischer Untertitel *Vom Altsächsischen bis zur Masematte* fängt den Zustand von Vielfalt und Kontinuität sprachlicher Entwicklung im norddeutschen Raum im vornehmlich niederdeutschen und hochdeutschen sprachlichen Spektrum ein. Die versammelten Beiträge entwerfen ein Spektrum norddeutscher Sprachkultur von altsächsischen Schriftzeugnissen über mittelniederdeutsche Erzähltexte und neuniederdeutsche Lyrik im 19. und 20. Jahrhundert bis hin zu gegenwärtigem Sprachformen der regionalen Sondersprache Masematte oder des Hannöverschen als kleinräumigem Regiolekt. Die Vielfalt von Sprache und Literatur Norddeutschlands über die Jahrhunderte der quellengestützten Sprachgeschichte hinweg wird in den sieben Beiträgen an bisweilen ungewöhnlichen Beispielen der sprachlichen Überlieferung illustriert.

Den chronologisch früh gesetzten Beginn der thematischen Abfolge setzt Christoph Hössel mit seinem Beitrag „Altsächsisch von Frauenhand – Die sächsischen Kanonissenstifte und das Altsächsische“, in dem es ihm gelingt, das Altsächsische als „Kanonissensprache“ zu positionieren, indem weite Teile der überlieferten kleineren altsächsischen Texte den Stiften zugeordnet werden können und zudem deutlich wird, dass alle wichtigen Lebensbereiche der Kanonissen über diese Texte abgedeckt werden, so dass die Stifte zu einem primären Ort altsächsischer Schriftlichkeit werden.

Johanna Meyers Beitrag „Die Verb-Pronomen-Enklise in der direkten Rede frühneuhochdeutscher und mittelniederdeutscher Erzähltexte“ wendet sich dem Vergleich von mittelniederdeutscher Prosa mit den frühneuhochdeutschen Ausgangstexten zu, um für das Phänomen der Verb-Pronomen-Enklise in der 2. Person Singular Nominativ für zwei spezifische Positionen im Satz die Übernahme und Verarbeitung im Übersetzungsprozess zu prüfen. Neben den Unterschieden im Satzbau der beiden Sprachformen treten die Reflexe der historischen Mündlichkeit in der Ausgestaltung der untersuchten Redeszenen in

[2] Vgl. zum Gesamtprogramm der Tagung Langhanke (2022).

den Fokus der Betrachtung, die den Ausschnitt aus einer größeren Studie zum Thema bildet.

Historische Mündlichkeit wird auch im anschließenden Beitrag in den Blick genommen, wenn Stefan Ehrlich und Hana Ikenaga für die Folgejahrhunderte sprachlicher Entwicklung die Frage „Hannöversch – eine *historische* Umgangssprache?“ stellen und über rezent erhobene Daten aus dem Projekt *Die Stadtsprache Hannovers* erschließen, welche Spuren des Hannöverschen als stadtsprachliche Mischvarietät aus dem Niederdeutschen und dem Hochdeutschen gegenwärtig noch bekannt und präsent sind und wie die Bewertung und Nutzung dieser historischen sprachlichen Bestände, die durch einige literarische Zeugnisse gestützt werden, ausfällt. Ältere Gewährspersonen können fortgesetzt als Nutzer:innen einiger hannöversch geprägter Sprachmerkmale ausgemacht werden.

Auch die beiden Folgebeiträge untersuchen den gegenwärtigen Status einer historisch im stadtsprachlichen Kontext geläufigen Varietät, indem die gegenwärtige Präsenz der münsterischen Sondersprache Masematte, die bis zur Mitte des 20. Jahrhunderts in einzelnen Stadtvierteln Münsters präsent war. Sophia Kleinhage beschreibt unter dem Titel „Münsters Sondersprache Masematte – von der Geheimsprache zur Gemeinsprache?“ eine neue Präsenz der Masematte in Münsters Linguistic Landscape, indem Ausdrücke der Sprachform verschriftlicht zu Marketingzwecken eingesetzt werden. Den Gründen dieser Verwendung der historischen Geheimsprache für den Abruf lokaler Identität und die Erzeugung von Aufmerksamkeit für Läden und Produkte geht der Beitrag auch über Interviews mit Verantwortlichen näher nach.

Auch Maila Seiferheld nimmt die Geheimsprache unter dem Titel „Von *Piensport* und *Pienerei*. Masematte in Münster heute“ näher in den Blick, indem sie anhand rezenter Facebook-Kommunikationen jüngerer Sprecherinnen und Sprecher aus Münster prüft, inwieweit Wörter aus dem Lexikon der in der aktiven Verwendung als ausgestorben geltenden Masematte dort Verwendung finden. Im Ergebnis zeigt sich für die Onlinekommunikation des 21. Jahrhunderts eine fortgesetzt gebrauchte Auswahl aus dem Wortschatz der Masematte, die zudem produktiv angepasst und weiterentwickelt wird und auf diese Weise erstaunlich lebendig bleibt.

Die Beiträge zur münsterischen Masematte können am Beispiel der lokal gebräuchlichen Sondersprache zeigen, wie deutlich der über Linguistic Landscaping greifbare öffentliche visuelle Einsatz von Sprache und die Onlinekommunikation in den sozialen Medien auch zum Erhalt von Anteilen historischer Sprachstände beitragen, wenn diesen ein positiv besetzter kommunikativer Gehalt und daraus resultierender Mehrwert zukommt.

Die beiden abschließenden Texte des Bandes sind der neuniederdeutschen Literatur des 19. und 20. Jahrhunderts und damit der gegenwärtigen Tradition der Verschriftlichung des Niederdeutschen im Kontext literarischer Texte gewidmet. Diese Schriftlichkeit kann das Abdecken aller Lebensbereiche einer Gruppe nicht mehr einlösen, zielte aber dennoch auf breitere gesellschaftliche Wirkung in Norddeutschland ab, wie Nikos Saul in seinem Beitrag „‚Paris‘ und ‚Buxtehude‘. Die Raumsemantisierungen in Wilhelm Schröders *Swinegels Reise nah Paris as Friedensstifter* im Kontext des Nationalismus in der niederdeutschen Literatur der 1860er und 1870er Jahre“ aufzeigen kann. Am Beispiel des durch den Text *Dat Wettlopen twischen den Swinegel un den Hasen up de lütje Haide bi Buxtehude* (1868) zeitgenössisch bekannt gewordenen niederdeutschen Autors Wilhelm

Schröder wird aufgezeigt, wie nationalistische Positionen im Zuge der sogenannten Einigungskriege zwischen 1864 und 1871 auch die niederdeutschsprachige Literatur betreffen, die politische Haltungen der Zeit ebenso transportiert wie hochdeutschsprachige Literatur. Über die explizit eingesetzten Raumsemantiken im Nachfolgetext *Swinegels Reise nah Paris as Friedensstifter*, der an die Popularität des Ausgangstextes anknüpfen sollte, können der hier bewusst angelegte Gegensatz Deutschland und Frankreich sowie umfassende Übernahmen nationalistischer Haltungen aufgezeigt werden. Diese zeitgenössische Entwicklung niederdeutscher Literatur wird auch in einen größeren Zusammenhang gestellt, da das allgemeine Interesse an Texten niederdeutscher Literatursprachen jenseits von Fritz Reuters Literaturproduktion ab den 1860er Jahren wieder geringer wurde.

Dennoch etablierte sich eine niederdeutsche Literaturproduktion auch für die Folgejahrzehnte bis in die Gegenwart, steht dabei aber immer wieder in einer Auseinandersetzung mit dem Hochdeutschen als der alternativen Sprachform auch der eigenen Texte, wie Doreen Brandt mit ihrem Beitrag „*Wöör un Klaarheit*. Lyrische Mehrsprachigkeit in der neuniederdeutschen Literatur“, der Entwicklungen des späten 20. Jahrhunderts aufgreift, zeigen kann. Selbstübersetzungen in das Hochdeutsche reagierten ab den 1960er Jahren zunächst auf die abnehmende Sprachkompetenz der Rezipient:innen, entwickelten sich aber bald von der nachgeordneten Hilfestellung zum eigenständigen, in einen Dialog mit der niederdeutschen Fassung eintretenden Teil der mehrsprachigen Dichtung, die somit aus der gewonnenen Mehrsprachigkeit viel mehr Gewinn ziehen konnte als eine bloße Verständniserleichterung. Das zweisprachige Verhandeln der lyrisch aufgerufenen Themen brachte eine neue Dimension ins Spiel, die insbesondere von der Lyrikerin Waltrud Bruhn beherrscht wurde, deren Gedicht *Mien Wöör – Meine Wörter* als ein zweisprachiger Textkomplex näher betrachtet wird. Rezente Konzepte literarischer Mehrsprachigkeit werden erfolgreich mit den Angeboten jüngerer niederdeutscher Literaturproduktion abgeglichen.

Auf diese Weise bewegen sich alle Beiträge des Bandes im Spannungsfeld niederdeutscher und hochdeutscher Sprachproduktion, ergänzt um den Rotwelsch-Dialekt Masematte, der weitere sprachliche Einflüsse transportiert und ebenfalls im Kontext des Niederdeutschen und des Hochdeutschen fortgesetzt existent ist. Im genannten Spannungsfeld gegenseitiger Beeinflussung erweisen sich die niederdeutschen Anteile als eigenständiger und präsenter als oftmals vor dem Hintergrund einer übermächtig erscheinenden Überlieferung und Nutzung hochdeutscher Sprachformen angenommen. Dass die Eigenständigkeit niederdeutscher Sprachformen vornehmlich durch das bewusste Zusammenwirken mit hochdeutscher Sprachlichkeit oder mit von der hochdeutschen Sprachkultur vorgegebenen Strukturen historisch Wirkung entfalten konnte und auch gegenwärtig zum Ausdruck kommen kann, ist ein Ergebnis aller Beiträge des Bandes und zudem ein zutreffender Blick auf den Gesamtkomplex *norddeutsche Sprache und Literatur*, der zumindest historisch primär durch das Hochdeutsche und das Niederdeutsche geprägt wird.

Das Reden über norddeutsche Sprache und Literatur ist die Einladung zum Gespräch über historische und rezente Mehrsprachigkeit im norddeutschen Raum, deren hauptsächliche Akteure im historischen Feld die niederdeutschen und die hochdeutschen Sprachformen sind. Im späten 20. und im 21. Jahrhundert ist der Beitrag des Niederdeutschen

zur norddeutschen Mehrsprachigkeit gering geworden. Weitere Sprachen, die durch Migration ihren Weg nach Norddeutschland gefunden haben und dort sprachliche Gebrauchsräume ausgeprägt haben, sind hinzugekommen. Sie stehen in einem produktiven Sprachkontaktverhältnis zum Hochdeutschen, aber kaum zum Niederdeutschen. Diese Entwicklung und die daraus resultierende Sprachensituation in Norddeutschland gilt es, näher in den Blick zu nehmen. Abgesehen von dieser nur einleitend eingenommenen Perspektive auf gegenwärtige Mehrsprachigkeit lösen die Beiträge des ersten Heftes der *RegioLingua* das Versprechen ein, ein Gespräch über die sprachliche Vielfalt Norddeutschlands anzuregen. Der exemplarische Charakter der versammelten Beiträge zu unterschiedlichen Phasen sprachlicher Entwicklung im norddeutschen Raum lädt dazu ein, weitere Einzelstudien unter der hier eingenommenen Perspektive anzuschließen. Auch dafür scheint die Zeitschrift *RegioLingua* der passende Ort zu sein.

Am Übergang vom Vorwort zu den konkreten Einzelstudien steht der Dank der Herausgeber:innen für die Ermöglichung des zugrundeliegenden Austausches und seiner Publikation. Dank gilt dem *Verein für niederdeutsche Sprachforschung* sowie dem Schwerpunkt Niederdeutsch und Saterfriesisch des Instituts für Germanistik an der Carl von Ossietzky Universität Oldenburg für die Ermöglichung der Ausrichtung des 10. Nachwuchskolloquiums des VndS. Zugleich danken wir den Herausgeber:innen der neu gegründeten Zeitschrift *RegioLingua* für die Einladung, die Zeitschrift mit dem ersten Heft zu unserer Tagung zu eröffnen. Großer Dank sei den Autorinnen und Autoren ausgesprochen, die den längeren Publikationsprozess geduldig begleitet und alle Entscheidungen der Herausgeber:innen mitgetragen haben, nachdem sie bereits das Gelingen der Oldenburger Tagung ermöglicht hatten. Alle eingereichten Beiträge unterlagen einer anonymen Begutachtung. Die Herausgeber:innen bedanken sich bei den zahlreichen Gutachterinnen und Gutachtern für die konstruktiven und zügig übermittelten Anmerkungen zu den Texten des Sammelbandes. Beim abschließenden Lektorat hat uns Marc Kobbenbring (Universität Oldenburg) umfassend unterstützt, dafür sei ihm herzlich gedankt.

Im Ergebnis liegt ein Band als erstes Zeitschriftenheft der *RegioLingua* vor, das zu sehr unterschiedlichen Ausprägungen norddeutscher Sprache und Literatur Stellung bezieht und dennoch die sprachräumliche Verklammerung einhält und damit die überzeitliche Vielfalt des Regionalen unter Beweis stellt. Damit ist ein guter Weg für die neue Zeitschrift und auch für weitere Arbeiten zum Thema eingeschlagen.

Referenzen

Elmentaler, Michael und Peter Rosenberg. 2015. *Norddeutscher Sprachatlas (NOSA). Band 1: Regiolektale Sprachlagen*. Unter Mitarbeit von Liv Andresen, Klaas-Hinrich Ehlers, Kristin Eichhorn, Robert Langhanke, Hannah Reuter, Claudia Scharioth und Viola Wilcken. Hildesheim u. a.: Olms (Deutsche Dialektgeographie. 113.1).

Elmentaler, Michael und Peter Rosenberg. 2022. *Norddeutscher Sprachatlas (NOSA). Band 2: Dialektale Sprachlagen*. Unter Mitarbeit von Liv Andresen, Klaas-Hinrich Ehlers, Chiara Fioravanti, Robert Langhanke, Viola Wilcken und Martin Wolf. Hildesheim u. a.: Olms (Deutsche Dialektgeographie. 113.2).

Langhanke, Robert. 2022. Zum 10. Nachwuchskolloquium des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung im Oktober 2021 in Oldenburg (digital), in: *Korrespondenzblatt des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung*, Bd. 129, S. 112–117.

Peter, Robert. 2015. Zur Sprachgeschichte des norddeutschen Raumes, in: Hundt, Markus und Alexander Lasch (Hrsg.). *Deutsch im Norden. Varietäten des norddeutschen Raumes*. Berlin u. a.: De Gruyter (Jahrbuch für Germanistische Sprachgeschichte. 6), S. 18–35.

RegioLingua

Zeitschrift für regionale Sprache und Literatur

Herausgegeben von
Doreen Brandt, Marina Frank, Robert Langhanke, Nicole Palliwoda und Jeffrey Pheiff

Jahrgang 1 (2024)

Heft 1

Marina Frank, Robert Langhanke und Tio Roloff (Hrsg.)
Norddeutsche Sprache und Literatur. Vom Altsächsischen bis zur Masematte

Christoph Hössel

Altsächsisch von Frauenhand

Die sächsischen Kanonissenstifte und das Altsächsische

Zitationsvorschlag:

Hössel, Christoph. 2024. Altsächsisch von Frauenhand: Die sächsischen Kanonissenstifte und das Altsächsische, in: Frank, Marina, Robert Langhanke und Tio Rohloff (Hrsg.). Norddeutsche Sprache und Literatur. Vom Altsächsischen bis zur Masematte. = *RegioLingua. Zeitschrift für regionale Sprache und Literatur*, Jg. 1, Heft 1, S. 11–33. DOI: 10.17192/regiolingua.2024.1.1.8740.

https://journals.uni-marburg.de/regiolingua/
Kontakt: regiolingua@uni-marburg.de

Die Zeitschrift *RegioLingua* erscheint online über den Publikationsserver der Universitätsbibliothek Marburg unter der Creative Commons Lizenz CC-BY 4.0.

CHRISTOPH HÖSSEL

Altsächsisch von Frauenhand

Die sächsischen Kanonissenstifte und das Altsächsische

Old Saxon by Women's Hands
The Saxon *Stifte* (Endowments) for Secular Canonesses and the Old Saxon Language

Zusammenfassung: Kanonissenstifte und insbesondere die in Sachsen zur Zeit der Ottonen gegründeten Kanonissenstifte sind seit den 1990er Jahren zunehmend ins Licht der Forschung gerückt. Historikerinnen und Historiker, Kunsthistorikerinnen und Kunsthistoriker sowie Paläographinnen und Paläographen konnten dabei eine zentrale Bedeutung dieser kaisernahen Gründungen für das ottonische und frühsalische Reich nachweisen. In erhaltenen Kirchenschätzen, Bauwerken und Handschriften spiegelt sich bis heute deren ehemals exponierte Stellung. Aber auch in der Frage der Bildung nahmen die Stifte eine wichtige Rolle ein: Sie besaßen oft eigene Skriptorien, Bibliotheken und Schulen, und die Kanonissen rezipierten theologische und klassisch-antike Literatur und produzierten sogar eigene (Hrotswit von Gandersheim). Aufgrund der paläographischen Erkenntnisse von H. Hoffmann und K. Bodarwé zu den Schriftzeugnissen dieser Kanonissenstifte lässt sich schließlich auch ein Großteil der altsächsischen Zeugnisse in den Kontext der Schriftproduktion in den Stiften stellen. Nicht nur, dass diese stiftische volkssprachige Überlieferung das gesamte Spektrum der altsächsischen Texte – von Glossen bis zum Heliand – umspannt, sie deckt ebenso wichtige Bereiche des Lebens der Kanonissen ab. Es finden sich religionspraktische Literatur (Beichtspiegel), theologische Kommentare (Gandersheimer Psalmenkommentar), Predigtliteratur (Allerheiligenhomilie und Gregor-Glossen), Glossen zur Bibel und zur Bibeldichtung (Juvencus und Prudentius) sowie zum Teil ausführliche Wirtschaftstexte (Freckenhorster Heberegister). Darüber hinaus reicht die Überlieferung vom 10. Jahrhundert bis zum Ende der altsächsischen Zeit um 1200. Als Konsequenz dieser Erkenntnisse kann das Altsächsische geradezu als die Sprache der Kanonissen sächsischer Stifte verstanden werden.
Schlagwörter: Altsächsisch, frühmittelalterliche volkssprachige Überlieferung, Kanonissenstift, (Alt-)Sachsen.

Abstract: Stifte (endowments) for secular canonesses and in particular the *Stifte* in Saxony during the Ottonian era have increasingly come into the spotlight of research since the 1990s. Historians, art historians, and paleographers have been able to demonstrate the huge importance of these imperial endowments for the Ottonian and the early Salian empire. Their formerly outstanding position is still perceivable today in preserved church treasures, buildings and manuscripts. But these *Stifte* also played an important role in education: They often had their own scriptoria, libraries and schools, and the canonesses

RegioLingua
Zeitschrift für regionale Sprache und Literatur

RegioLingua. Zeitschrift für regionale Sprache und Literatur, 1 (2024), Bd. 1, 11–33.
DOI: 10.17192/regiolingua.2024.1.1.8740

studied theological and classical literature and even produced their own texts (Hrotsvitha of Gandersheim). Based on the paleographic insights of H. Hoffmann and K. Bodarwé on the manuscripts from these *Stifte*, a major part of the Old Saxon texts can ultimately be placed in the context of female canonical writing. Not only do these canonical vernacular written records correspond to the entire spectrum of Old Saxon texts – from glosses to the *Heliand* – they also reflect important areas of the canonesses' lives. There are practical religious texts (Old Saxon Confession), theological commentaries (Psalms Commentary from Gernrode), sermons (All Saints Homily and glosses on Gregory the Great), glosses on the Bible and on biblical poetry (Juvencus and Prudentius) as well as sometimes detailed economic texts (*Heberegister* from Freckenhorst). In addition, the preserved texts cover a time span from the 10th century to the end of the Old Saxon period around 1200. As a consequence of these insights, Old Saxon for the most part can be seen as the language of the secular canonesses of these Saxon communities.
Keywords: Old Saxon, vernacular writing in the early Middle Ages, Stift (endowment) for secular canonesses, Old Saxony.

1. Einleitung

Auf die Eingliederung Sachsens ins Frankenreich um 800 und die ersten Kloster- und Bistumsgründungen im Zuge der Missionierung (man denke etwa an die Benediktinerklöster Werden und Corvey oder an die Bistümer Münster, Paderborn und Hildesheim) folgt eine beispiellose Gründungswelle von geistlichen Frauengemeinschaften, meist Kanonissenstiften, durch den sächsischen Adel selbst. Die Präferenz der sächsischen Adelsstrukturen für solche Konvente ist der Forschung schon seit langem bekannt.[3] Die liudolfingischen Stifte Essen, Gandersheim und Quedlinburg gelten nicht zuletzt als zentrale Orte der ottonischen Herrschaft im Reich.

Trotz dieser unangezweifelten prinzipiellen Bedeutung standen die Frauengemeinschaften in der Forschung lange im Schatten der benediktinischen Männerklöster. Man ging wie selbstverständlich davon aus, dass Bildung eine Sache der Männer wäre, und dass sich diese im frühen Mittelalter wesentlich auf den Bereich des monastischen, insbesondere benediktinischen Lebens beschränkte.[4] Erst gezielte Untersuchungen zu den ottonischen Kanonissenstiften vor allem seit den 1990er Jahren – durch Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler wie Thomas Schilp, Irene Crusius, Jan Gerchow, Klaus Gereon Beuckers, Ute Küppers-Braun, Hartmut Hoffmann oder Katrinette Bodarwé, um nur einige zu nennen – konnten schließlich zeigen, welche kulturelle Wichtigkeit den Frauenkommunitäten zukommt. Nicht nur, dass die bis heute teilweise erhaltenen Kirchenschätze mit Goldschmiedearbeiten wie der Goldenen Madonna von Essen oder Textilien wie dem Quedlinburger Martianus-Capella-Teppich und architektonische Denkmäler wie das Essener Westwerk zu den herausragenden Kunstschätzen des Mittelalters zählen: Auch die handschriftliche Überlieferung bezeugt, dass zumindest einige dieser Konvente

[3] Vergleiche für Literaturhinweise Gerchow (2003: 11).
[4] Vergleiche beispielsweise Schilp (1998: 19–39), Crusius (2001: 9–13), Bodarwé (2004: 87–90).

Schulen, Skriptorien und Bibliotheken besessen haben.[5] Mit Hrotsvit von Gandersheim lässt sich zudem eine eigene und anspruchsvolle lateinische Literaturproduktion nachweisen.[6]

Für die Altsächsischforschung hat die Neubewertung der sächsischen Kanonissenstifte und insbesondere deren Handschriftenproduktion weitreichende Folgen. Heinrich Tiefenbach hat bereits 2003 auf Grundlage der Handschriftenzuordnung nach Hoffmann (1993) auf die Bedeutung des Stiftes Essen für die altsächsische Überlieferung hingewiesen (Tiefenbach 2003a). Der vorliegende Beitrag möchte nun das Verhältnis der derzeit bekannten Zeugnisse des Altsächsischen zu den sächsischen Kanonissenstiften allgemein untersuchen und umreißen.

2. Sächsische Kanonissenstifte[7]

Der heutige Terminus *Kanonissenstift* (beziehungsweise *Damenstift* oder *Frauenstift*) entspricht nicht der Selbstbezeichnung der Stifte im frühen Mittelalter. Die Quellen gebrauchen hier in der Regel den Begriff *monasterium*[8] und trennen nicht zwischen den beiden schon damals unterschiedenen Formen der *vita communis*, nämlich dem gottgeweihten Leben nach monastischer Ordnung (*ordo monachicus*, Kloster) und dem nach kanonikaler Ordnung (*ordo clericalis*, Stift). Obwohl beide Formen das asketische und ehelose Leben in der Gemeinschaft unter der Aufsicht eines Abtes oder einer Äbtissin gemein haben, so unterscheiden sie sich im Wesentlichen darin, dass zum Eintritt in ein Stift kein Ordensgelübde (*professio*) abgelegt wird. Kanonissen (Stiftsdamen oder Sanctimonialen) oder Kanonikern (Stiftsherren) wird damit im Gegensatz zu Nonnen oder Mönchen prinzipiell die Möglichkeit gewährt, die Gemeinschaft auch wieder zu verlassen. Darüber hinaus besitzen jene auch das Recht zu Eigentum – das heißt auch zu einem privaten Wohnraum mit Dienerschaft – sowie unter bestimmten Bedingungen mit Einwilligung von Abt oder Äbtissin das Recht, die Klausur zu verlassen.

Der Trennung dieser beiden Formen der *vita communis* entspricht eine Scheidung von zweierlei Regularien im Zuge der karolingischen Kirchenreformen: Das monastische Leben wird auf die Einhaltung der Benediktinerregel festgelegt, das kanonikale auf die Einhaltung der bei der Aachener Synode Ludwigs des Frommen 816 bestimmten *Institutio canonicorum* (für Männer) beziehungsweise *Institutio sanctimonialium* (für Frauen). Inwieweit jedoch die letztgenannte Regel für die sächsischen Kanonissenstifte in ihrer Frühzeit tatsächlich verbindlich war, ist heute nicht mehr auszumachen:[9] Es ist davon auszugehen, dass die unterschiedlichen Frauengemeinschaften mal mehr benediktinisch und mal mehr stiftisch ausgerichtet waren. Die historischen Quellen (gerade für die drei großen Stifte Essen, Gandersheim und Quedlinburg) bezeugen allerdings eine deutliche Tendenz zu stiftischen Sonderrechten der Frauen.

---

[5] Im Jahr 1957 hat Bernhard Bischoff (1966–1981 [1957]) mit Handschriften aus dem fränkischen Kanonissenstift Chelles erstmalig ein Skriptorium in einem Kanonissenstift nachweisen können. Hartmut Hoffmann (1993) gelang dies schließlich mit Essen erstmalig für ein Kanonissenstift in Sachsen.

[6] Zur wechselvollen Nachwirkung und Beurteilung Hrotsvits vergleiche besonders Bodarwé (2006) und darüber hinaus Bodarwé (2004: 303–315).

[7] Überblick nach Schilp (1998), Crusius (2001), Gerchow (2003).

[8] Zur Terminologie in den Quellen vergleiche besonders Schilp (1998: 64–66).

[9] Thomas Schilp hat sich in seiner Habilitation (Schilp 1998) ausführlich dieser Frage gewidmet.

Die besondere Form der Einrichtung und Ordnung eines Kanonissenstiftes schien für den sächsischen Adel nach der Christianisierung und Eingliederung ins Frankenreich nach den Sachsenkriegen Karls des Großen (771–804) eine besondere Attraktivität zu besitzen. Offenbar nach dem Vorbild merowingischer und karolingischer Kanonissenstifte im Westfrankenreich – beispielsweise Chelles, Nivelles und Remiremont – stifteten sächsische Adelsfamilien Teile ihrer Besitzungen als hochadlige Frauenkommunitäten der Kirche, wobei die Stifte selbst den Stifterfamilien etwa durch die Einsetzung der Äbtissin verbunden blieben. Mehr als 55 solcher Kanonissenstifte aus der Zeit vom 9. bis zum 11. Jahrhundert lassen sich nachweisen, darunter unter anderem die Stifte Herford (um 800), Böddeken, Vreden, Wendhausen (um 840), Lamspringe, Essen, Gandersheim (um 850), Freckenhorst, Liesborn, Bassum, Wunstorf, Heerse, Meschede, Drübeck, Herzebrock, Metelen, Möllenbeck, Ringelheim (2. Hälfte 9. Jh.), Quedlinburg (936), Schildesche (939), Frose, Fischbeck, Kemnade, Gernrode, Hilwartshausen, Nordhausen, Hadmersleben, Alsleben, Kalbe, Gerbstedt, Vitzenburg, Wittekindsberg/Minden, Walbeck, Stötterlingenburg, Oldenstadt, Walsrode, Heeslingen, Geseke, Borghorst (2. Hälfte 10. Jh.), Heiningen, Oedingen, Eschwege, Steterburg, Kaufungen und Überwasserstift/Münster (1. Hälfte 11. Jh.). Auch bis ins südwestlich angrenzende fränkische Rheinland setzt sich die Welle von Stiftsgründungen fort mit Gerresheim, St. Cäcilien/Köln, St. Maria im Kapitol/Köln, St. Ursula/Köln, Elten, Neuss oder Vilich.[10] Als Stifterfamilien treten wichtige sächsische Geschlechter wie die Billunger, Ekbertiner, Immedinger oder die Bardonen in Erscheinung. Den Stiften der Liudolfinger (Essen, Gandersheim und Quedlinburg) kommt durch die Königs- und Kaiserwürde ihrer Mitglieder eine besonders herausgehobene Stellung zu.

Warum der sächsische Adel gerade die Form des Kanonissenstiftes für sich in Anspruch nahm, lässt sich nicht eindeutig beantworten. Zum einen schien dies prinzipiell durch die Rolle der Frau bei den Sachsen begünstigt zu sein: Die Ehefrauen der ottonischen Herrscher treten im Gegensatz zur karolingischen Herrschaft auffallend prominent auf. Weibliche Familienmitglieder wie beispielsweise Königin Mathilde nehmen in den Familienstrukturen zentrale Positionen ein, nicht selten kommt ihnen eine besondere Verehrung – etwa als Heilige im Falle von Mathilde – zu.[11] Darüber hinaus bietet das Stift den Familien wirtschaftliche Vorteile: Der Besitz wird vor Erbteilung bewahrt, weibliche Nachkommen können ohne eine Heirat versorgt werden.

Ein weiterer entscheidender Punkt war die *memoria* der Familie: Die Stifte dienten als Grablege der Familienmitglieder, die Kanonissen sorgten für das Totengedenken, die Bitte um das Seelenheil und für das allgemeine Gedächtnis der Familiengeschichte (etwa in Annalen). Im Gegensatz zu den Möglichkeiten eines Klosters konnten die Stifte dabei eine öffentliche Rolle einnehmen. Sie waren damit auch Orte der Repräsentation der Familien und nahmen sogar konkrete Herrschaftsaufgaben wahr (so etwa die Vertretung Kaiser Ottos III. bei seinen Italienzügen durch dessen Tante Mathilde, Äbtissin von Essen). Verbunden mit dem Aspekt der *memoria* kommt den Stiften die Funktion von Ausbildungsstätten des adligen Nachwuchses zu: Königin Mathilde selbst genoss im Stift

[10] Vergleiche besonders Crusius (2001: 20), Gerchow (2003: 17 f.).
[11] Zur Heiligenverehrung von ottonischen Frauen vergleiche Corbet (1986).

Herford ihre Erziehung, und sogar Jungen konnten in den Stiften ausgebildet werden wie beispielsweise der erste isländische Bischof Ísleifr Gissurarson in Herford oder Thietmar von Merseburg in Quedlinburg.[12]

Mit dem 11. Jahrhundert verschlechtert sich die Lage der Kanonissenstifte, und es beginnt ihr Niedergang. Der Investiturstreit entzieht den Stiftern zunehmend den Einfluss. Darüber hinaus sterben die meisten sächsischen Adelsfamilien im Laufe des 11. und 12. Jahrhunderts aus. Im Zuge der Reformbewegungen der Kirche gerät das Leben der Kanonissen in Kritik: In der Lateransynode von 1059 wird die Aufweichung der *vita communis* durch die Möglichkeit zu Besitz in den Stiften und ein sittlicher Verfall (etwa durch gute Versorgung an Brot, Wein und Bier) angeprangert.[13] Immerhin noch 17 der sächsischen Kommunitäten überleben in ihrer stiftischen Ordnung über das 13. Jahrhundert hinaus (Gerchow 2003: 18 f.).[14]

3. Schule und Skriptorium

Lange war die Frage, ob es in sächsischen Kanonissenstiften Skriptorien gäbe, offen, und die Forschung tendierte eher dazu, diese mit „nein“ zu beantworten. 1991 schreibt Gerhard Karpp:

> Daß die Titeleinträge von einer der zweifellos gebildeten adligen Stiftsdamen herstammen, wird man vielleicht weniger annehmen, obwohl deren Schreibtätigkeit und Bildungsbemühen im 10. Jahrhundert vielfach, z. B. durch ihre Textglossierungen, belegt ist […]. Man sollte eher an einen Kleriker denken, wie die Stiftsdamen ihn seit jeher für den priesterlichen Dienst des Messelesens, Beichtehörens usw. benötigten, der sich dann gelegentlich auch mit ihrem Bücherbesitz und also mit diesen Texthandschriften befaßte. (Karpp 1991: 201 f.)

Als Hartmut Hoffmann aber 1993 seine paläographischen Studien zu den Essener Handschriften veröffentlichte (Hoffmann 1993), brachte er gewichtige Argumente vor, dass die Kanonissen in Essen tatsächlich Handschriften anfertigten: Ausgehend von Schreibhandanalysen der Düsseldorfer Handschriften D 2, die aus Essen stammt, sowie D 1 und D 3 mit Nachtragshänden aus Essen konnte er den Stil des Skriptoriums beschreiben, und über die große Anzahl der nachweisbaren Hände folgert er, dass sich die eher geringe Anzahl an zuständigen Klerikern in Essen mit den Händen der Handschriften nur schlecht decken könne. Außerdem sei die Annahme einer eigenen Schule allein für die betreuenden Kleriker Essens abwegig (Hoffmann 1993: 118).

[12] Zu prominenten Schülerinnen und Schülern in sächsischen Kanonissenstiften vergleiche Bodarwé (2004: 76–81). Vergleiche darüber hinaus auch Parisse (1992: 480).

[13] Die Kritiker weisen außerdem auf die regionale Besonderheit des Phänomens Kanonissenstift hin (Gerchow 2003: 13).

[14] Auch wenn ein großer Teil der Stifte schon im Laufe des Mittelalters in Vergessenheit geraten zu sein scheint, halten einige an ihrer Tradition fest und sind sich ihrer bewusst. Auch mittelniederdeutsche Texte wie das Freckenhorster Legendar (Fleck et al. 2003 – auch wenn Freckenhorst im 13. Jahrhundert reguliert worden ist, vergleiche Kohl 1975: 74 f. und 1979: 44 f.) und die Gandersheimer Reimchronik des Priesters Eberhard (Wolff 1969) geben Zeugnis davon.

Die nach Hoffmann immer noch herrschenden Zweifel – so äußert sich Thomas Schilp in seiner Habilitation zur Existenz von Skriptorien in Kanonissenstiften skeptisch bis ablehnend (Schilp 1998: 202 f., Anm. 562 und 563) – konnte schließlich Katrinette Bodarwé (2004: bes. 87–96) mit ihrer umfangreichen Studie über die Schriftlichkeit der Kanonissen nicht nur in Essen, sondern auch in Gandersheim und Quedlinburg aus dem Weg räumen. Nicht zuletzt Schreibereinträge wie der Nachtrag auf fol. 305v in Düsseldorf, ULB Ms. B 3 (Leihgabe der Stadt Düsseldorf) in den Handschriften belegen Lateinstudium und Schreibtätigkeit in Essener Schrift von Kanonissen sowie für den Unterricht zuständige *magistrae*.[15]

Dass es in den Kanonissenstiften Schulen und Bildung gab, legen zudem die historischen Quellen nahe. So wird beispielsweise in der *Vita Mathildis posterior* davon berichtet, wie Mathilde bei ihren Besuchen im Stift Nordhausen das Studium der Kanonissen in der „*scola*“ beobachtet (Kap. 23, Schütte 1994: 193). In einer Anmerkung in der Edition Schüttes (1994: 193, Anm. 199) deutet dieser die Schule noch als „Singschule“. Im Kontext der neueren Erkenntnisse muss man annehmen, dass die Schülerinnen (und Schüler) dort auch Latein und damit Lesen und Schreiben gelernt haben. Auch Hrotsvit von Gandersheim berichtet von der weit verbreiteten Lektüre des (klassischen Schulautors) Terenz (*Praefatio* zu den Dramen, Berschin 2001: 132), zu dessen Dramen sie mit ihren eigenen eine christliche Alternative schaffen möchte. Und tatsächlich ist in der Leipziger Universitätsbibliothek eine – sogar lateinisch, althochdeutsch-mittelfränkisch und altsächsisch glossierte – Essener Abschrift der Werke des Terenz aus der zweiten Hälfte des 10. Jahrhunderts erhalten (Rep. I. 37).[16] Nicht zuletzt ist es schwer vorstellbar, wie Hrotsvit selbst zu ihrer Bildung gekommen sein sollte, wenn nicht durch eine Ausbildung in einer Schule, wie sie ihre Werke verfasst haben sollte ohne eine Bibliothek in ihrem Stift, oder gar ohne lesen und schreiben zu können.

Die Ergebnisse der paläographischen Untersuchungen an Handschriften aus den „Frauenskriptorien“ in Essen, Gandersheim, Quedlinburg und auch Nordhausen hat Hoffmann 2012 in einer Gesamtdarstellung noch einmal aufgeführt (Hoffmann 2012: 37–159). Hoffmann kommt dabei auf 48 bekannte Handschriften und Fragmente vom 9. bis zum 11. Jahrhundert mit Schriftzeugnissen (inklusive Nachtragstexten) des Essener Skriptoriums, 26 des Gandersheimer, 21 des Quedlinburger und 15 des Nordhäuser Skriptoriums.[17]

4. Altsächsische Zeugnisse und ihr Verhältnis zu den Kanonissenstiften

Abgesehen von der reichen Namenüberlieferung[18] unterteilt sich das altsächsische Korpus, das vom 9. bis ins 12. Jahrhundert reicht, in die Dichtungen Heliand mit sechs

[15] Vergleiche Bodarwé (2004: 75 f.), Tiefenbach (1984: 191).

[16] Vergleiche Bodarwé (2004: 437 f.), Hoffmann (2012: 59), Schröder (1925), Bergmann (1977: 302–304), Tiefenbach (2006: 4 f.), BStK-Nr. 382.

[17] Mit leichten Abweichungen bei Bodarwé (2004), zu denen Hoffmann nur teilweise Stellung nimmt. Vergleiche zu Essen Hoffmann (2012: 42–68), Bodarwé (2004: 246–284), zu Gandersheim Hoffmann (2012: 71–79), Bodarwé (2004: 238–246), zu Quedlinburg Hoffmann (2012: 88–98), Bodarwé (2004: 286–300), und zu Nordhausen Hoffmann (2012: 81–86). Eine Gesamtübersicht über die Handschriften aus Essen, Gandersheim und Quedlinburg in Bodarwé (2004: 361–480) (mit 136 Handschriften und Fragmenten).

[18] Vergleiche zur altsächsischen Namenüberlieferung unter anderem Schlaug (1955 und 1962), Tiefenbach (1984 und 2014), Greule und Riecke (2009).

Textzeugen (5983 Verse in zwei annähernd vollständigen Handschriften M, C und vier Fragmenten P, L, S, V) und Genesis (334 Verse in einem Fragment und 615 Verse in altenglischer Übersetzung, die sogenannte Genesis B),[19] in die „kleineren Texte", zu denen auch die Interlinearversionen gezählt werden, und in die Glossenüberlieferung.

Die kleineren Texte machen insgesamt 24 Zeugnisse aus.[20] 19 von ihnen sind als altsächsisch im engeren Sinne – also allenfalls mit wenig althochdeutschem Einfluss – anzusprechen:

a) das Altsächsische Taufgelöbnis (Ende 8. Jh.),[21]
b) der *Indiculus superstitionum et paganiarum* mit altsächsischen Einzelwörtern (Ende 8. Jh.),
c) das *Abecedarium Nordmannicum* (2. Viertel 9. Jh.),
d) die beiden Wiener Segen (*Spurihalz* und *Contra vermes*; Anfang 10. Jh.),
e) das Werdener Heberegister (1. Hälfte 10. Jh.),
f) das Fragment des Paderborner Psalters (Interlinearversion, vermutlich Mitte 10. Jh., verschollen),
g) das Kölner Taufgelöbnis (vielleicht 2. Hälfte 10. Jh., nur frühneuzeitliche Abschriften),
h) die beiden Fragmente des Lublin/Wittenberger Psalters (Interlinearversion, fortgeschrittenes 10. Jh.),
i) die Fragmente des Gernroder Psalmenkommentars (spätes 10. Jh., verschollen),
j) der Beichtspiegel (Ende 10. Jh.),
k) die Allerheiligenhomilie (Ende 10. Jh.),
l) die beiden Essener Heberegister (Ende 10. Jh. und um 1000),
m) die Sentenz Leos von Vercelli (1016 oder kurz danach),
n) der Trierer Blutsegen (11. Jh.),
o) die altsächsische Münzinschrift des Gittelder Pfennigs (vielleicht 3. Viertel 11. Jh.),
p) die Freckenhorster Heberolle (verschollen) mit dem Heberegister (Ende 11. Jh.) sowie
q) der Niederdeutsche Glaube (12. Jh., nur frühneuzeitlicher Abdruck).

Fünf weitere Zeugnisse sind hauptsächlich althochdeutsch und tragen mehr oder weniger starke altsächsische Spuren:

r) das Hildebrandslied (1. bis 2. Drittel 9. Jh.),
s) *De Heinrico* (11. Jh.),
t) der Trierer Pferdesegen (11. Jh.),
u) der Trierer Reimspruch nach Gregor dem Großen (um 1200) und
v) der Vatikanische Pferdesegen (12. Jh.) mit Teilen ebenso in einer Pariser Handschrift (13. Jh.).

[19] Vergleiche Behaghel und Taeger (1996: XVIII–XXIV, XXIX f.) und zum Neufund von Heliand L vergleiche besonders Schmid (2006 und 2007), Sahm (2007), Hellgardt (2013a).
[20] Edition der meisten Texte in Wadstein (1899) und Steinmeyer (1971 [1916]). Vergleiche darüber hinaus: Staiti (2003), Foerste (1950: 90–125), Schröder (1902), Tiefenbach (2003b), Quak (1987 und 1999), Klein (1990). Zum Überblick: Bergmann (2013).
[21] Die Altersangaben bezeichnen den Zeitpunkt der Niederschrift.

Nach dem derzeitigen Stand der Glossenforschung (April 2023) sind 74 Handschriften und Fragmente mit altsächsischen Glossen im weitesten Sinne bekannt.[22] Von diesen weisen 39 einen relativ unbeeinflussten altsächsischen Sprachstand auf, 25 althochdeutsche oder altenglische Glossenhandschriften zeigen einen mehr oder weniger starken altsächsischen Einfluss,[23] und die Glossen weiterer zehn Handschriften könnten altsächsisch sein, sind aber sprachlich nicht eindeutig bestimmbar (auch althochdeutsch, insbesondere mittelfränkisch, oder altniederländisch möglich). Vor allem das Korpus der Glossen wächst noch immer stetig durch Neufunde an: Sind in Wadstein (1899) 14 Glossenhandschriften ediert, so listet Steffen Krogh (1996: 126–137) fast 100 Jahre später 27 Handschriften auf (davon 19 der Gruppe mit den mehr oder weniger „reinen" altsächsischen Glossen, eine der 27 Handschriften ist zu streichen [BStK-Nr. 106b]). Bei Tiefenbach (2001 und 2009) finden sich insgesamt 51 Glossenhandschriften (davon BStK-Nr. 106b zu streichen), 31 von ihnen können als altsächsisch im engeren Sinne angesehen werden. Neufunde ergeben sich insbesondere auch aus der vor allem von Andreas Nievergelt durchgeführten systematischen Suche nach zunächst unauffälligen Griffelglossen – also Glossen, die nicht mit Feder und Tinte auf das Pergament gebracht, sondern mit einem Griffel (*stilus*) ohne Farbauftrag in die Oberfläche des Pergaments geritzt oder gedrückt worden sind. In der Regel wird diese Art von Glossen erst unter einem Streiflicht sichtbar (bei der Autopsie erzeugt mit einer Taschenlampe). Seit 2009 stieg die Anzahl der bekannten altsächsischen Griffelglossenhandschriften von zwei (Wadstein) auf acht beziehungsweise neun inklusive eines sprachlich nicht eindeutig bestimmbaren, aber potentiell altsächsischen Falls.[24] Der jüngste Fund altsächsischer Griffelglossen stammt vom 20. April 2023: Es handelt sich um Glossen der Handschrift Zerbst, Francisceumsbibliothek Mscr. 11 (BStK-Nr. 1108).[25]

Vergleicht man nun die Überlieferung des Altsächsischen mit der Überlieferung von Handschriften aus Kanonissenstiften, so ergibt sich folgendes Bild: Sieben der 19 kleineren altsächsischen Texte im engeren Sinne – nämlich Kölner Taufgelöbnis (aus St. Cäcilien/Köln, g), Gernroder Psalmenkommentar (i), Beichtspiegel (j), Allerheiligenhomilie (k), beide Essener Heberegister (l) und Freckenhorster Heberegister (p) – stammen aus Kanonissenstiften. Insgesamt macht die stiftische Überlieferung damit der Anzahl nach etwas mehr als ein Drittel aus. Im Gegenzug stehen nur drei der 19 Texte in näherem Zusammenhang mit Benediktinerklöstern (c mit der Reichenau, e mit Werden, f mit dem Kloster Abdinghof in Paderborn). Für einen Teil der Texte (h und q) liegt die Herkunft außerdem vollkommen im Dunkeln. Drei der übrigen elf Zeugnisse (a, b, c) fallen darüber hinaus in die Zeit vor den Stiften und nehmen mit ihrem hohen Alter auch sprachlich eine Sonderstellung ein. Berücksichtigt man zu alldem auch den Umfang der Texte, so kann man sagen, dass sogar der Großteil aus Kanonissenstiften stammt. Zeugnissen wie dem Freckenhorster Heberegister (p, dem mit Abstand umfangreichsten der kleineren Texte), dem Beichtspiegel (j) und der Allerheiligenhomilie (k) stehen nur wenige Wörter

[22] Publikation der Liste durch Christoph Hössel in Vorbereitung.
[23] Vergleiche zu vielen davon besonders Klein (1977: 1–328).
[24] Vergleiche auch Nievergelt und Wich-Reif (2020: 89).
[25] Edition in Vorbereitung durch Andreas Nievergelt und Christoph Hössel.

umfassende Zeugnisse wie die Sentenz Leos von Vercelli (m) oder der Gittelder Pfennig (o) gegenüber.

Von den 39 altsächsischen Glossenhandschriften (und -fragmenten) im engeren Sinne stammen 15 aus sächsischen Kanonissenstiften – nämlich aus Essen (BStK-Nr. 57, 104, 105, 106, 106a, 106d, 149, 382, 385 [oder Elten], 412, 1067), Liesborn (BStK-Nr. 963), Gandersheim (BStK-Nr. 92), Lamspringe (BStK-Nr. 966) und Quedlinburg (BStK-Nr. 1072a). Zehn der 24 übrigen Handschriften haben eine unklare Provenienz (BStK-Nr. 98+953, 343 [II], 354, 356b, 721, 770, 774ac, 855, 1108). Dem stehen zehn Glossenhandschriften aus Benediktinerklöstern gegenüber (Werden: BStK-Nr. 55, 58, 106c, 106e, 365, 1063, 1063a, Abdinghof/Paderborn: BStK-Nr. 333, St. Johannes Baptist auf dem Berge/Magdeburg: BStK-Nr. 378, Nienburg: BStK-Nr. 356c), eine aus dem Domstift Merseburg (BStK-Nr. 437), ein altsächsisch glossiertes lateinisch-lateinisches Glossar vermutlich aus Trier (BStK-Nr. 879) und die beiden jungen Glossare (Ende 12. Jh.) aus den Zisterzienserklöstern Marienfeld und Hardehausen (BStK-Nr. 49, 362). Wie schon bei den kleineren Texten machen auch bei den Glossenhandschriften die Zeugnisse aus Kanonissenstiften insgesamt etwas mehr als ein Drittel aus. Von den verschiedenen Handschriftengruppen nach Herkunft bilden sie die größte. Und auch im Bezug auf die Anzahl der Glossen liegt der Schwerpunkt bei der stiftischen Überlieferung: Die beiden umfangreichsten altsächsischen Glossenhandschriften BStK-Nr. 149 (Essener Evangeliar) mit etwa 550 Glossen und weit über 1000 altsächsischen Wörtern und BStK-Nr. 105 (Prudentius-Glossen) mit mehr als 770 altsächsischen Glossen stammen aus Essen. Die ebenfalls umfangreich glossierte Vergil-Handschrift BStK-Nr. 721 (etwa 330 altsächsische Glossen) besitzt keine gesicherte Herkunft. Von den acht (beziehungsweise neun) altsächsischen Griffelglossenhandschriften stehen drei beziehungsweise vier aus Essen (BStK-Nr. 103 [?], 104, 105, 149) und eine aus Quedlinburg (BStK-Nr. 1072a) neben zwei aus Werden (BStK-Nr. 106e, 1063), und zwei mit unsicherer Provenienz (BStK-Nr. 437 [überliefert in Merseburg], 1108 [überliefert in Nienburg]).

Zusammengefasst bedeutet dies: Sowohl bei den kleineren Texten als auch bei den altsächsischen Glossen stammt mehr als ein Drittel der Zeugnisse aus Kanonissenstiften – wobei zu berücksichtigen ist, dass bei den übrigen Fällen auch solche mit unklarer Herkunft eingerechnet sind. Bezogen auf den Umfang der Überlieferung liegt ein deutlicher Schwerpunkt auf den stiftischen Texten.

Nach dem Zeugnis der erhaltenen Texte treten die Kanonissenstifte Essen (mit einer vermutlich überlieferungsbedingten herausgehobenen Stellung), Liesborn, Freckenhorst, Gandersheim, Lamspringe, Quedlinburg – das heißt sechs von den über 55 sächsischen – und vermutlich St. Cäcilien/Köln als Schreiborte in Erscheinung. Vor allem bei der Herstellung der Essener Texte ist wenigstens eine Beteiligung der Kanonissen selbst anzunehmen, bei den übrigen ist diese zu vermuten. Im Einzelfall kann jedoch auch ein Kanoniker als Schreiber in Frage kommen. Die Stifte Gernrode mit dem Gernroder Psalmenkommentar (i) und Elten mit dem heute verschollenen Lindauer Evangeliar (BStK-Nr. 385), beide geschrieben in Essen, sind Überlieferungsorte des Altsächsischen.

5. Spektrum der Texte und Glossierungen

5.1. Kommentarliteratur

Ein Teil der altsächsischen Überlieferung aus den Stiften gehört der Gruppe der Bibelkommentare an. Das Studium der Bibeltexte und ihr gründliches Verständnis waren notwendigerweise die Grundlage für ein geistliches Leben. Das Essener Evangeliar (Essen, Münsterschatzkammer Hs. 1; BStK-Nr. 149),[26] eine ursprünglich nicht aus Essen stammende Handschrift (um 800, Nordostfrankreich/Nordwestdeutschland), hat offenbar in Essen zu einem gewissen Zeitpunkt seinen liturgischen Zweck an ein anderes Evangeliar abgetreten und ist dann im 10. und 11. Jahrhundert zu umfangreichen Lektürestudien genutzt worden. Dabei wurden zahlreiche lateinische Glossen und Scholien sowie altsächsische Glossen (zum Teil auch in den Scholien) eingetragen. Die Handschrift trägt nicht nur eine umfangreiche und komplexe altsächsische Glossenüberlieferung, sondern auch die umfangreichste altsächsische Griffelglossenüberlieferung.[27]

Ein weiteres altsächsisch glossiertes Evangeliar ist das heute verschollene Lindauer Evangeliar (ehem. Privatbesitz Freiherr Max Lochner von Hüttenbach, Lindau; BStK-Nr. 385).[28] Nach Hoffmann wurde es im dritten Viertel des 10. Jahrhunderts in Essen geschrieben, später ist es ins Kanonissenstift Elten gelangt. Das Lektionar-Fragment der Fürstlich Bentheimschen Bibliothek zu Burgsteinfurt (Privatbesitz; BStK-Nr. 1067)[29] stammt ebenso aus Essen (nach Bodarwé drittes Viertel 10. Jh.) und trägt altsächsische Bibelglossen, teils im fortlaufenden Text (mit lateinischem Kommentar) und teils auch interlinear.[30] Beide Bibelglossierungen sind verwandt mit der des Essener Evangeliars. Die Bibelhandschrift (Briefe) Berlin, Staatsbibliothek Ms. theol. lat. 2° 481 (BStK-Nr. 57)[31] trägt zwei altsächsische Glossen (eine in *bfk*-Geheimschrift) neben einer Vielzahl an lateinischen und althochdeutsch-oberdeutschen (mit vermutlich mittelfränkischer Vorlage). Die Handschrift ist im zweiten Viertel des 10. Jahrhunderts in Essen geschrieben worden und gelangte zwischen dem 11. und 15. Jahrhundert nach Werden. Eine einzelne altsächsische Glosse findet sich auch in der Bibelhandschrift Düsseldorf, ULB, Ms. A 6 (Leihgabe der Stadt Düsseldorf) (BStK-Nr. 106a),[32] die zum Essener Bücherbestand gehört hat.

Auch die Glossierung von Homilien zu den Evangelien gehört im weiteren Sinne der Bibelkommentarliteratur an. Die Handschrift mit dem zweiten Teil der *Homiliae in evangelia* Gregors des Großen aus Essen (Düsseldorf, ULB Ms. B 80 [Leihgabe der Stadt Düsseldorf]; BStK-Nr. 104)[33] weist zahlreiche altsächsische Glossen auf (vor allem

[26] Bodarwé (2004: 405–408), Hoffmann (2012: 56 f.), Wadstein (1899: 48–61).
[27] Edition der Griffelglossen und Neuedition der Federglossen in Vorbereitung durch Andreas Nievergelt und Christoph Hössel.
[28] Bodarwé (2004: 438 f.), Hoffmann (2012: 61), Wadstein (1899: 46 f.).
[29] Bodarwé (2004: 374 f.), Hoffmann (2012: 42, Anm. 25), Edition in Vorbereitung durch Arend Quak und Timothy Sodmann.
[30] Vergleiche Tiefenbach (2009: 1219–1221).
[31] Bodarwé (2004: 366–368), Hoffmann (2012: 42 f.), Tiefenbach (2001: 333 und 2009: 1221), Klein (1977: 120–122), StSG (Bd. 1, 781,6 f. und Bd. 4, 308,4).
[32] Bodarwé (2004: 377 f.), Hoffmann (2012: 45), Tiefenbach (1985: 116 f.).
[33] Bodarwé (2004: 385 f.), Hoffmann (2012: 46), Wadstein (1899: 62–65), Neuedition in Vorbereitung durch Christoph Hössel.

Griffel- und Farbstiftglossen). Diese konzentrieren sich im Wesentlichen auf die nachgebundene und gekürzte 38. Homilie, die im Gegensatz zur Haupthandschrift nicht aus dem 10., sondern schon aus dem 11. Jahrhundert stammt (Bodarwé 2004: 142). Die Glossen datieren ebenfalls ins 11. Jahrhundert. Gerade die 38. Homilie hat einen Bezug zum Leben der Kanonissen: Gregor berichtet in ihr vom Schicksal seiner drei Tanten Tharsilla, Gordiana und Aemiliana, die ihr Leben in einer Gemeinschaft Gott geweiht hatten. Die altsächsischen Griffelglossen eines im 10. Jahrhundert in Fulda[34] geschriebenen Homiliars aus Quedlinburg (Halle, ULB Sachsen-Anhalt Qu. Cod. 216; BStK-Nr. 1072a)[35] mit Glossen vor allem zu Gregors Evangelienhomilien sind im November 2018 von Andreas Nievergelt entdeckt worden (Nievergelt 2019: 332). Abgesehen von Namen sind sie die ersten altsächsischen Zeugnisse aus dem Stift Quedlinburg.

Die Evangelienhomilien sind nicht nur Bibelkommentare, sondern natürlich auch Predigten. Nachträgliche Eintragungen wie Abschnittsunterteilungen und Intonationszeichen in den Handschriften beweisen, dass die Texte vorgelesen worden sind. Die Lesungen fanden vermutlich jedoch nicht im Rahmen von Gottesdiensten, sondern zu Stundengebeten (Bodarwé 2004: 301) und Tischlesungen (vergleiche Marginale *ad mensam* in Halle, ULB Sachsen-Anhalt Qu. Cod. 216, fol. 92rb) statt. Die eigentliche Natur der Texte als Homilien lässt daher nicht den Schluss zu, dass die glossierenden Schreiber männliche (und damit zur Priesterweihe berechtigte) Kleriker sein müssten.

Ebenso predigtnah, aber zweifelsfrei als Kommentar anzusprechen ist der Text der heute verschollenen Gernroder Psalmenkommentar-Fragmente (ehem. Dessau, Herzogliche Gipskammer).[36] Die Fragmente, beinahe nur Schnipsel von Pergamentseiten, wurden im 19. Jahrhunderts als Umschlag für Rechnungen aus dem Stift Gernrode entdeckt. Eine Herkunft aus Gernrode schloss die alte Forschung mit einer frühen Datierung ins 9. Jahrhundert aus.[37] Bischoff (1966–1981 [1971]: 107) erkannte in der Schrift ein Zeugnis des späten 10. Jahrhunderts, Hoffmann (1993: 124) stellte schließlich die Essener Schriftheimat fest. Der rein altsächsische Kommentartext (nur die lateinischen Psalmenanfänge werden zitiert) zeigt eine Prosa von außergewöhnlich hoher literarischer Qualität und ist gegenüber den offenbar verschiedenen lateinischen Vorlagen relativ eigenständig. Vergleiche zu Notkers Leistungen wurden von der Forschung immer wieder gezogen.[38]

5.2. Religionspraktische Literatur

Auch in allen drei großen theologischen Gebrauchshandschriften aus Essen Düsseldorf, ULB Ms. D 1, D 2 und D 3 (Leihgaben der Stadt Düsseldorf)[39] findet sich Altsächsisches. Das in Essen geschriebenen Sakramentar Ms. D 2 (drittes Drittel 10. Jh.) beinhaltet auf fol. 204²r–205²r den altsächsischen Beichtspiegel.[40] Sprachlich weist der Text, der eine

[34] Die Angabe, dass die Handschrift aus Corvey stamme, ist ein Fehler (Hoffmann 1986: Bd. 1, 150 f., Bodarwé 2004: 430).
[35] Bodarwé (2004: 430), Hoffmann (2012: 90 f.), Edition in Vorbereitung durch Christoph Hössel.
[36] Bodarwé (2004: 370), Hoffmann (2012: 43 f.), Wadstein (1899: 4–15 und 121–123), vergleiche auch Hössel (2021).
[37] Vergleiche Gallée (1993: 5), Holthausen (1921: 13).
[38] Vergleiche Rathofer (1976: 23), Tiefenbach (2003a: 116).
[39] Bodarwé (2004: 389–397), Hoffmann (2012: 47–54).
[40] Wadstein (1899: 16 f.), Foerste (1950: 9–89).

von althochdeutschen Beichten abhängige Übersetzung darstellt, noch ins 9. Jahrhundert (Foerste 1950: 27 f. und 89). Als Entstehungsort kommt nicht nur das unter anderem von Foerste angeführte Werden in Frage, sondern auch der Überlieferungsort Essen selbst. Bemerkenswert ist hierbei die Tatsache, dass der altsächsische Beichtspiegel in einen lateinischen Bußordo eingefügt worden ist, für die interlinear Anpassungen an das feminine Genus vorgenommen worden sind.[41] Das Missale Ms. D 3 (BStK-Nr. 106d) enthält zwei altsächsische Glossen und verschiedene Namenseintragungen.[42]

Das Kölner (oder Altwestfälische) Taufgelöbnis[43] ist nur in den frühneuzeitlichen Abschriften des Juristen Stefan Broelmann erhalten (nach Einsturz des Kölner Stadtarchivs wohl gerettet). Es stammte aus einem Sakramentar von St. Cäcilien und zeigt eine Verwandtschaft zu den übrigen althochdeutschen und altsächsischen Taufgelöbnissen. Man hat vermutet, dass die frühere Überlieferung über Werden und Essen vonstattenging.

5.3. Schulliteratur

Eine Gruppe von altsächsisch glossierten Handschriften kann als Schulhandschriften mit klassischen lateinischen Autoren angesprochen werden. Hierzu gehört die Essener Terenz-Handschrift (Leipzig, UB Rep. I. 37; BStK-Nr. 382)[44] mit zahlreichen lateinischen Glossen und einer altsächsischen sowie einer Reihe von mittelfränkischen Glossen aus dem 11. Jahrhundert mit ahd. *serden* (*sertan*) ‘Geschlechtsverkehr haben’. Da diese althochdeutschen Glossen – von Edward Schröder als „schmutzglossen“ bezeichnet – wohl nicht von einer Essener Hand stammen, ist nicht mit Gewissheit zu bestimmen, wer ihr Urheber war.

Sporadische altsächsische Glossierung findet sich ebenso in einer Scholie aus dem in Essen im 10. Jahrhundert ergänzten ersten Teil von zwei Lagen (fol. 1–16) der Priscian-Handschrift London, BL Harley 2674 (BStK-Nr. 412)[45] und im zweiten, Solinus enthaltenden Teil (fol. 48–87) der Handschrift Wolfenbüttel, HAB Cod. Guelf. 133 Gud. lat. 2° (BStK-Nr. 963),[46] der aus Liesborn stammt (10./11. Jh.).

Die Prudentius-Handschrift Düsseldorf, ULB Ms. F 1 (Leihgabe der Stadt Düsseldorf) (BStK-Nr. 105)[47] ist hingegen mit 776 altsächsischen (davon zehn mit Griffel) und 110 mittelfränkischen – und dazu noch mehr lateinischen – Glossen eine dichte Glossenhandschrift. Sie besteht aus drei Teilen: Die ersten beiden fol. 1–40va und fol. 40va–56va sind mit einem zeitlichen Abstand im 10. Jahrhundert in Werden entstanden. Nur in ihnen finden sich die mittelfränkischen Glossen, die ebenso nach Werden weisen. Danach muss die unvollständige Handschrift nach Essen gelangt sein,[48] wo sie um einen dritten Teil ergänzt worden ist (zwei Lagen, fol. 56va–69vb, 11. Jh. nach Bodarwé 2004: 135).

---

41 Vergleiche Wadstein (1899: 124), Bodarwé (2004: 250, Anm. 115).
42 Vergleiche Dausend (1920: 92), Huth (1986), SchG (Bd. 1, 59), Nievergelt (2015: 306–308).
43 Foerste (1950: 90–125), Baesecke (1966 [1944] und 1966 [1947]).
44 Bodarwé (2004: 437 f.), Hoffmann (2012: 59), Schröder (1925), Bergmann (1977: 302–304), Tiefenbach (2006: 4 f.).
45 Bodarwé (2004: 442–444), Hoffmann (2012: 62), Thoma (1951: 254 f.).
46 Munk Olsen (1982–1989: Bd. 2, 519), Mayer (1974: 146).
47 Bodarwé (2004: 398–400), fehlt in Hoffmann (2012) kommentarlos, Wadstein (1899: 89–104). Neuedition in Vorbereitung durch Christoph Hössel.
48 Vergleiche auch Kahsnitz (1970: 30).

Verblasste Passagen der ersten beiden Teile wurden außerdem nachgeschrieben und der Text nach einer anderen Fassung korrigiert. Die altsächsischen Glossen stammen von verschiedenen Händen, sind nicht älter als 11. Jahrhundert und verteilen sich über die gesamte Handschrift: Wahrscheinlich sind sie also in Essen eingetragen worden. Die allermeisten altsächsischen Glossen konzentrieren sich außerdem auf die Blätter 51–68 (*Peristephanon*). Das Essener Fragment Düsseldorf, ULB Ms. Fragm. K 2: F 44 (Leihgabe der Stadt Düsseldorf) (BStK-Nr. 106)[49] aus der zweiten Hälfte des 10. Jahrhunderts trägt Parallelglossen zu Ms. F 1 (Prudentius, *Peristephanon X*). Sowohl die Glossen in Ms. F 1 als auch die vom Prudentius-Fragment hat die Altsächsischforschung lange Werden zugesprochen („Werdener Prudentius-Glossen“).[50]

5.4. Texte der Heiligenverehrung

Mit dem deutlichen Schwerpunkt der Glossen von Düsseldorf, ULB Ms. F 1 (und Ms. Fragm. K 2: F 44, beide Leihgaben der Stadt Düsseldorf) auf Prudentius’ *Peristephanon* – dem Lob römischer Märtyrer – fällt das Zeugnis genauso auch in den Bereich der Heiligenverehrung und der Beschäftigung mit dem Leben und Sterben der Heiligen.

Die Glossenhandschrift Wolfenbüttel, HAB Cod. Guelf. 553 Helmst. (BStK-Nr. 966)[51] ist im 11. Jahrhundert entstanden. Ein früher Besitzvermerk weist auf das Kanonissenstift Lamspringe. Mit den enthaltenen und sporadisch altsächsisch und lateinisch glossierten Texten Poeta Saxo, *Annales de gestis Caroli Magni imperatoris*, Vita des Heiligen Adalbert von Prag (*vita prior*) und Juvencus’ Evangelienharmonie gehört die Handschrift im weiteren Sinne auch in den Kontext der Heiligenverehrung.

Aber vor allem ist die Essener Allerheiligenhomilie – eine vollständig in altsächsischer Prosa abgefasste Predigt nach einer Ps.-Beda-Homilie zum Allerheiligenfest – Ausdruck des Heiligenkultes im Stift Essen. Sie ist als Nachtragstext wie die beiden Essener Heberegister in die glossierte Gregor-Handschrift Düsseldorf, ULB Ms. B 80 (Leihgabe der Stadt Düsseldorf) (fol. 153r mit Schluss auf 152v)[52] eingetragen. In welchem genauen Zusammenhang sie gebraucht wurde, ist jedoch unklar, und so kann kein Urteil darüber gegeben werden, ob die Predigt von einem männlichen Kleriker in Essen stammen müsse. Die beiden Heberegister vor und nach der Homilie könnten jedoch auf eine Feier zum Allerheiligenfest hindeuten, zu der die aufgelisteten Abgaben fällig waren (siehe unten), und zu der auch die Homilie Verwendung fand. Paläographisch datieren die Nachtragstexte ans Ende des 10. Jahrhunderts bis um die Jahrtausendwende (Bodarwé 2004: 135 und 143).[53]

5.5. Wirtschaftstexte

Mit der Allerheiligenhomilie im Zusammenhang stehen die beiden separaten Essener Heberegister im Nachtrag der Handschrift Düsseldorf, ULB Ms. B 80 (Leihgabe der Stadt

[49] Bodarwé (2004: 400 f.), Hoffmann (2012: 54 f.), Wadstein (1899: 105).
[50] Vergleiche Wadstein (1899: 89 und 105), Gallée (1993: 5), Holthausen (1921: 15).
[51] Ertmer (1994: 312–335), Wadstein (1899: 67).
[52] Bodarwé (2004: 385 f.), Hoffmann (2012: 46), Wadstein (1899: 18).
[53] Vergleiche auch Tiefenbach (2013a).

Düsseldorf) (fol. 152v und 153v).[54] Das zweite Heberegister auf fol. 153v ist etwas jünger als die Allerheiligenhomilie, das erste auf fol. 152v vermutlich etwas älter. Bei den im zweiten Heberegister aufgelisteten Einkünften aus verschiedenen Besitzungen Essens an das Stift dürfte es sich um Abgaben an das Brauamt handeln, die insbesondere zu den Hochfesten (Weihnachten, Ostern, Pfingsten) fällig waren.[55]

Das Freckenhorster Heberegister gehört zur selben Textgattung („Einkünfteverzeichnis“) wie die Essener Heberegister (und auch das Werdener Heberegister), ist jedoch deutlich umfangreicher und mit Abstand das größte der kleineren altsächsischen Denkmäler. Die erhaltene Fassung (Münster, Staatsarchiv [Landesarchiv NRW] Msc. VII Nr. 1316a)[56] ist ein eigenes Heftchen von 22 Seiten. Der Text besteht aus vier Teilen: Der zweite und dritte Teil machen das zentrale Zeugnis aus dem Ende des 11. Jahrhunderts aus, der erste am Anfang und vierte am Ende sind Nachträge des 12. Jahrhunderts. Alle Teile listen Einkünfte des Stifts Freckenhorst auf. Eine verlorene Parallelüberlieferung ist nur als unvollständiger Abdruck durch J. G. Fischer 1804 dokumentiert. Diese war wohl ein Rotulus (daher auch „Freckenhorster Heberolle“) und diente der überlieferten Version als Vorlage.

Das Gandersheimer Schatzverzeichnis aus dem 12. Jahrhundert, ein (lateinischer) Nachtrag im Gandersheimer Evangeliar (Coburg, Landesbibliothek Ms. 1 [Kunstsammlung der Veste Coburg]; BStK-Nr. 92)[57] auf fol. 167v, trägt (spät)altsächsische Glossen und ist ebenso den wirtschaftlichen Texten zuzurechnen. Es wurde wohl im Zuge einer Inventarisierung des Kirchenbesitzes angelegt.[58]

Ein weiteres Zeugnis gehört zwar nicht mehr zum Korpus des Altsächsischen, steht jedoch noch in der Tradition der älteren Heberegister: In einer Urkunde von 1207 (Münster, Staatsarchiv [Landesarchiv NRW], Kloster Wedinghausen Urkunde Nr. 16)[59] überlässt Äbtissin Jutta von Meschede dem Prämonstratenserstift Wedinghausen/Arnsberg den Hof Wetter. Die jährlichen Abgaben an das Stift Meschede, zu denen sich Wedinghausen verpflichtet, werden in einem volkssprachigen Teil der Urkunde in frühmittelniederdeutscher Sprache aufgelistet. Der Text ist mit dem Verlust von Ländereien und der zunehmenden Abhängigkeit auch ein Zeugnis für den Niedergang der Kanonissenstifte in Sachsen.

5.6. Religiöse Dichtung

Dass in den Kanonissenstiften auch religiöse Dichtung – insbesondere Bibeldichtung – studiert worden ist, zeigen die beiden oben schon besprochenen Handschriften der Lamspringer Juvencus-Glossen (Wolfenbüttel, HAB Cod. Guelf. 553 Helmst.; BStK-Nr. 966) und der Essener Prudentius-Glossen (Düsseldorf, ULB Ms. F 1 [Leihgabe der Stadt Düsseldorf]; BStK-Nr. 105).

---

[54] Bodarwé (2004: 385 f.), Hoffmann (2012: 46), Wadstein (1899: 21 f.).
[55] Vergleiche Jahn (1938: 73–76), Bettecken (1988: 36–42), Tiefenbach (2013b: 80), Esders (2017).
[56] Wadstein (1899: 24–45), Hartig (1972 und 1979), Baßler und Hellgardt (2009), Peters (2009a), Hellgardt (2013b).
[57] Beuckers (2006), Schatzverzeichnisse (35 f.), Wattenbach (1873), StSG (Bd. 4, 374, Anm.).
[58] Vergleiche Beuckers (2006: 101).
[59] Peters (2009b), Westfälisches Urkunden-Buch (Bd. 7, 23, Nr. 54).

Doch vor allem ein weiteres Zeugnis, das mit Essen in Verbindung gebracht werden kann, ist beachtlich: der Heliand.[60] Obwohl dieser mit seinem hohen Alter (je nach Datierung 1. Hälfte oder Mitte 9. Jh.) zunächst nicht in den stiftischen Kontext gehört, spielt Essen doch im Bezug auf seine Überlieferung möglicherweise eine wichtige Rolle. Sowohl die Handschrift M (München, BSB Cgm. 25, geschrieben in Corvey) als auch die Fragmente fallen in die Mitte des 9. Jahrhunderts und sind nahe an der Abfassungszeit. Allein die zweite Handschrift C (London, BL Cotton MS Caligula A VII) stammt aus der zweiten Hälfte des 10. Jahrhunderts. Sie ist von einem einzigen Schreiber in einer insular-karolingischen Mischschrift in Südengland angefertigt worden.[61]

Sprachlich treten in Heliand C Merkmale unterschiedlicher Abschriftenschichten zutage: Die Sprache des Archetyps, die Sprache einer Vorlage *CM, die Sprache einer weiteren Überarbeitung *CM′ und Einfluss des englischen Schreibers von C. Die Eigenheiten der unbekannten Zwischenüberarbeitung hat Hans Steinger (1925: 45 f.) als altniederfränkisch bestimmt und daraus eine niederländische Vermittlung angenommen. Thomas Klein (1977: 539) weist auf die Parallelen zwischen der Sprache von *CM′ und dem Gernroder Psalmenkommentar hin und lokalisiert diesen daher (noch vor der paläographischen Lokalisierung) „in das westfälisch-niederfränkische Grenzgebiet“.

Die paläographischen Erkenntnisse Hoffmanns haben nun nicht nur Näheres zur Herkunft des Psalmenkommentars ans Licht gebracht, sondern ebenso gezeigt, dass der insulare Anteil in der Schrift von Heliand C der Schrift Essens auffallend ähnelt (Hoffmann 2012: 40 f.). Mit dem vermeintlich niederfränkischen Einfluss in *CM′ (der sich auch mit der Sprache Essens deckt) und der paläographischen Nähe von C zur Schrift Essens lässt sich nun vermuten, dass *CM′ als Vorlage von C eine Essener Abschrift des Heliand aus dem 10. Jahrhundert – angefertigt nach dem Brand von 946? – gewesen ist. Auf die engen Beziehungen Essens zu England hat überdies bereits Drögereit (1951: 83–92) hingewiesen.

6. Zusammenfassung

Die Untersuchung der Überlieferung des Altsächsischen mit Blick auf die sächsischen Kanonissenstifte vor allem in ottonischer und frühsalischer Zeit hat ergeben, dass mehr als ein Drittel der kleineren Texte und der Glossenhandschriften aus Kanonissenstiften stammt. Berücksichtigt man außerdem den Umfang und die Tatsache, dass für einige Denkmäler die Herkunft im Dunkeln liegt, so lässt sich sogar sagen, dass der Hauptteil der altsächsischen Überlieferung außerhalb von Heliand und Genesis in den Stiften niedergeschrieben worden ist.

Gleichzeitig hat die Untersuchung ergeben, dass die altsächsischen Texte und Glossierungen aus den Kanonissenstiften weite Bereiche des stiftischen Lebens abdecken: Sie reichen vom Bibelstudium und der Rezeption von Bibelepik, über das Studium der antiken Klassiker in der Schule bis hin zu religiöser Gebrauchsliteratur und stiftischen Wirtschaftstexten wie Einkünfte- und Schatzverzeichnissen.

Willy Sanders (1982: bes. 15 f.) prägte das heute vielzitierte Bild der Geschichte des Niederdeutschen, indem er diese unter die drei großen Schlagworte „Sachsensprache“ –

[60] Vergleiche auch die Angaben oben (Anm. 17) und Bischoff (1966–1981 [1979]).
[61] Vergleiche Priebsch (1925: bes. 11 f. und 27–29), Bischoff (1966–1981 [1971]: 105).

„Hansesprache“ – „Plattdeutsch“ gebracht hat. Mit dem neuen Blick auf die Zeit und Überlieferung des Altsächsischen kann man diese Dreiteilung wohl dahingehend anpassen, dass die älteste überlieferte Phase des Niederdeutschen weniger als eine „Sachsensprache“, eine Sprache des „alten“ Sachsenstammes, sondern vielmehr als eine Sprache der Kanonissen in den sächsischen Stiften, eine „Kanonissensprache“, in Erscheinung tritt.

Referenzen

Baesecke, Georg. 1966 [1944]. Die althochdeutschen und altsächsischen Taufgelöbnisse. In: Nachrichten der Akademie der Wissenschaften in Göttingen. Philologisch-historische Klasse 3, 63–85. Nachdruck: Schröder, Werner (Hrsg.). *Georg Baesecke. Kleinere Schriften zur althochdeutschen Sprache und Literatur*. Bern u. a.: Francke, S. 325–342.

Baesecke, Georg. 1966 [1947]. Die altdeutschen Taufgelöbnisse. In: Forschungen und Fortschritte 21/23, 266–268. Nachdruck: Schröder, Werner (Hrsg.). *Georg Baesecke. Kleinere Schriften zur althochdeutschen Sprache und Literatur*. Bern u. a.: Francke, S. 343–347.

Baßler, Ellen und Ernst Hellgardt. 2009. Die Freckenhorster Heberolle – eine Fälschung? Vollständige verbesserte Fassung mit Entschuldigungen der Redaktion. Ursprünglich Band 63 (2007), 20–44, in: *Amsterdamer Beiträge zur älteren Germanistik*, Bd. 65, S. 251–266.

Behaghel, Otto und Burkhardt Taeger (Hrsg.). 1996. *Heliand und Genesis*. 10. Aufl. Tübingen: Niemeyer (Altdeutsche Textbibliothek. 4).

Bergmann, Rolf. 1977. *Mittelfränkische Glossen. Studien zu ihrer Ermittlung und sprachgeographischen Einordnung*. 2. Aufl. Bonn: Röhrscheid (Rheinisches Archiv. 61).

Bergmann, Rolf (Hrsg.). 2013. *Althochdeutsche und altsächsische Literatur*. Berlin u. a.: De Gruyter.

Berschin, Walter (Hrsg.). 2001. *Hrotsvit. Opera omnia*. München u. a.: Teubner (Bibliotheca Scriptorum Graecorum et Romanorum Teubneriana).

Bettecken, Winfried. 1988. *Stift und Stadt Essen. „Coenobium Astnide“ und die Siedlungsentwicklung bis 1244*. Münster: Aschendorff (Quellen und Studien. 2).

Beuckers, Klaus Gereon. 2006. Das älteste Gandersheimer Schatzverzeichnis und der Gandersheimer Kirchenschatz des 10./11. Jahrhunderts, in: Hoernes, Martin und Hedwig Röckelein (Hrsg.). *Gandersheim und Essen. Vergleichende Untersuchungen zu sächsischen Frauenstiften*. Essen: Klartext (Essener Forschungen zum Frauenstift. 4), S. 97–129.

Bischoff, Bernhard. 1966–1981 [1957]. Die Kölner Nonnenhandschrift und das Skriptorium in Chelles. In: Karolingische und ottonische Kunst. Werden, Wesen, Wirkung. 6. Internationaler Kongreß für Mittelalterforschung. Deutschland, 31. Aug. – 9. Sept. 1954. Wiesbaden, 395–411. Erweiterter Nachdruck: Bischoff, Bernhard. *Mittelalterliche Studien. Ausgewählte Aufsätze zur Schriftkunde und Literaturgeschichte*. 3 Bde. Stuttgart: Hiersemann, Bd. 1, S. 16–34.

Bischoff, Bernhard. 1966–1981 [1971]. Paläographische Fragen deutscher Denkmäler der Karolingerzeit. In: FSt 5, 101–134. Nachdruck: Bischoff, Bernhard. *Mittelalterliche Studien. Ausgewählte Aufsätze zur Schriftkunde und Literaturgeschichte*. 3 Bde. Stuttgart: Hiersemann, Bd. 3, S. 73–111.

Bischoff, Bernhard. 1966–1981 [1979]. Die Schriftheimat der Münchener Heliand-Handschrift. Mit drei Abbildungen. In: PBB 101, 161–170. Nachdruck: Bischoff, Bernhard. *Mittelalterliche Studien. Ausgewählte Aufsätze zur Schriftkunde und Literaturgeschichte*. 3 Bde. Stuttgart: Hiersemann, Bd. 3, S. 112–119.

Bodarwé, Katrinette. 2004. *Sanctimoniales litteratae. Schriftlichkeit und Bildung in den ottonischen Frauenkommunitäten Gandersheim, Essen und Quedlinburg*. Münster: Aschendorff (Quellen und Studien. 10).

Bodarwé, Katrinette. 2006. Hrotsvit zwischen Vorbild und Phantom, in: Hoernes, Martin und Hedwig Röckelein (Hrsg.). *Gandersheim und Essen. Vergleichende Untersuchungen zu sächsischen Frauenstiften*. Essen: Klartext (Essener Forschungen zum Frauenstift. 4), S. 191–212.

BStK = *Bergmann/Stricker-Katalog Online. Datenbank der althochdeutschen und altsächsischen Glossenhandschriften*. URL: https://glossen.germ-ling.uni-bamberg.de/pages/1 [Stand: 23.04.2022].

Corbet, Patrick. 1986. *Les saints Ottoniens. Sainteté dynastique, sainteté royale et sainteté féminine autour de l'an Mil*. Préface de Michel Bur. Sigmaringen: Thorbecke (Beihefte der Francia. 15).

Crusius, Irene. 2001. *Sanctimoniales quae se canonicas vocant*. Das Kanonissenstift als Forschungsproblem, in: Crusius, Irene (Hrsg.). *Studien zum Kanonissenstift*. Göttingen: Vandenhoek & Ruprecht (Veröffentlichungen des Max-Planck-Instituts für Geschichte. 167. Studien zur Germania Sacra. 24), S. 9–38.

Dausend, Hugo. 1920. *Das älteste Sakramentar der Münsterkirche zu Essen literar-historisch untersucht*. Vlodrop: Missionskolleg St. Ludwig (Liturgische Texte und Studien. 1).

Drögereit, Richard. 1951. *Werden und der Heliand. Studien zur Kulturgeschichte der Abtei Werden und zur Herkunft des Heliand*. Essen: Fredebeul und Koenen.

Ertmer, Dorothee. 1994. *Studien zur althochdeutschen und altsächsischen Juvencusglossierung*. Göttingen: Vandenhoek & Ruprecht (Studien zum Althochdeutschen. 26).

Esders, Stefan. 2017. *Te usero herano misso*. Überlieferungs- und Gebrauchskontext des Essener altsächsischen Heberegisters aus dem 10. Jahrhundert, in: *Frühmittelalterliche Studien*, Bd. 51, S. 57–86.

Fleck, Beate Sophie, Friedel Helga Roolfs und Gabriela Signori (Hrsg.). 2003. *Das Freckenhorster Legendar. Andacht, Geschichte und Legende in einem spätmittelalterlichen Kanonissenstift*. Bielefeld: Verlag für Regionalgeschichte (Religion in der Geschichte. Kirche, Kultur und Gesellschaft. 10).

Foerste, William. 1950. *Untersuchungen zur westfälischen Sprache des 9. Jahrhunderts*. Marburg: Simons (Münstersche Forschungen. 2).

Gallée, Johan Hendrik. 1993. *Altsächsische Grammatik*. Register von Johannes Lochner. 3. Aufl. v. Heinrich Tiefenbach. Tübingen: Niemeyer (Sammlung kurzer Grammatiken germanischer Dialekte. A. Hauptreihe. 6).

Gerchow, Jan. 2003. Sächsische Frauenstifte im Frühmittelalter. Einführung in das Thema und Rückblick auf die Tagung, in: Gerchow, Jan und Thomas Schilp (Hrsg.). *Essen und die sächsischen Frauenstifte im Frühmittelalter*. Essen: Klartext (Essener Forschungen zum Frauenstift. 2), S. 11–28.

Greule, Albrecht und Jörg Riecke (Hrsg.). 2009. *Heinrich Tiefenbach. Von Mimigernaford nach Reganespurg. Gesammelte Schriften zu altsächsischen und althochdeutschen Namen*. Regensburg: Edition Vulpes.

Hartig, Joachim. 1972. Fragen zum Verhältnis der beiden Handschriften des Freckenhorster Heberegisters, in: *Niederdeutsche Mitteilungen*, Bd. 28, S. 97–108.

Hartig, Joachim. 1979. Das Freckenhorster Heberegister, in: *Kirche und Stift Freckenhorst. Jubiläumsschrift zur 850. Wiederkehr des Weihetages der Stiftskirche in Freckenhorst am 4. Juni 1979*. Freckenhorst: Eigenverlag der Katholischen Kirchengemeinde St. Bonifatius, S. 186–192.

Hellgardt, Ernst. 2013a. Synopse der parallel überlieferten Stücke des altsächsischen *Heliand*, in: Schulz, Monika (Hrsg.). *vindærinne wunderbærer mære*. *Gedenkschrift für Ute Schwab*. Wien: Fassbaender (Studia Medievalia Septentrionalia. 24), S. 131–179.

Hellgardt, Ernst. 2013b. Freckenhorster Heberegister und Heberolle, in: Bergmann, Rolf (Hrsg.). *Althochdeutsche und altsächsische Literatur*. Berlin u. a.: De Gruyter, S. 88–91.

Hoffmann, Hartmut. 1986. *Buchkunst und Königtum im ottonischen und frühsalischen Reich*. 2 Bde. Stuttgart: Hiersemann (Monumenta Germaniae Historica Schriften. 30,1 und 30,2).

Hoffmann, Hartmut. 1993. Das Skriptorium von Essen in ottonischer und frühsalischer Zeit, in: Euw, Anton von und Peter Schreiner (Hrsg.). *Kunst im Zeitalter der Kaiserin Theophanu. Akten des Internationalen Colloquiums, veranstaltet vom Schnütgen-Museum Köln, 13.–15. Juni 1991*. Köln: Locher, S. 113–153.

Hoffmann, Hartmut. 2012. *Schreibschulen und Buchmalerei. Handschriften und Texte des 9.–11. Jahrhunderts*. Hannover: Hahn (Monumenta Germaniae Historica Schriften. 65).

Holthausen, Ferdinand. 1921. *Altsächsisches Elementarbuch*. 2. Aufl. Heidelberg: Winter.

Hössel, Christoph. 2021. As. [*ekko*]*ṛṭḥo* (?) und der Gernroder Psalmenkommentar. Bemerkungen zum altsächsischen Kommentar zu Ps 5,7, in: *Niederdeutsches Jahrbuch*, Jg. 144, S. 7–24.

Huth, Volkhard. 1986. Die Düsseldorfer Sakramentarhandschrift D 1 als Memorialzeugnis. Mit einer Wiedergabe der Namen und Namengruppen, in: *Frühmittelalterliche Studien*, Bd. 20, S. 213–298.

Jahn, Robert. 1938. Der Hoftag König Ottos I. bei Steele im Mai 938, in: Zur Geschichte des 1000jährigen Steele = *Essener Beiträge. Beiträge zur Geschichte von Stadt und Stift Essen*, Bd. 56, S. 7–90.

Kahsnitz, Rainer. 1970. Die Essener Äbtissin Svanhild und ihr Evangeliar in Manchester, in: *Essener Beiträge. Beiträge zur Geschichte von Stadt und Stift Essen*, Bd. 85, S. 13–80.

Karpp, Gerhard. 1991. Bemerkungen zu den mittelalterlichen Handschriften des adeligen Damenstifts in Essen (9.–19. Jahrhundert). Bibliotheksgeschichte, Handschriftenbestand, Einbände und Stempelverzeichnis, bibliothekarische Einträge, in: *Skriptorium. Revue internationale des études relatives aux manuscrits. International Review of Manuscript Studies*, Bd. 45, S. 163–204.

Klein, Thomas. 1977. *Studien zur Wechselbeziehung zwischen altsächsischem und althochdeutschem Schreibwesen und ihrer sprach- und kulturgeschichtlichen Bedeutung*. Göppingen: Kümmerle (Göppinger Arbeiten zur Germanistik. 205).

Klein, Thomas. 1990. 'De Heinrico' und die altsächsische Sentenz Leos von Vercelli. Altsächsisch in der späten Ottonenzeit, in: Ernst, Ulrich und Bernhard Sowinski (Hrsg.). *Architectura poetica. Festschrift für Johannes Rathofer zum 65. Geburtstag*. Köln u. a.: Böhlau, S. 45–66.

Kohl, Wilhelm. 1975. *Das (freiweltliche) Damenstift Freckenhorst. Das Bistum Münster 3*. Berlin u. a.: De Gruyter (Germania Sacra. NF. 10).

Kohl, Wilhelm. 1979. Geschichte des Klosters und Stifts Freckenhorst, in: *Kirche und Stift Freckenhorst. Jubiläumsschrift zur 850. Wiederkehr des Weihetages der Stiftskirche in Freckenhorst am 4. Juni 1979*. Freckenhorst: Eigenverlag der Katholischen Kirchengemeinde St. Bonifatius, S. 25–56.

Krogh, Steffen. 1996. *Die Stellung des Altsächsischen im Rahmen der germanischen Sprachen*. Göttingen: Vandenhoek & Ruprecht (Studien zum Althochdeutschen. 29).

Mayer, Hartwig. 1974. *Althochdeutsche Glossen: Nachträge. Old High German Glosses: A Supplement*. Toronto u. a.: Toronto University Press.

Munk Olsen, Birger. 1982–1989. *L'étude des auteurs classiques latins aux XIe et XIIe siècles*. 3 Bde. Paris: CNRS éditions.

Nievergelt, Andreas. 2015. Nachträge zu den althochdeutschen und altsächsischen Glossen (2014/15), in: *Sprachwissenschaft*, Bd. 40, S. 289–340.

Nievergelt, Andreas. 2019. Nachträge zu den althochdeutschen und altsächsischen Glossen (2017–2019), in: *Sprachwissenschaft*, Bd. 44, S. 331–361.

Nievergelt, Andreas und Claudia Wich-Reif. 2020. Ermittlung, Edition und Auswertung der althochdeutschen und altsächsischen Griffelglossen, in: Bergmann, Rolf und Stefanie Stricker (Hrsg.). *Glossenstudien. Ergebnisse der neuen Forschung*. Heidelberg: Winter (Germanistische Bibliothek. 70), S. 87–97.

Parisse, Michel. 1992. Die Frauenstifte und Frauenklöster in Sachsen vom 10. bis zur Mitte des 12. Jahrhunderts, in: Weinfurter, Stefan und Frank Martin Siefarth (Hrsg.). *Die Salier und das Reich. Bd. 2. Die Reichskirche in der Salierzeit*. Sigmaringen: Thorbecke, S. 465–501.

Peters, Robert. 2009a. Freckenhorster Heberegister, in: Peters, Robert und Friedel Helga Roolfs (Hrsg.). *Plattdeutsch macht Geschichte. Niederdeutsche Schriftlichkeit in Münster und im Münsterland im Wandel der Jahrhunderte*. Münster: Aschendorff, S. 100–102.

Peters, Robert. 2009b. Urkunde der Äbtissin Jutta von Meschede, 1207 (vor September 27), in: Peters, Robert und Friedel Helga Roolfs (Hrsg.). *Plattdeutsch macht Geschichte. Niederdeutsche Schriftlichkeit in Münster und im Münsterland im Wandel der Jahrhunderte*. Münster: Aschendorff, 104–105.

Priebsch, Robert. 1925. *The Heliand Manuscript Cotton Caligula A. VII in the British Museum. A Study*. Oxford: Clarendon.

Quak, Arend. 1987. Zum Paderborner Fragment einer altsächsischen interlinearen Psalmenübersetzung, in: *Amsterdamer Beiträge zur älteren Germanistik*, Bd. 26, S. 1–10.

Quak, Arend. 1999. Nachträge zum Paderborner Fragment einer altsächsischen interlinearen Psalmenübersetzung, in: Krohn, Dieter, Bengt Sandberg und Martin Todtenhaupt (Hrsg.). *Festschrift für Märta Åsdahl Holmberg zu ihrem 80. Geburtstag*. Göteborg: Göteborgs universitet (Germanistische Schlaglichter. Eine Reihe der Institute für deutsche Sprache der Universitäten Göteborg & Uppsala. 4), S. 213–220.

Rathofer, Johannes. 1976. Realien zur altsächsischen Literatur, in: *Niederdeutsches Wort*, Bd. 16, S. 4–62.

Sahm, Heike. 2007. Neues Licht auf alte Fragen. Die Stellung des Leipziger Fragments in der Überlieferungsgeschichte des „Heliand“, in: *Zeitschrift für deutsche Philologie*, Bd. 126, S. 81–98.

Sanders, Willy. 1982. *Sachsensprache, Hansesprache, Plattdeutsch. Sprachgeschichtliche Grundzüge des Niederdeutschen*. Göttingen: Vandenhoek & Ruprecht.

Schatzverzeichnisse = *Mittelalterliche Schatzverzeichnisse. Erster Teil. Von der Zeit Karls des Großen bis zur Mitte des 13. Jahrhunderts*. 1967. Herausgegeben vom Zentralinstitut für Kunstgeschichte in Zusammenarbeit mit Bernhard Bischoff. München: Prestel (Veröffentlichungen des Zentralinstituts für Kunstgeschichte in München. 4).

SchG = Schützeichel, Rudolf (Hrsg.). 2004. *Althochdeutscher und altsächsischer Glossenwortschatz*. Bearb. unter Mitwirkung von zahlreichen Wissenschaftlern des Inlandes und des Auslandes. 12 Bde. Tübingen: Niemeyer.

Schilp, Thomas. 1998. *Norm und Wirklichkeit religiöser Frauengemeinschaften im Frühmittelalter. Die Institutio sanctimonialium Aquisgranensis des Jahres 816 und die Problematik der Verfassung von Frauenkommunitäten*. Göttingen: Vandenhoek & Ruprecht (Veröffentlichungen des Max-Planck-Instituts für Geschichte. 137. Studien zur Germania Sacra. 21).

Schlaug, Wilhelm. 1955. *Studien zu den altsächsischen Personennamen des 11. und 12. Jahrhunderts*. Lund: Gleerup (Lunder germanistische Forschungen. 30).

Schlaug, Wilhelm. 1962. *Die altsächsischen Personennamen vor dem Jahre 1000*. Lund: Gleerup (Lunder germanistische Forschungen. 34).

Schmid, Hans Ulrich. 2006. Ein neues ‘Heliand’-Fragment aus der Universitätsbibliothek Leipzig, in: *Zeitschrift für deutsches Altertum und deutsche Literatur*, Bd. 135, S. 309–323.

Schmid, Hans Ulrich. 2007. Nochmals zum Leipziger ‘Heliand’-Fragment, in: *Zeitschrift für deutsches Altertum und deutsche Literatur*, Bd. 136, S. 376–378.

Schröder, Edward. 1902. Eine altsächsische Münzinschrift, in: *Anzeiger für deutsches Altertum und deutsche Literatur*, Bd. 28, S. 174.

Schröder, Edward. 1925. Blattfüllsel, in: *Zeitschrift für deutsches Altertum und deutsche Literatur*, Bd. 62, S. 36.

Schütte, Bernd (Hrsg.). 1994. *Die Lebensbeschreibungen der Königin Mathilde*. Hannover: Hahn (Monumenta Germaniae Historica. Scriptores rerum Germanicarum in usum scholarum separatim editi. 66).

Staiti, Chiara. 2003. ‘Indiculus’ und ‘Gelöbnis’. Altsächsisch im Kontext der Überlieferung. Nebst einer Edition einiger Texte des Cod. Vat. Pal. lat. 577, in: Bergmann, Rolf (Hrsg.). *Volkssprachig-lateinische Mischtexte und Textensembles in der althochdeutschen, altsächsischen und altenglischen Überlieferung. Mediävistisches Kolloquium des Zentrums für Mittelalterstudien der Otto-Friedrich-Universität Bamberg am 16. und 17. November 2001*. Heidelberg: Winter (Germanistische Bibliothek. 17), S. 331–384.

Steinger, Hans. 1925. Die Sprache des Heliand, in: *Niederdeutsches Jahrbuch*, Jg. 51, S. 1–54.

Steinmeyer, Elias von (Hrsg.). 1971 [1916]. *Die kleineren althochdeutschen Sprachdenkmäler*. Berlin: Weidmann. Nachdruck: Dublin u. a.: Weidmann.

StSG = Steinmeyer, Elias und Eduard Sievers (Hrsg.). 1968–1969 [1879–1922]. *Die althochdeutschen Glossen*. 5 Bde. Berlin: Weidmann. Nachdruck: Dublin u. a.: Weidmann.

Thoma, Herbert. 1951. Altdeutsches aus Londoner Handschriften, in: *Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur* (PBB), Bd. 73, S. 197–271.

Tiefenbach, Heinrich. 1984. *Xanten-Essen-Köln. Untersuchungen zur Nordgrenze des Althochdeutschen an niederrheinischen Personennamen des neunten bis elften Jahrhunderts*. Göttingen: Vandenhoek & Ruprecht (Studien zum Althochdeutschen. 3).

Tiefenbach, Heinrich. 1985. Nachträge zu altsächsischen Glossen aus dem Damenstift Essen, in: Schützeichel, Rudolf (Hrsg.). *Addenda und Corrigenda (II) zur althochdeutschen Glossensammlung*. Göttingen: Vandenhoek & Ruprecht, S. 113–121.

Tiefenbach, Heinrich. 2001. Zur altsächsischen Glossographie. Mit einer Karte, in: Bergmann, Rolf, Elvira Glaser und Claudine Moulin-Fankhänel (Hrsg.). *Mittelalterliche volkssprachige Glossen. Internationale Fachkonferenz des Zentrums für Mittelalterstudien der Otto-Friedrich-Universität Bamberg, 2. bis 4. August 1999*. Heidelberg: Winter (Germanistische Bibliothek. 13), S. 325–351.

Tiefenbach, Heinrich. 2003a. Frühmittelalterliche Volkssprache im Frauenstift Essen, in: Gerchow, Jan und Thomas Schilp (Hrsg.). *Essen und die sächsischen Frauenstifte im Frühmittelalter*. Essen: Klartext (Essener Forschungen zum Frauenstift. 2), S. 113–128.

Tiefenbach, Heinrich. 2003b. Die altsächsische Psalmenübersetzung im Lublin/Wittenberger Psalter. Mit einer Neuedition des Textes, in: Bergmann, Rolf (Hrsg.). *Volkssprachig-lateinische Mischtexte und Textensembles in der althochdeutschen, altsächsischen und altenglischen Überlieferung. Mediävistisches Kolloquium des Zentrums für Mittelalterstudien der Otto-Friedrich-Universität Bamberg am 16. und 17. November 2001*. Heidelberg: Winter (Germanistische Bibliothek. 17), S. 385–465.

Tiefenbach, Heinrich. 2006. *Cers* und *cunta*. Überlegungen zum sexuellen Tabuwortschatz des Althochdeutschen, in: Götz, Ursula und Stefanie Stricker (Hrsg.). *Neue Perspektiven der Sprachgeschichte. Internationales Kolloquium des Zentrums für Mittelalterstudien der Otto-Friedrich-Universität Bamberg, 11. und 12. Februar 2005*. Heidelberg: Winter (Germanistische Bibliothek. 26), S. 1–12.

Tiefenbach, Heinrich. 2009. Altsächsische Überlieferung, in: Bergmann, Rolf und Stefanie Stricker (Hrsg.). *Die althochdeutsche und altsächsische Glossographie*. Ein Handbuch. 2 Bde. Berlin u. a.: De Gruyter, Bd. 2, S. 1203–1234.

Tiefenbach, Heinrich. 2013a. Altsächsische Allerheiligenpredigt, in: Bergmann, Rolf (Hrsg.). *Althochdeutsche und altsächsische Literatur*. Berlin u. a.: De Gruyter, S. 16–18.

Tiefenbach, Heinrich. 2013b. Essener Heberegister, in: Bergmann, Rolf (Hrsg.). *Althochdeutsche und altsächsische Literatur*. Berlin u. a.: De Gruyter, S. 79–81.

Tiefenbach, Heinrich. 2014. Personennamen des 10. und 11. Jahrhunderts in Halberstädter und Quedlinburger Quellen, in: *Beiträge zur Namenforschung. Neue Folge*, Jg. 49, Heft 2, S. 165–191.

Wadstein, Elis (Hrsg.). 1899. *Kleinere altsächsische sprachdenkmäler. Mit anmerkungen und glossa*r. Norden u. a.: Soltau (Niederdeutsche Denkmäler. 6).

Wattenbach, Wilhelm. 1873. Der Gandersheimer Kirchenschatz, in: *Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit. Neue Folge* 20, No. 12, S. 345–347.

Westfälisches Urkunden-Buch 7 = *Westfälisches Urkunden-Buch*. 1908. Fortsetzung von Erhards Regesta Historiae Westfaliae. Hrsg. v. dem Vereine für Geschichte und Alterthumskunde Westfalens. 7. Bd.: Die Urkunden des kölnischen Westfalens vom J. 1200–1300. Bearb. v. Staatsarchiv Münster. Münster: Regensberg.

Wolff, Ludwig (Hrsg.). 1969. *Die Gandersheimer Reimchronik des Priesters Eberhard*. 2. Aufl. Tübingen: Niemeyer (Altdeutsche Textbibliothek. 25).

RegioLingua

Zeitschrift für regionale Sprache und Literatur

Herausgegeben von
Doreen Brandt, Marina Frank, Robert Langhanke, Nicole Palliwoda und Jeffrey Pheiff

Jahrgang 1 (2024)

Heft 1

Marina Frank, Robert Langhanke und Tio Roloff (Hrsg.)
Norddeutsche Sprache und Literatur. Vom Altsächsischen bis zur Masematte

Johanna Meyer

Die Verb-Pronomen-Enklise in der direkten Rede frühneuhochdeutscher und mittelniederdeutscher Erzähltexte

Zum Einfluss des grammatischen Kontextes auf den Einsatz klitisierter Formen im Übersetzungsprozess

Zitationsvorschlag:

Meyer, Johanna. 2024. Die Verb-Pronomen-Enklise in der direkten Rede frühneuhochdeutscher und mittelniederdeutscher Erzähltexte. Zum Einfluss des grammatischen Kontextes auf den Einsatz klitisierter Formen im Übersetzungsprozess, in: Frank, Marina, Robert Langhanke und Tio Rohloff (Hrsg.). Norddeutsche Sprache und Literatur. Vom Altsächsischen bis zur Masematte. = *RegioLingua. Zeitschrift für regionale Sprache und Literatur*, Jg. 1, Heft 1, S. 34–49. DOI: 10.17192/regiolingua.2024.1.1.8741.

https://journals.uni-marburg.de/regiolingua/
Kontakt: regiolingua@uni-marburg.de

Die Zeitschrift *RegioLingua* erscheint online über den Publikationsserver der Universitätsbibliothek Marburg unter der Creative Commons Lizenz CC-BY 4.0.

JOHANNA MEYER

Die Verb-Pronomen-Enklise in der direkten Rede frühneuhochdeutscher und mittelniederdeutscher Erzähltexte

Zum Einfluss des grammatischen Kontextes auf den Einsatz klitisierter Formen im Übersetzungsprozess

The verb-pronoun-enclitics in the direct speech of Early New High German and Middle Low German narrative texts. The influence of grammatical context on the use of cliticised forms in the translation process

Zusammenfassung: Die mittelniederdeutsche Syntax wurde in der älteren Forschungsgeschichte nur unzureichend behandelt, da – zu Unrecht – angenommen wurde, dass sich kaum Unterschiede zu den hochdeutschen Satzstrukturen finden lassen. Die Annäherung an historische Mündlichkeit, die aus heutiger Perspektive nicht unmittelbar zu erfassen ist, stellt ein weiteres Desiderat dar. Eine Kombination dieser beiden Forschungsansätze findet sich im folgenden Beitrag, der anhand eines Parallelkorpus aus frühneuhochdeutschen und mittelniederdeutschen Prosatexten des 15. Jahrhunderts die Verwendung der Verb-Pronomen-Klise der 2. Person Singular Nominativ in der literarischen Wiedergabe von direkter Rede untersucht. Die Übersetzungstexte mit bekanntem Abhängigkeitsverhältnis ermöglichen dabei einen Vergleich dieser beiden nah verwandten Sprachen, um zu überprüfen, inwiefern die Klisen im Übersetzungsprozess erfasst und bearbeitet werden. Im Fokus steht dabei die Aufbereitung und Auswertung der entsprechenden Belegstellen sowie die exemplarische Diskussion zweier konkreter Phänomene (*Topik*-Drop, Pronomen in Wackernagelposition); zugleich bietet der Beitrag aber auch einen Einblick in die grundlegende Vorgehensweise und Methodik des zugehörigen Dissertationsprojektes. Darüber hinaus wird auch der Fragestellung nachgegangen, ob es sich bei der Pronominalenklise um einen dezidierten Ausdruck inszenierter Mündlichkeit oder um eine im 15. Jahrhundert allgemein verbreitete grammatikalisierte Form handelt. Abschließend wird aufgezeigt, welche Aspekte in Bezug auf die Klisenbildung im Textkorpus bislang offen geblieben sind und noch einer weitergehenden Untersuchung bedürfen.
Schlagwörter: Übersetzungspraxis, Syntax, Korpuslinguistik, Klitika, Mittelniederdeutsch.

Abstract: Middle Low German syntax has received relatively little attention within the older history of research, as it was assumed – wrongly – that there were hardly any differences to High German sentence structures. The approach to historical orality, which cannot be grasped directly from today's perspective, represents a further desideratum. A combination of these two research approaches can be found in the following article, which uses a parallel corpus of Early New High German and Middle Low German prose texts

RegioLingua. Zeitschrift für regionale Sprache und Literatur, 1 (2024), Bd. 1, 34–49.
DOI: 10.17192/regiolingua.2024.1.1.8741

from the 15th century to analyse the use of the verb-pronoun-enclitics of the 2nd person singular nominative in the literary construction of direct speech. The translation texts with their well-known relationship of dependency provide a special opportunity to compare these two closely related languages in order to examine the extent to which the clitics are recognised and edited in the translation process. The focus here is on the preparation and evaluation of the relevant evidence as well as the exemplary discussion of two specific phenomena *(topic drop*, pronouns in Wackernagel position); beyond that, the article offers an insight into the basic approach and methodology of the associated dissertation project. In addition, the question of whether the pronominal clitics are an intentional expression of staged orality or a grammaticalised form that was generally used in the 15th century is investigated. Finally, it is shown which aspects of the formation of clitics in the text corpus have so far remained open and require further investigation.
Keywords: translation practice, syntax, corpus linguistics, clitics, Middle Low German.

1. Einleitung[62]

Die mittelniederdeutschen prosaischen Erzähltexte des 15. Jahrhunderts haben in der Forschungsgeschichte bislang verhältnismäßig wenig Aufmerksamkeit erfahren, da ihnen als Übersetzungsliteratur nur eine sehr geringe literarische Eigenleistung und Emanzipation von den Vorlagen zugesprochen wurde (vgl. Siggelkow 1931: 80, Menke 1979: 106 f.). Gerade in dieser Quellenlage und dem bekannten Abhängigkeitsverhältnis liegt aber die besondere Chance begründet, die zeitlich parallel existierenden Sprachen Frühneuhochdeutsch (Frnhd.) und Mittelniederdeutsch (Mnd.) einem Vergleich zu unterziehen, um synchrone Differenzen zwischen den beiden Sprachgroßräumen sowie Praktiken des Übersetzens nah verwandter und konkurrierender Schreibsprachen herauszuarbeiten.

Das dem Beitrag zugrunde liegende Dissertationsprojekt strebt einen Übersetzungssprachvergleich der literarischen Prosasyntax zwischen dem Frnhd. und dem Mnd. an; das Erkenntnisinteresse richtet sich dabei auf die dialogischen Textpassagen und die konkrete Fragestellung nach spezifisch mnd. syntaktischen Konventionen bei der Wiedergabe und Inszenierung von direkter Rede in der Literatur. Somit ergibt sich eine Schnittstelle von Grammatik, Pragmatik und Translationswissenschaft; der folgende Beitrag verbleibt mit dem gewählten Fallbeispiel der Verb-Pronomen-Klisen der 2. Person Singular Nominativ zunächst jedoch vorrangig auf der grammatischen bzw. syntaktischen Ebene. Dazu werden in einem ersten Schritt die Methodik und das zentrale Analysekorpus des Projektes vorgestellt, bevor im zweiten Schritt auf das konkrete Fallbeispiel eingegangen werden kann. Die Untersuchung umfasst dabei sowohl die Darstellung der quantitativen Verteilung von Klise und Vollform im Textkorpus als auch die qualitative Betrachtung einzelner sprachlicher Phänomene mit Blick auf den Einfluss des grammatischen Kontextes auf die Verwendung der Klise im Übersetzungsprozess. Der dritte Schritt leitet aus den Ergebnissen der Untersuchung weiterhin Überlegungen zum Einsatz der Klise als mögliches Mittel inszenierter Mündlichkeit ab.

[62] Für die wertvollen Anmerkungen zur Optimierung des Beitrags möchte ich mich herzlich bei zwei anonymen Gutachter*innen bedanken.

2. Methodik und Textkorpus

Um die beiden Forschungsdesiderate der Annäherung an historische Mündlichkeit sowie der mnd. Syntax kombinieren zu können, wird ein paralleles Textkorpus aus Übersetzungsliteratur zusammengestellt, um daran eine Methode der historischen Syntaxforschung und der sprachtypologischen Arbeit mit multilingualen Korpora anwenden zu können: die Ermittlung von Differenzbelegen (vgl. z. B. Fleischer 2006: 31–33). Diese Methode ist besonders gut dazu geeignet, sowohl Gemeinsamkeiten als auch Abweichungen zwischen zwei gleichzeitig existierenden und nah verwandten Sprachen zu ermitteln. Bei der Auswertung der Texte werden – entsprechend dem Erkenntnisinteresse des Projektes – ausschließlich die dialogischen Passagen einbezogen.

Einer der Ausgangspunkte für den Untersuchungsgegenstand der inszenierten Mündlichkeit ist darüber hinaus das Modell der Nähe- und Distanzsprachlichkeit von Koch und Oesterreicher (1985), das die Unterscheidung nach dem Medium sprachlicher Äußerungen (phonisch / graphisch) um eine konzeptuelle Ebene der kommunikativen Strategien (gesprochen / geschrieben) erweitert (vgl. ebd.: 17–19), was eine Einbeziehung von sprachlichen und stilistischen Mitteln und damit eine präzisere Klassifikation ermöglicht. Diese Theorie kann nicht unmittelbar auf historische Texte bzw. den historischen Sprachgebrauch übertragen werden (vgl. z. B. Tophinke 2016: 300, Werth 2020: 204), stellt aber dennoch einen wichtigen Anhaltspunkt dar, um der Frage nachgehen zu können, wie Mündlichkeit in geschriebenen Texten realisiert und repräsentiert wurde.

Das Textkorpus (vgl. Tab. 1) besteht aus sechs narrativen Prosatexten des 15. Jahrhunderts, bei denen die Abhängigkeit der mnd. Übersetzungen von den frnhd. Vorlagen so gut wie möglich nachvollzogen werden kann.[63] Alle diese Texte waren bekannt und beliebt und wurden häufig rezipiert; die Übersetzungen ins Mnd. stellen jeweils eine Art Endpunkt der Verbreitung im deutschsprachigen Raum dar.

Um die einzelnen Texte eindeutig zu kennzeichnen und im Rahmen des Projektes einheitlich zitieren zu können, wurden Siglen vergeben, die auch im Folgenden genutzt werden. Diese setzen sich zum einen aus einem markanten Buchstaben des Titels (A, M, G, S, K, P) und zum anderen aus der Kennzeichnung der Sprache (H = Frnhd. / hochdeutsch, N = Mnd. / niederdeutsch) zusammen.

[63] Das Abhängigkeitsverhältnis von Vorlage und Übersetzung ist für den angestrebten Übersetzungssprachvergleich und die daraus resultierenden Ergebnisse von zentraler Bedeutung. Auch wenn eine unmittelbare Abhängigkeit zwischen einzelnen Textversionen heute kaum noch gänzlich gesichert nachgewiesen werden kann (vgl. Sahm und Recker 2021: 128), gibt es dennoch einige, z. T. auch sehr deutliche Indizien, die für oder gegen einen bestimmten Druck sprechen und die die Textauswahl in Bezug auf den methodischen Übersetzungssprachvergleich legitimieren. Die Textauswahl des Hauptkorpus deckt sich in Teilen mit dem im Ansatz verwandten Projekt *Wiedererzählen im Norden* (WiN, vgl. Coniglio et al. 2021), weicht in drei Drucken (GH, GN und PH, vgl. Tab. 1) jedoch auch von dessen Textauswahl ab. Im begrenzten Rahmen dieses Beitrags kann sowohl die textphilologische Begründung dieser Entscheidung als auch die ergänzende Einordnung anhand der Forschungsliteratur (vgl. z. B. Kilian 1937: 48, Bolte 1916a: 61, 1916b: 27) nicht wiedergegeben werden; die Dissertation wird in Bezug auf die Textauswahl des Hauptkorpus ein umfassendes Kapitel mit Unterkapiteln pro Text inkl. Stemmata beinhalten.

Tabelle 1: Textkorpus mit Untergliederung in Teilkorpora, vollständige Titel und Nachweise der Texte im Literaturverzeichnis

		Frühneuhochdeutsch (H)	Mittelniederdeutsch (N)
Teilkorpus A: Vorlagengetreue Übersetzungen			
A	*Alexander*	Handschrift um 1470 + Druck Augsburg 1473	[Lübeck] um 1477/78
M	*Melusine*	[Straßburg] um 1478	[Lübeck] um 1478/79
G	*Griseldis*	[Ulm] um 1473	[Lübeck] um 1477/78
Teilkorpus B: Freiere Bearbeitungen			
S	*Sigismunda*	[Straßburg] um 1476–78	[Magdeburg] um 1492
K	*Vier Kaufleute*	[Nürnberg] um 1490–94	[Lübeck] um 1494/95
P	*Der Graf im Pflug*	Bamberg 1493	Magdeburg 1500

Sichtbar wird bei den mnd. Übersetzungen unmittelbar eine zeitliche Differenz, die eine Unterscheidung in zwei Teilkorpora erforderlich macht – dies geht auf die Beobachtung zurück, dass sich etwa im letzten Jahrzehnt des 15. Jahrhunderts eine Veränderung in der Übersetzungspraxis vollzogen haben muss: Während sich die früheren Übersetzer[64] noch stark an ihren Vorlagen orientierten, konnten sich die späteren Bearbeiter schon stärker von den Ausgangstexten lösen und eigenständigere Versionen der Erzählungen konstruieren.[65] Diese Feststellung verweist insbesondere auf den übersetzungswissenschaftlichen Aspekt des Projektes, d. h. den sozial und kulturell bedingten bzw. erlaubten Rahmen möglicher, individueller Performativität und Freiheit der Übersetzer bei der Übertragung in die Zielsprache (vgl. Agnetta 2021: 18 f.). Durch die Gegenüberstellung der beiden Teilkorpora können später außerdem möglicherweise auch erste Ansätze der syntaktischen Strukturen der freieren Bearbeitungen des Teilkorpus B in den vorlagengetreuen Übersetzungen des Teilkorpus A identifiziert werden.

3. Fallbeispiel: Verb-Pronomen-Klisen

Klitika werden als „gebundene Morpheme, die weder den Status eines Wortes noch den eines Flexivs innehaben“ (Nübling 1992: 11) definiert; sie stellen ein Grenzphänomen zwischen Morphologie, Phonologie und Syntax dar. Die mit Abstand häufigste, gleichzeitig aber auch nahezu einzige zu beobachtende Form der Klisenbildung im zugrunde liegenden Parallelkorpus ist in beiden Sprachen die Pronominalenklise der 2. Person Singular Nominativ *du* beim Verb.[66] Bei dieser Form der Enklise scheint es sich den mnd.

[64] Da davon auszugehen ist, dass die Berufsgruppen der Schreiber, Übersetzer, Bearbeiter, Drucker etc. im 15. Jahrhundert noch ausschließlich von Männern besetzt wurden, wird bei der Verwendung dieser Begriffe auf inklusive Sprache verzichtet (vgl. auch Toepfer et al. 2021: 1, Fußnote 2).

[65] Es wird schließlich noch einmal mit Blick auf sämtliche im Projekt erfassten sprachlichen Phänomene und Veränderungen im Übersetzungsprozess zu prüfen sein, ob es sich hier wirklich um einen diachronen Prozess innerhalb der angewandten Übersetzungspraxis oder um eine zufällige Korrelation handelt; dem derzeitigen Stand der Auswertung zufolge ist tatsächlich eher von einer freieren Bearbeitungspraxis auszugehen, die durch die zeitliche Differenz bedingt zu sein scheint, weshalb die Untergliederung in zwei Teilkorpora eingeführt wurde. Spätere Drucke bereits übersetzter Texte (wie z. B. *Griseldis* und *Sigismunda*, Hamburg: [Drucker des Jegher] 1502, Borchling und Claußen Nr. 362) sind an dieser Stelle zu vernachlässigen, da es sich dabei um nahezu unveränderte Nachdrucke der ersten mnd. Fassungen handelt.

[66] Dem derzeitigen Stand der Auswertung des Textkorpus zufolge treten proklitische Verbindungen nicht in Erscheinung, Verb-Pronomen-Klisen (in einer anderen Person als der 2. Singular), Konjunktion-Pronomen-Klisen oder Präposition-Artikel-Klisen nur sehr vereinzelt.

Grammatiken zufolge um eine relativ statische Form zu handeln: „Der Nom. Sg. der 2. Person lautet […] immer *tu*: *gifstu*, *schaltu* u. s. w.“ (Sarauw 1924: 106), das anlautende *d* des Pronomens wird durch die Kontraktion bzw. Assimilation zum *t* oder verschwindet direkt vollständig (vgl. Lasch 1914: 159 f., § 307). Die ausschließlich mit dem Vollvokal [u] verschriftlichten Formen unterscheiden sich dabei wiederum noch deutlich von den im Neuhochdeutschen zusätzlich auch tonal abgeschwächten Enklisen, die auf [ə] auslauten (z. B. *haste*, vgl. Nübling 1992: 15).

3.1. Gebrauchshäufigkeit der klitisierten Formen und Vollformen

Um eine Aussage darüber treffen zu können, inwiefern die Klisen vom Übersetzungsprozess erfasst werden, muss zunächst sowohl die Gesamtzahl der relevanten Belegstellen als auch die Gebrauchshäufigkeit der klitisierten Formen gegenüber den Vollformen pro Sprache ermittelt werden. Das Textkorpus zeigt die folgende Verteilung (vgl. Tab. 2):

Tabelle 2: Gebrauchshäufigkeit: Klitisierte Form vs. Vollform

	AH	AN	MH	MN	GH	GN	SH	SN	KH	KN	PH	PN
klitisierte Form	95	90	13	20	1	7	0	12	5	10	1	5
Vollform	2	9	1	0	5	1	7	0	3	0	9	2
Vergleichsbeleg[67]	2	0	8	2	3	1	7	2	2	0	3	6
gesamt	99		22		9		14		10		13	

Die Gegenüberstellung der Textpassagen belegt, dass die klitisierten Formen sowohl im Frnhd. als auch im Mnd. regelmäßig und meistens (ausgenommen GH, PH, SH) sogar häufiger als die Vollform gebraucht werden, im Mnd. dabei tendenziell noch stärker als im Frnhd.; dennoch bestehen beide Formen variabel nebeneinander und werden parallel genutzt. „Einfaches Klitikon und Vollform nehmen somit die gleiche Position im Satz ein (wobei natürlich nie gleichzeitig)“ (Nübling 1992: 22). „Die Vollform kann syntaktisch überall da auftreten, wo das einfache Klitikon steht, nicht aber umgekehrt“ (ebd.: 23).
Der Befund für das Mnd. lässt sich auch durch eine Abfrage im *Referenzkorpus Mittelniederdeutsch/Niederrheinisch* (ReN 2021)[68] bestätigen; der Abschnitt 15.2 des ReN entspricht dabei zeitlich dem Textkorpus der Untersuchung, während der Abschnitt 16.1 eine gleichbleibende Tendenz der Verwendung von klitisierten Formen gegenüber Vollformen auch in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts bestätigt (vgl. Tab. 3).

[67] Belegstellen ohne die syntaktische Abfolge „finites Verb + Personalpronomen“, äquivalente Textstellen zu relevanten Passagen im Paralleltext.

[68] Durchsucht werden sämtliche im ReN-Korpus vertretene Textsorten in den beiden angegebenen Zeitabschnitten unter Ausschluss der niederrheinischen Texte. Auch wenn das ReN-Korpus als Vergleichsfolie für „das Mnd.“ an sich genutzt wird und die Belegstellen entsprechend nicht nach Textsorten aufgeschlüsselt werden, ist anzunehmen, dass es sich bei den Zahlen für das Phänomen der Pronominalenklise der 2. Person Singular überwiegend um Belege aus den Feldern der Schriftlichkeit „Literatur“ sowie „Geistliche Schriftlichkeit (Religion)“ handelt, in denen ebenfalls in irgendeiner Form direkte Rede wiedergegeben wird.

Tabelle 3: Gebrauchshäufigkeit: Klitisierte Form vs. Vollform im ReN-Korpus

	15.2: 1451–1500	16.1: 1501–1550
klitisierte Form	837	241
Vollform	59	17
gesamt	896	258

Die Zahlen aus dem ReN-Korpus ermöglichen hier keinen äquivalenten Rückschluss auf die parallele Verwendung von Vollform und Klise im selben Text, wie dies im Analysekorpus des Beitrags möglich ist. Dennoch verdeutlichen sie, dass der Gebrauch beider Varianten im 15. und 16. Jahrhundert in schriftlichen Texten üblich war, wobei die Klisenbildung deutlich häufiger im Vergleich zur Vollform zu beobachten ist.

3.2. Belegstellen mit paralleler Syntax

Bei der Suche nach syntaktischen Unterschieden zwischen dem Frnhd. und dem Mnd. fällt bei der Ermittlung der Differenzbelege in Bezug auf die Klisenbildung in erster Linie auf, dass die Belegstellen mit paralleler Syntax den größten Anteil der Belege umfassen. Dabei lassen sich textübergreifend vier Kategorien bilden (vgl. Tab. 4):

Tabelle 4: Verteilung von klitisierten Formen und Vollformen in Belegstellen mit paralleler Syntax

	A	M	G	S	K	P
Klise in beiden Sprachen *saltu* (AH 2v, Sp.a) > *schaltu* (AN 2v,24)	87	11	0	0	5	1
Vollform in beiden Sprachen *salt du* (AH 60v, Sp.a) > *schalt du* (AN 53r,31)	1	0	0	0	0	1
Vollform > Klise im Mnd. *solt du* (SH 9r,16) > *schaltu* (SN 140r,25)	1	1	4	5	3	2
Klise im Frnhd. > Vollform *saltu* (AH 8v, Sp.b) > *schalt du* (AN 8v,22/23)	8	0	1	0	0	0
gesamt	97	12	5	5	8	4

Wenig überraschend bilden die Belegstellen ohne jegliche Veränderung im Übersetzungsprozess den größten Anteil, die Pronominalenklise (und in zwei Fällen die Vollform) bleibt erhalten. Hinzu kommen insgesamt 16 Textstellen, in denen die mnd. Texte statt der Vollform eine Kontraktion von Verb und Pronomen aufweisen; im Teilkorpus B ist dies ein wenig häufiger zu beobachten. Ungewöhnlich sind hingegen die Belege, in denen die Klise im Frnhd. im Übersetzungsprozess zum Mnd. aufgelöst wird – dies ist in zwei von sechs Texten zu beobachten. Der Einzelbeleg aus der *Griseldis* (G) erscheint dabei möglicherweise als vereinzelter „Irrläufer“ oder Zufall, die acht Belege im *Alexander* (A) sind – trotz des relativ geringen Vorkommens im Vergleich zur Gesamtzahl – deutlich aussagekräftiger. Eine gemeinsame grammatische Ursache, d. h. z. B. ein ähnlicher syntaktischer Kontext für die Auflösung der Enklise im *Alexander*, konnte bislang jedoch nicht ausfindig gemacht werden.

Die Zusammenfassung pro Teilkorpus ist aufgrund der stark divergierenden Beleganzahl (Teilkorpus A: 114, Teilkorpus B: 17) nur bedingt vergleichbar; dennoch ist die stärkere Tendenz zur Klitisierung der Vollformen im Teilkorpus B und damit zur Bearbeitung bzw. Veränderung der frnhd. Vorlagen deutlich erkennbar (vgl. Tab. 5).

Tabelle 5: Belegstellen mit paralleler Syntax: Vergleich der Teilkorpora

	Teilkorpus A	Teilkorpus B
Vorlage 1 : 1 übernommen (klitisierte Formen und Vollformen)	86,84 %	41,18 %
Veränderung > Klise im Mnd.	5,26 %	58,82 %
Veränderung > Vollform im Mnd.	7,89 %	0 %

3.3. *Topik*-Drop

Ein grammatisches Phänomen, das im Zusammenhang mit den Belegstellen zur Pronominalenklise in den Dialogpassagen mit paralleler Syntax auffällt, ist der *Topik*-Drop im Frnhd., „d. h. die Weglassung referentieller, im Diskurs vorerwähnter Subjekte“ (Volodina 2018: 16). Diese syntaktische Leerstelle, die aufgrund ihrer Kontextabhängigkeit auch eine Schnittstelle zur Pragmatik bzw. Semantik aufweist, ist bei der Betrachtung einzelner isolierter Beispiele aus dem Textkorpus z. T. kaum von der verwandten Konstruktion des *pro*-drop (generelle Auslassung des Subjektpronomens, vgl. Volodina 2009: 51 f.) zu unterscheiden.[69] Da in den ausgewählten Quellen durch den ergänzenden narrativen Erzähltext jedoch immer eine Kontextualisierung der einzelnen Dialogpassagen gegeben ist, die eine Referenz zu den verwendeten bzw. ausgelassenen Pronomina herstellt, werden die Belege als *Topik*-Drop kategorisiert.

Im Textkorpus findet sich diese Struktur im Frnhd. in fünf von sechs Texten, wenn auch in einer geringen Gesamtzahl an Belegen (A: 1, M: 2, G: 2, S: 2, K: 0, P: 1). Besonders interessant wird dabei der Vergleich mit den mnd. Parallelstellen: Das Pronomen wird im Übersetzungsprozess konsequent ergänzt, in sieben von acht Fällen außerdem in enklitischer Form. Das Nullsubjekt im Frnhd. wird in den folgenden Beispielen durch Ø markiert:

(1) *vnd* ***tust Ø*** *auch numer nichtz* […] *das mir schwer were* (GH 3v,29/30)
Ok ***deystu*** *nummer nicht* […] *dat my swar wesen schal* (GN 3v,30/31)

(2) *Du spelist mit mir wy du wilt so* ***hust Ø*** *verlorin* (AH 6r, Sp.b)
Du spelest id mit my wo du wult so ***hestu*** *verloren* (AN 6v,16/17)

Ob die Ergänzung des Pronomens in enklitischer Form in den mnd. Übersetzungen nun als intendierter Ausdruck von inszenierter Mündlichkeit (vgl. Abschnitt 3.6) oder als mögliche „Vorstufe zur Nicht-Realisierung des Subjektpronomens gedeutet werden [kann]“ (Fleischer 2015: 206), ist aus heutiger Sicht kaum zu beurteilen. Der Ausgleich des *Topik*-Drop in Satz (1) dürfte durch die veränderte Satzeinleitung mit einem Konjunktionaladverb im Mnd. bedingt sein, in Satz (2) ist keine weitere grammatische Ursache erkennbar. Die Einfügung im Mnd. deckt sich in jedem Fall mit den Ergebnissen der Auswertung ähnlicher Satzkonstruktionen in modernen deutschen Dialekten: Diese zeigen, „dass die Formen mit fehlenden Pronomen zwar im ganzen Gebiet vorkommen, im

[69] Für das heutige Standarddeutsche sind *pro*-drop-Konstruktionen ausgeschlossen („Gestern habe *(ich) Maria gesehen.“, vgl. Volodina 2009: 52). In verschiedenen Dialekten des Deutschen (vgl. Fleischer 2015) sowie auch in den älteren Sprachstufen (vgl. Volodina 2009 und 2011 insbesondere für das Frnhd.; Farasyn und Breitbarth 2016 für das Mnd.) kann dieses Phänomen jedoch durchaus beobachtet werden.

Norden […] jedoch nur in Streubelegen, wogegen im Süden des Sprachgebiets das vollständige Fehlen des Pronomens als dominierend anzusehen ist“ (ebd.: 201).
Dennoch sind *Topik*-Drop-Konstruktionen auch für das Mnd. nicht gänzlich auszuschließen; so findet sich beispielsweise die folgende Textstelle (vgl. auch Braunmüller 1993: 238):

(3) […] *vnde hyr na weesen schal / vnde* ***Ø willest*** *entwiden vns dy to veruorschen eene bruud /* (GN 1v,30/31)[70]

Auf den ersten Blick wird deutlich, dass das nicht-realisierte pronominale Subjekt in diesem Satz eine andere Position – nämlich vor dem Verb – einnimmt als in den vorangegangenen Beispielen. Wie häufig derartige Strukturen im Textkorpus enthalten sind, wie diese Belegstellen systematisiert werden können, in welchem Verhältnis die Übersetzungen in diesen Fällen zu ihren Vorlagen stehen und ob es vergleichbare Passagen mit Pronomen in anderen Personen als der 2. Singular Nominativ gibt, bedarf der weitergehenden Untersuchung.

3.4. Belegstellen mit syntaktischer Umstrukturierung

Um den Forschungsstand zur mnd. Syntax um mögliche neue Erkenntnisse erweitern zu können, sind natürlich insbesondere die Belegstellen von Bedeutung, die im Übersetzungsprozess eine Veränderung in Form einer syntaktischen Umstrukturierung erfahren.

Wie in Abschnitt 3.2 gezeigt, sind die Textpassagen mit paralleler Syntax in der Überzahl; für die Untersuchung syntaktischer Abweichungen kommen nur verhältnismäßig wenige Belegstellen in Frage (A: 1/99, M: 8/22, G: 2/9, S: 7/14, K: 2/10, P: 8/13). An diesen Zahlen lässt sich auch noch einmal der Unterschied zwischen den frühen Texten (A, M, G – Teilkorpus A) und den späteren Bearbeitungen (S, K, P – Teilkorpus B) ablesen: Während in den Übersetzungen aus dem Teilkorpus A noch verhältnismäßig selten umgeformt wird, ist insbesondere bei den mnd. Bearbeitungen SN und PN in mindestens 50 % der für das Fallbeispiel der Pronominalenklise relevanten Textstellen eine syntaktische Umstrukturierung vorhanden. Häufig handelt es sich dabei jedoch um Einzelfälle, in denen die syntaktische Veränderung individuell durch den konkreten Textinhalt und -kontext bedingt ist, sodass keine gemeinsame grammatische Ursache identifiziert werden kann.

(4) *bruder was wiltu thun daz wir vns beyde dot stechin* (AH 62v, Sp.a)
Broder wat wultu don. ***Wultu*** *dat wy vns beyde doth steeken* (AN 55r,16)

(5) *Nu* ***soltu*** *wissen* […] (MH 76r,01)
Unde ***du schalt*** *weten* […] (MN 66v,01)

In Satz (4) füllt der mnd. Übersetzer eine mögliche Leerstelle in der frnhd. Vorlage mit der wiederholten Verbindung aus Modalverb und enklitischem Pronomen; die Veränderung der Satzeinleitung in Beispiel (5) (Adverb im Frnhd., Konjunktion im Mnd.) zieht notwendigerweise auch einen Positionswechsel von Verb und Pronomen und damit die

[70] Der Bezugspunkt des ausgelassenen Subjekts findet sich zu Beginn der Dialogpassage: *Alder leueste here* / […] (GN 1v,07). Auf diese Anredeform wird in den nachfolgenden Versen immer wieder referenziert (ähnlich auch in den Beispielen (1) und (2)).

Auflösung der Klise nach sich. Auch wenn derartige Beispiele zum jetzigen Zeitpunkt noch nicht weiter kategorisiert werden können, wird unmittelbar deutlich, dass die Übersetzungsphänomene (wie die Pronominalenklise, die in diesem Beitrag im Zentrum steht) stark von der erweiterten Satzumgebung abhängig sind.

3.5. Pronomen in Wackernagelposition

Eine bestimmte Form der syntaktischen Umstrukturierung lässt sich textübergreifend in fünf von sechs Texten (A: 0, M: 5, G: 1, S: 4, K: 2, P: 2) im Korpus beobachten und ist damit durchaus nennenswert. Die Ursache für die Veränderung im Übersetzungsprozess ist zwar zumeist unterschiedlich (in den Beispielen: (6) uneingeleiteter Konditionalsatz anstelle eines eingeleiteten Konjunktionalsatzes, (7) Wechsel des Modus, (8) andere inhaltliche Satzaussage), die Realisierung im Mnd. erfolgt jedoch jedes Mal nach dem gleichen Schema und mit enklitischem Pronomen:

(6) *vn ist das du meiner lere wilt volgen* (MH 7v,37)
vn ***wultu*** *miner lere volgen* (MN 6v,16)

(7) *das pring du ym* (KH 5v,17)
dat ***schaltu*** *eme bringen* (KN 7r,10)

(8) *Aber doch ist nuczit noch uberbeliben der liebe* […] (SH 10v,05/06)
Io doch ***hefstu*** *noch wat van der leue an dy* […] (SN 140v,26)

Die Umstellung bzw. Veränderung oder Ergänzung des Verbs ist in jedem Fall die Ursache für die Klisenbildung. Modal- (7 Belege) und Auxiliarverben (6 Belege) treten dabei besonders häufig in Erscheinung, ein Vollverb kommt in diesem Zusammenhang nur einmal vor. Dass an dieser Satzposition ausschließlich enklitische Pronomen in Erscheinung treten, ist allerdings nicht überraschend, da die Position am linken Rand des Mittelfeldes nach dem flektierten Verb – die sog. Wackernagelposition (vgl. Wackernagel 1892) – entsprechend einem Gesetz der indogermanischen Wortstellung häufig durch unbetonte Pronomina besetzt wird (vgl. auch Fleischer 2015: 195). Der Einschub eines finiten Verbs mit dem Pronomen in der Wackernagelposition begünstigt daher die Klisenbildung.

3.6. Klitika als mündliche Formen?

Das häufige Auftreten in der gesprochenen Sprache macht die Klisenbildung zu einem wesentlichen Merkmal derselben; Ágel und Hennig (2007: 202 f.) ordnen Klitika in Anlehnung an Koch und Oesterreicher (1985) ebenfalls als relevanten Parameter dieses Mediums ein.

Auch für die historischen Sprachstufen sind die Belege, die klitisierte Formen enthalten, interessant, da die graphematische Kontraktion zweier benachbarter Formen als Simulation sprechsprachlicher Formen gilt; Bischoff und Peters (^{2}2000: 1491 f.) zufolge wurden diese Formen ab dem 15. Jahrhundert in der Schriftsprache eher vermieden. Eine Verwendung von Klitika könnte also auf eine bewusste Inszenierung von Mündlichkeit durch die Autoren bzw. Übersetzer hinweisen (vgl. auch Braunmüller 1993: 239, Schröder 2022: 52–63). Anhand des gewählten Fallbeispiels soll überprüft werden, ob die

Pronominalenklise der 2. Person Singular Nominativ als Ausdruck literarisch inszenierter Mündlichkeit oder als allgemein verbreitete grammatikalisierte Form zu bewerten ist.

Bei der Verteilung der gesamten Gebrauchshäufigkeit im Textkorpus (vgl. Abschnitt 3.1) überwiegen die klitisierten Formen häufig gegenüber dem Gebrauch der Vollformen, was auch durch die Abfrage im ReN-Korpus bestätigt wird. Ob es sich dabei jedoch entsprechend der These von Bischoff und Peters ([2]2000: 1491 f.) um einen unmittelbar intendierten Ausdruck von simulierter gesprochener Sprache handelt, ist mit Blick auf die konkreten grammatischen Phänomene zu bezweifeln: Die Auswertung der Belegstellen zeigt, dass die Klisenbildung vor allem durch die grammatische Umgebung des Pronomens und im Fall der Verb-Pronomen-Klise natürlich insbesondere durch die Verbstellung beeinflusst wird. Das Auftreten des enklitischen Pronomens ist häufig durch die Wortstellung am linken Satzrand bedingt und demgemäß wohl kaum ausschließlich ein bewusster Ausdruck inszenierter Mündlichkeit.[71] Bezieht man die Beobachtungen zu diesem Phänomen auch noch einmal auf die Belegstellen zum *Topik*-Drop sowie auf die syntaktisch umstrukturierten Einzelfälle, so fällt auf, dass die Ergänzung des enklitischen Pronomens im Mnd. in den Sätzen (1), (2) und (4) ebenfalls in der Wackernagelposition realisiert wird. Bei der Pronominalenklise der 2. Person Singular Nominativ handelt es sich also vielmehr um eine grammatikalisierte Form, die sowohl im Frnhd. als auch im Mnd. gleichzeitig und zu einem gewissen Grad austauschbar mit der Vollform verwendet wurde, wobei das Mnd. im Vergleich zum Frnhd. noch etwas stärker zur Klisenbildung tendiert.

Für die Erzähltexte des 15. Jahrhunderts ist es in Bezug auf dieses Fallbeispiel also eher unwahrscheinlich, dass es sich ausschließlich um ein bewusst eingesetztes Stilmittel zur schriftlichen Wiedergabe von gesprochener Sprache handelt – im weiteren Verlauf der Frühen Neuzeit verändert sich dies jedoch durchaus: So hat zuletzt Schröder (2022) an ausgewählten niederdeutschen Bauernkomödien des 17. Jahrhunderts gezeigt, wie verschiedene pro- und enklitische Verbindungen von den Autoren als Stilmittel sowie insbesondere zur Differenzierung und Stigmatisierung einzelner Figuren genutzt werden. Erstaunlich dabei ist, dass gerade die Klisen der 2. Person, die in den Prosatexten so häufig vorkommen, in den Bauernkomödien deutlich weniger frequent auftreten als andere Formen der Klise (vgl. ebd.: 60 f.). Der Gebrauch weiterer Klisen im Textkorpus (vgl. Fußnote 5), sowohl im Frnhd. als auch im Mnd., sowie deren mögliche durch den Übersetzungsprozess bedingte Veränderungen wird im Rahmen des Dissertationsprojektes ausführlich untersucht.

4. Fazit und Ausblick

Die dargestellten Belege und Ergebnisse zeigen, dass das sprachliche Phänomen der Klisenbildung von den Bearbeitern im Übersetzungsprozess wahrgenommen und

[71] Gestützt wird diese Annahme darüber hinaus durch Beispielbelege aus dem ReN-Korpus (15.2), die zeigen, dass klitisierte Formen auch außerhalb der Inszenierung von gesprochener Sprache bzw. der Wiedergabe von direkter Rede zu finden sind (vgl. z. B. *Jtem dar na vindestu hyr / de tide vnser leuen vrouwen*, aus: Psalter. [Lübeck]: [Lucas Brandis] um 1473/74, Bl. 9r, Borchling und Claußen Nr. 1; *So we dar heft de biblyen de lese Jsayam den profeten dat iii capittel. dar vindestu van deme suluen*, aus: Sunte Birgitten Openbaringe. Lübeck: [Mohnkopfdruckerei] 1496, Bl. 7v, Borchling und Claußen Nr. 267).

berücksichtigt wurde, wodurch die mnd. Texte im Vergleich zu den frnhd. Vorlagen eine noch stärkere Tendenz zur Klisenbildung aufweisen. Ob es sich bei der Verwendung der Klisen um ein bewusstes Mittel zur Inszenierung von Mündlichkeit handelt, ist indessen fraglich – die Veränderung bzw. der Einsatz der Klise scheint in den allermeisten Fällen vielmehr innersprachliche Ursachen (wie z. B. den syntaktischen Kontext) zu haben. Insbesondere wurde durch die Untersuchung deshalb auch noch einmal herausgestellt, dass ein bestimmtes syntaktisches Phänomen notwendigerweise nur im Zusammenhang mit seinem grammatischen Umfeld betrachtet werden kann – wie sich in diesem Beitrag gezeigt hat, bedarf die generelle Verbstellung im Übersetzungssprachvergleich sowie im Einzelfall z. B. der *Topik*-Drop der erweiterten Untersuchung.

Auch die pragmatische sowie die translationswissenschaftliche Dimension des gesamten Projektes, die für diesen Beitrag zunächst weitestgehend ausgeklammert wurde, kann möglicherweise weitere Erkenntnisse liefern. Beispielhaft dafür wäre die Betrachtung der Auflösung mancher Klisen im *Alexander* (vgl. Abschnitt 3.2), wobei zu klären bleibt, ob pragmatische oder übersetzungstechnische Faktoren für die Veränderung ursächlich sind. Weiterführende Analysen werden zeigen, ob und in welcher Form sich die dargelegten Ergebnisse bestätigen oder aber eine Ergänzung erfordern.

Referenzen

5.1. Quellen

AH: Cronica Allexandri des grossen konigs. Meister Wichwolt (Babiloth) Tortsch. Handschrift, um 1470. (Handschriftencensus Nr. 6796). Benutztes Exemplar: Sächsische Landesbibliothek, Staats- und Universitätsbibliothek Dresden, Signatur Mscr.Dresd. M.55.

AHa[72]: Historia Alexandri Magni, deutsch in der Fassung des Johann Hartlieb. Druck: Augsburg: Johann Bämler (28.07.)1473 (GW 00884, ISTC ia00403000). Benutztes Exemplar: Universitäts- und Landesbibliothek Darmstadt, Signatur Inc. III 23.

AN: Van Alexandro deme groten koninge (Alexander Magnus. Historia Alexandri Magni, niederdeutsch). Druck: [Lübeck]: [Drucker des Fliscus = Lucas Brandis] um 1477/78 (Borchling und Claußen Nr. 22, GW 00890, ISTC ia00408500). Benutztes Exemplar: Staats- und Universitätsbibliothek Hamburg, Signatur AC II, 25 (4) (Bl. 71r/v und 72r/v fehlen; ergänzt durch das Exemplar der Staatsbibliothek zu Berlin, Signatur 4° Inc 1993).

GH: Griseldis (Epistola de historia Griseldis, deutsch). Druck: [Ulm]: [Johann Zainer der Ältere] um 1473 (GW M3158410, ISTC ip00404000). Benutztes Exemplar: Bayerische Staatsbibliothek, Signatur 2 Inc.s.a. 62, #Beibd. 2.

[72] Die mnd. Übersetzung basiert im Wesentlichen auf einer Version der frnhd. Handschrift AH, wurde an einigen Stellen jedoch um Auszüge aus Hartliebs Alexanderbuch (AHa) erweitert. Da durch diese Ergänzung auch einige Dialogpassagen hinzukommen, müssen bei der Auswertung des *Alexander* zwei frnhd. Vorlagen herangezogen werden (vgl. auch Tab. 1); die Belegstellen werden addiert und aus Gründen der Übersichtlichkeit unter AH zusammengefasst. Konkrete Zitate werden ggf. mit der entsprechenden Sigle AHa ausgewiesen (in diesem Beitrag nicht erfolgt).

GN: De Historie va[n] der duldicheit der vruwen Griseldis (Epistola de historia Griseldis, niederdeutsch). Druck: [Lübeck]: [BC+ISTC: Drucker der Melusine (= Bartholomaeus Ghotan?); GW: Lucas Brandis] um 1477/78 (Borchling und Claußen Nr. 32, GW M31597, ISTC ip00405100). Benutztes Exemplar: Königliche Bibliothek Kopenhagen, Signatur Inc. Haun. 3128.

KH: Ein liepliche histori vnd warheit von vir kaufmendern (Historia, deutsch). Druck: [Nürnberg]: [Hans Hoffmann] GW: um 1490; ISTC: um 1494? (GW 12616, ISTC ih00286600). Benutztes Exemplar: Staatsbibliothek zu Berlin, Signatur 8° Inc 1933.

KN: Eyne schone historie van twen kopluden vnde eyner thuchtigen framen frauwen (Historia, niederdeutsch). Druck: [Lübeck]: [Matthaeus Brandis] GW/ISTC: um 1494/95, BC: um 1490 (Borchling und Claußen Nr. 164, GW 12619, ISTC ih00286630). Benutztes Exemplar: Staatsbibliothek zu Berlin, Signatur 8° Inc 1479.5.

MH: [D]Isz ouentúrlich bůch beweiset wye vo[n] einer frouwen genant Melusina […] (Historia Mélusine, deutsch). Druck: [Straßburg]: [Johann Prüss] GW: um 1478/79, ISTC: um 1481? (GW 12659, ISTC im00479000). Benutztes Exemplar: Staatsbibliothek zu Berlin, Signatur 4° Inc 2386.

MN: Historie van eener koniginnen geheten Melusine (Historia Mélusine, niederdeutsch). Druck: [Lübeck]: [BC+ISTC: Drucker der Melusine (= Bartholomaeus Ghotan?); GW: Lucas Brandis] um 1477/78 (Borchling und Claußen Nr. 37, GW 12664, ISTC im00475200). Benutztes Exemplar: Staats- und Universitätsbibliothek Hamburg, Signatur AC II, 25 (1).

PH: Die histori von dem grafen in dem pflug. Druck: Bamberg: [Hans Sporer] (12.11.)1493 (GW 12574, ISTC ig00333200). Benutztes Exemplar: Bibliothèque nationale de France, Paris, Signatur RES-Y2-886.

PN: De historie va[n] alexander de[m] greue[n] van metze wo he i[m]me ploge theen moste (Historia, niederdeutsch). Druck: Magdeburg: [Simon Koch] 1500 (Borchling und Claußen Nr. 326, GW 12576, ISTC ig00333400). Benutztes Exemplar: Staatsbibliothek zu Berlin, Signatur 8° Inc 1494.5.

SH: Hystoria sigismu[n]de der tochter des fůrsten tancredi vo[n] solernia vnd des iůnglings gwisgardi (Leonardus Brunus Aretinus, De duobus amantibus, deutsch). Druck: [Straßburg]: [Heinrich Knoblochtzer] GW: um 1476/78; ISTC: um 1481 (GW 05644, ISTC ib01240500). Benutztes Exemplar: Bibliothèque nationale de France, Paris, Signatur RES-Y2-372.

SN: De historia sighismunde der dochter des vorsten tancredi van salernia / vnde des iunghelinghes gwiscardi (niederdeutsch). Druck: [Magdeburg]: [Simon Koch] um 1492 (Teil von: Borchling und Claußen Nr. 216, GW 00366, ISTC ia00122600). Benutztes Exemplar: Herzog-August-Bibliothek Wolfenbüttel, Signatur 11.1 Geogr. 2° (3).

5.2. Literatur

Ágel, Vilmos und Mathilde Hennig. 2007. Überlegungen zur Theorie und Praxis des Nähe- und Distanzsprechens, in: Ágel, Vilmos und Mathilde Hennig (Hrsg.). *Zugänge zur Grammatik der gesprochenen Sprache*. Tübingen: Niemeyer (Germanistische Linguistik. 269), S. 179–214.

Agnetta, Marco. 2021. Zur Translation als Performance mit Texten, in: Agnetta, Marco und Larisa Cercel (Hrsg.). *Textperformances und Kulturtransfer*. St. Ingbert: Röhrig (Hermeneutik und Kreativität. 6), S. 9–32.

Bischoff, Karl und Robert Peters. [2]2000. Reflexe gesprochener Sprache im Mittelniederdeutschen, in: Besch, Werner, Anne Betten, Oskar Reichmann und Stefan Sonderegger (Hrsg.). *Sprachgeschichte. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Sprache und ihrer Erforschung*. 2. Teilband. 2., vollst. neu bearb. und erw. Auflage. Berlin u. a.: De Gruyter (Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft. 2.2), S. 1491–1495.

Bolte, Johannes. 1916a. Die Historie vom Grafen Alexander von Metz, in: *Jahrbuch des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung*, Jg. 42, S. 60–70.

Bolte, Johannes. 1916b. Deutsche Märchen aus dem Nachlasse der Brüder Grimm, 3. Die getreue Frau, in: *Zeitschrift des Vereins für Volkskunde*, Bd. 26, S. 19–42.

Borchling, Conrad und Bruno Claußen. 1931–36/1957. *Niederdeutsche Bibliographie. Gesamtverzeichnis der Niederdeutschen Drucke bis zum Jahre 1800*. 3 Bde. Neumünster: Wachholtz.

Braunmüller, Kurt. 1993. Syntaktische Divergenzen und Transferenzen. Ein struktureller Vergleich anhand mittelniederdeutscher und altskandinavischer Volksbücher, in: Braunmüller, Kurt und Willy Diercks (Hrsg.). *Niederdeutsch und die skandinavischen Sprachen I*. Heidelberg: Winter, S. 231–270.

Coniglio, Marco, Chiara De Bastiani, Jan Christian Schaffert und Svenja Walkenhorst. 2021. Das WiN-Korpus. Zur Konzeption eines frühneuhochdeutsch–mittelniederdeutschen Parallelkorpus, in: *Jahrbuch des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung*, Jg. 144, S. 105–125.

Farasyn, Melissa und Anne Breitbarth. 2016. Nullsubjekte im Mittelniederdeutschen, in: *Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur (PBB)*, Bd. 138, Heft 4, S. 524–559.

Fleischer, Jürg. 2006. Zur Methodologie althochdeutscher Syntaxforschung, in: *Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur (PBB)*, Bd. 128, Heft 1, S. 25–69.

Fleischer, Jürg. 2015. Pro-Drop und Pronominalenklise in den Dialekten des Deutschen, in: Elmentaler, Michael, Markus Hundt und Jürgen Erich Schmidt (Hrsg.). *Deutsche Dialekte. Konzepte, Probleme, Handlungsfelder. Akten des 4. Kongresses der Internationalen Gesellschaft für Dialektologie des Deutschen*. Stuttgart: Steiner (Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik. Beihefte. 158), S. 191–209.

Kilian, Joachim. 1937. Studien zu den Hamburger niederdeutschen Volksbüchern von 1502, in: *Jahrbuch des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung*, Jg. 62, S. 16–69.

Koch, Peter und Wulf Oesterreicher. 1985. Sprache der Nähe – Sprache der Distanz. Mündlichkeit und Schriftlichkeit im Spannungsfeld von Sprachtheorie und Sprachgeschichte, in: *Romanistisches Jahrbuch*, Bd. 36, S. 15–43.

Lasch, Agathe. 1914. *Mittelniederdeutsche Grammatik*. 2., unveränderte Auflage der Ausgabe von 1914. Tübingen: Niemeyer (Sammlung kurzer Grammatiken deutscher Dialekte. Hauptreihe A. 9) [1974].

Menke, Hubertus. 1979. Kurtzweilige Historien vnd ander bůcher in allerley Kůnsten / Teutsch vnd Såchsisch. Zur Überlieferung, Gebrauchsweise und Wirkung der frühen Erzählprosa im niederdeutschen Sprachgebiet, in: *Jahrbuch des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung*, Jg. 102, S. 91–161.

Nübling, Damaris. 1992. *Klitika im Deutschen. Schriftsprache, Umgangssprache, alemannische Dialekte*. Tübingen: Narr (ScriptOralia. 42).

ReN. 2021. *Referenzkorpus Mittelniederdeutsch/Niederrheinisch (1200–1650)*. Version 1.1 [Data set]. URL: https://doi.org/10.25592/uhhfdm.9195 [Stand: 12.05.2023].

Sahm, Heike und Anabel Recker. 2021. Wiedererzählen im Norden. Beobachtungen zu Übertragungsstrategien mittelniederdeutscher Erzähltexte, in: *Jahrbuch des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung*, Jg. 144, S. 126–148.

Sarauw, Christian. 1924. *Niederdeutsche Forschungen. Bd. 2: Die Flexionen der mittelniederdeutschen Sprache*. København: Høst.

Schröder, Ingrid. 2022. Inszenierte Mündlichkeit. Sprechsprachliche Elemente in Komödien und Zwischenspielen des 17. Jahrhunderts, in: Denkler, Markus und Michael Elmentaler (Hrsg.). *Bauernkomödien des 17. Jahrhunderts als sprachhistorische Quellen*. Köln u. a.: Böhlau (Niederdeutsche Studien. 62), S. 45–68.

Siggelkow, Friedrich-Franz. 1931. Studien zu mittelniederdeutschen Volksbüchern, in: *Jahrbuch des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung*, Jg. 55, S. 40–81.

Toepfer, Regina, Peter Burschel und Jörg Wesche. 2021. Einleitung, in: Toepfer, Regina, Peter Burschel und Jörg Wesche (Hrsg.). *Übersetzen in der Frühen Neuzeit – Konzepte und Methoden / Concepts and Practices of Translation in the Early Modern Period*. Berlin: Metzler (Übersetzungskulturen der Frühen Neuzeit. 1), S. 1–28.

Tophinke, Doris. 2016. Sprachgeschichtsforschung im Horizont von Nähe und Distanz, in: Feilke, Helmuth und Mathilde Hennig (Hrsg.). Zur Karriere von ‚Nähe und Distanz'. Rezeption und Diskussion des Koch-Oesterreicher-Modells. Berlin u. a.: De Gruyter (Germanistische Linguistik. 306), S. 299–331.

Volodina, Anna. 2009. pro-drop im frühen Neuhochdeutschen, in: Brandt, Giesela und Rainer Hünecke (Hrsg.). *Historische Soziolinguistik des Deutschen IX. Neue Forschungsansätze – Fallstudien – Reflexe konzeptueller Mündlichkeit in Schriftzeugnissen verschiedener soziofunktionaler Gruppen*. Stuttgart: Heinz, S. 51–66.

Volodina, Anna. 2011. Null ist nicht gleich Null: Zur diachronen Entwicklung von Nullsubjekten im Deutschen, in: Riecke, Jörg (Hrsg.). *Jahrbuch für Germanistische Sprachgeschichte. Bd. 2: Historische Semantik*. Berlin u. a.: De Gruyter, S. 269–283.

Volodina, Anna. 2018. Buchbesprechungen: Henrike Helmer. 2016. Analepsen in der Interaktion. Semantische und sequenzielle Eigenschaften von Topik-Drop im gesprochenen Deutsch (OraLingua 13). Heidelberg: Universitätsverlag Winter. 274. S. / Ewa Trutkowski. 2016. Topic Drop and Null Subjects in German (Linguistics and Philosophy 5). Berlin, Boston: De Gruyter. 248 S., in: *Zeitschrift für Rezensionen zur germanistischen Sprachwissenschaft*, Bd. 10, S. 15–24.

Wackernagel, Jacob. 1892. Über ein Gesetz der indogermanischen Wortstellung, in: *Indogermanische Forschungen*, Bd. 1, S. 333–436.

Werth, Alexander. 2020. Klisen in frühneuzeitlichen Hexenverhörprotokollen, in: Szczepaniak, Renata, Lisa Dücker und Stefan Hartmann (Hrsg.). *Hexenverhörprotokolle als sprachhistorisches Korpus. Fallstudien zur Erschließung der frühneuzeitlichen Schriftsprache*. Berlin u. a.: De Gruyter (Germanistische Linguistik. 322), S. 177–210.

RegioLingua

Zeitschrift für regionale Sprache und Literatur

Herausgegeben von
Doreen Brandt, Marina Frank, Robert Langhanke, Nicole Palliwoda und Jeffrey Pheiff

Jahrgang 1 (2024)

Heft 1

Marina Frank, Robert Langhanke und Tio Roloff (Hrsg.)
Norddeutsche Sprache und Literatur. Vom Altsächsischen bis zur Masematte

Stefan Ehrlich und Hana Ikenaga

Hannöversch – eine *historische* Umgangssprache?

Zitationsvorschlag:

Ehrlich, Stefan und Hana Ikenaga. 2024. Hannöversch – eine *historische* Umgangssprache?, in: Frank, Marina, Robert Langhanke und Tio Rohloff (Hrsg.). Norddeutsche Sprache und Literatur. Vom Altsächsischen bis zur Masematte. = *RegioLingua. Zeitschrift für regionale Sprache und Literatur*, Jg. 1, Heft 1, S. 50–70. DOI: 10.17192/regiolingua.2024.1.1.8742.

https://journals.uni-marburg.de/regiolingua/
Kontakt: regiolingua@uni-marburg.de

Die Zeitschrift *RegioLingua* erscheint online über den Publikationsserver der Universitätsbibliothek Marburg unter der Creative Commons Lizenz CC-BY 4.0.

STEFAN EHRLICH und HANA IKENAGA

Hannöversch – eine *historische* Umgangssprache?

Hanoverian – A *Bygone* Vernacular?

Zusammenfassung: Dass in Hannover ein besonders standardnahes Deutsch gesprochen wird, ist zumindest unter den meisten Sprachbenutzerinnen und Sprachbenutzern des deutschen Sprachraums, und oft auch darüber hinaus, ein altbekannter Topos. Dass es in Hannover auch eine stadtsprachliche Mischvarietät zwischen Hoch- und Niederdeutsch gibt, ist jedoch selbst seinen Bewohnerinnen und Bewohnern eher selten bewusst. Bis ins 20. Jahrhundert hinein finden sich viele Zeugnisse von einer zumindest literarischen Verwendung dieses sogenannten Hannöversch. Wie vital dieser ostfälische Missingsch-Zweig als objektsprachliches Phänomen und Bestandteil sprachlichen Wissens noch ist, stellt bisher ein Desiderat der norddeutschen Dialektologie dar. Das Projekt *Die Stadtsprache Hannovers* untersucht die aktuelle sprachliche Realität der niedersächsischen Landeshauptstadt und schließt bewusst auch Hannöversch mit ein. So wurden im Variablenkatalog stadtsprachlich-hannöversche Variablen integriert und im perzeptionslinguistischen Teil der Studie hannöversche Testsätze eingebaut. Des Weiteren werden im qualitativen Interview Fragen zum (historischen) Sprachgebrauch und Varietätenwissen gestellt. Im vorliegenden Beitrag werden nun erste Ergebnisse zu sprachlichen Spuren des Hannöverschen aus objektsprachlicher Perspektive präsentiert und vorhandene Wissensbestände und Einstellungen zu dieser Varietät beleuchtet.
Schlagwörter: städtische Umgangssprache, Missingsch, Hannöversch, Variationslinguistik, metasprachliches Wissen.

Abstract: The fact that a particularly standard-oriented German is spoken in Hanover is a well-known topos among most language users in the German-speaking area and often beyond. However, even Hanover's inhabitants are rarely aware that there is also an urban mixed variety of High and Low German spoken in the city, comparable to the mixed varieties ("Missingsch") in Hamburg or Berlin. Until well into the 20th century, there is plenty of evidence of this so-called Hanoverian ("Hannöversch") being used, at least in literature. Research into the extent to which this Eastphalian Missingsch branch is still vital as a vernacular and part of linguistic knowledge has so far been a desideratum of North German dialectology. The project *The City Language of Hanover* examines the current linguistic reality of the Lower Saxony state capital and deliberately includes Hanoverian. Thus, Hanoverian features were integrated into the catalogue of variables and Hanoverian test sentences were included in the perceptual-linguistic part of the study. Furthermore, questions on (historical) language use and knowledge of varieties were asked in the qualitative interview. The present article presents initial results on linguistic traces of Hanoverian from an object-language perspective and sheds light on existing knowledge and attitudes towards this variety.

RegioLingua
Zeitschrift für regionale Sprache und Literatur

RegioLingua. Zeitschrift für regionale Sprache und Literatur, 1 (2024), Bd. 1, 50–70.
DOI: 10.17192/regiolingua.2024.1.1.8742

Keywords: urban vernacular, mixed variety of High and Low German, Hanoverian, variational linguistics, metalinguistic awareness.

1. Einleitung

1.1. DFG-Projekt *Die Stadtsprache Hannovers*

In Diskursen innerhalb und außerhalb der niedersächsischen Landeshauptstadt wird oft dargelegt, dass in Hannover das wahlweise „reinste“ oder „beste“ Hochdeutsch gesprochen wird. Eine repräsentative Umfrage im Rahmen des DFG-Projekts *Die Stadtsprache Hannovers* (StaHa)[73] konnte dies unlängst nachweisen (vgl. Ehrlich und Conrad 2021).[74] Das Projekt erforscht seit 2020 die sprachliche Realität der gleichnamigen Stadt. Es hat zum Ziel, eine umfassende Antwort auf drei wesentliche Forschungsfragen zu erlangen. Zum einen wird der Sprachgebrauch der Hannoveranerinnen und Hannoveraner auf lautlicher Ebene in Hinblick auf ihre Standardnähe analysiert. Zum anderen werden die Muster in den Spracheinstellungen und im Sprach(raum)wissen der Gewährspersonen in Bezug auf den Sprachmythos untersucht. Des Weiteren werden die städtische Umgangssprache Hannöversch aus synchroner Perspektive sowie ihre Relevanz für die Wissensbestände der hannoverschen Bevölkerung zum Sprachmythos beleuchtet.

Die Datengrundlage dieser Studie stellen die Sprachdaten und metasprachlichen Äußerungen von 100 Hannoveranerinnen und Hannoveranern dar, die im objektsprachlichen Projektbereich quantitativ ausgewertet und im Teilprojekt zu subjektiven Perspektiven vorrangig qualitativ analysiert werden. Die gemeinsame Betrachtung von linguistischen, soziologischen und stilistischen Parametern auf objektsprachlicher Ebene einerseits und Besonderheiten in Sprachwahrnehmung, -einstellungen und -wissen andererseits ermöglicht ein mehrperspektivisches Abbild der hannoverschen Gegenwartssprache sowie ihrer Sprecherinnen und Sprecher.

1.2. Forschungskontext und Forschungsfragen

Trotz der großen Verbreitung der Annahme eines besonders standardnahen Hochdeutsch in Hannover existieren zur rezenten sprachlichen Realität der niedersächsischen Hauptstadt verhältnismäßig wenige Arbeiten.[75] Einige Anhaltspunkte finden sich allerdings in Arbeiten zum größeren dialektgeografischen Kontext (vgl. u. a. Elmentaler und Rosenberg 2015 und 2022 sowie Elmentaler 2019). Hannover ist im südniederdeutschen Sprachgebiet verortet, wobei die Region gemeinsam mit den anderen städtischen Zentren des mittleren bzw. südlichen Niedersachsen (vor allem Göttingen, Hildesheim und

[73] Gefördert durch die *Deutsche Forschungsgemeinschaft* (DFG) unter der Projektnummer 431328772; www.stadtsprache-hannover.de.

[74] In einem Online-Panel von *forsa* gaben in einer offenen Frage nach dem Ort des besten Hochdeutsch 24 Prozent der 2.004 befragten Personen Hannover bzw. die Region Hannover an. Dahinter folgten Niedersachsen, Nordrhein-Westfalen und Norddeutschland insgesamt. Da es sich um eine offene Frage im letzten Drittel des Fragenkatalogs handelte, blieb sie häufig unbeantwortet (38 Prozent). Werden nur abgegebene Antworten betrachtet, so wird das Ergebnis noch deutlicher: 39 Prozent der Antwortenden benennen Hannover als den Ort des besten Hochdeutsch.

[75] Huß (1879) stellt eine Beschreibung des hannoverschen Hochdeutsch Ende des 19. Jahrhunderts dar und ist zugleich ein Beleg für den Topos vom reinsten Hochdeutsch. Ahlzweig (1988) und Elmentaler (2012) beschäftigen sich mit der Herkunft des Topos, wobei auch das Hannöversche Erwähnung findet.

Braunschweig) im ostfälischen Sprachraum liegt. Innerhalb dieses Dialektverbandes benennt Blume (1980: 314 f.) noch weitere Unterräume, wobei Hannover dem Kernostfälischen und darin dem Calenbergischen (vgl. Wiesinger 1983: 878) zugeordnet wird. Das Niederdeutsche ist allerdings höchstens noch als Erinnerungssprache Teil der hannoverschen Identität. Durch den Sprachwechsel zum Hochdeutschen ab dem 17. Jahrhundert wurde es stark zurückgedrängt, auch wenn dieser Wechsel weder abrupt war noch spurlos am Sprachgebrauch der Ostfalia vorbeigegangen ist. Vor allen Dingen in den Städten bildete sich Blume (1987: 31) zufolge eine Varietät zwischen dem Niederdeutschen und dem Hochdeutschen heraus: das Hannöversche, welches zumindest zeitweise den mittleren Teil einer triglossischen Situation bildete (vgl. Ludewig 1925 und Stellmacher 2018). Das Hannöversche ist im Kontext mit anderen Stadtsprachen[76] im norddeutschen Raum zu sehen. Für einen Überblick über diese „historischen Umgangssprachen" im norddeutschen Raum sei Wilcken (2015) empfohlen, die diese Varietäten (auch unter Missingsch[77] bekannt) wie folgt beschreibt:

> Missingsch ist eine nunmehr historische Sprachausprägung des norddeutschen Raums, die von ihrer Genese her auf den Gebrauch des Hochdeutschen durch Sprecher mit niederdeutscher Primärsozialisation zurückgeht. In späteren Generationen erhielt Missingsch den Status einer eigenen Varietät, die ggf. auch von Personen ohne Dialektkompetenz gebraucht wurde. (Wilcken 2015: 5)

Demzufolge entstanden städtische Umgangssprachen wie das Hannöversche (aber auch das Hamburger oder das Göttinger Missingsch) beim Versuch niederdeutscher L1-Sprecher, das Hochdeutsche zu verwenden, und stellen somit zunächst eine Lernervarietät mit starken Interferenzen aus dem Niederdeutschen dar. Diese Sprachform verfestigte sich jedoch und bildete als besondere norddeutsche Ausprägung des landschaftlichen Hochdeutsch (vgl. Ganswindt 2017) nach Stellmacher (2018: 93 f.) eine Vorstufe zum heutigen Regiolekt:

> Dieses ‚Hannoveräönisch' [sic!] war gewiss eine neue Sprache, keine ostfälische Dialektvariante wie das Klinterklater in Braunschweig, sondern das, was wir als historische Vorstufe zu einem (norddeutschen) Regiolekt bezeichnen, eine hochdeutsch geprägte, aber mit kräftigen Ostfalismen durchsetzte städtische Umgangssprache [...]. (Stellmacher 2018: 93 f.)

[76] Für einen Überblick zu aktuellen Problemstellungen der Stadtsprachenforschung vgl. Busse und Warnke (2022) sowie die Beiträge der im Rahmen des StaHa-Projektes am 27. und 28. Mai 2022 in Hannover veranstalteten Tagung *Stadtsprachenforschung. Aktuelle Projekte und Tendenzen* (Conrad und Schlobinski 2023).

[77] Zur Entstehung des Sprachnamens „Missingsch" aus *Meißnisch* und spätere Umdeutungen vgl. Polenz (2013: 235).

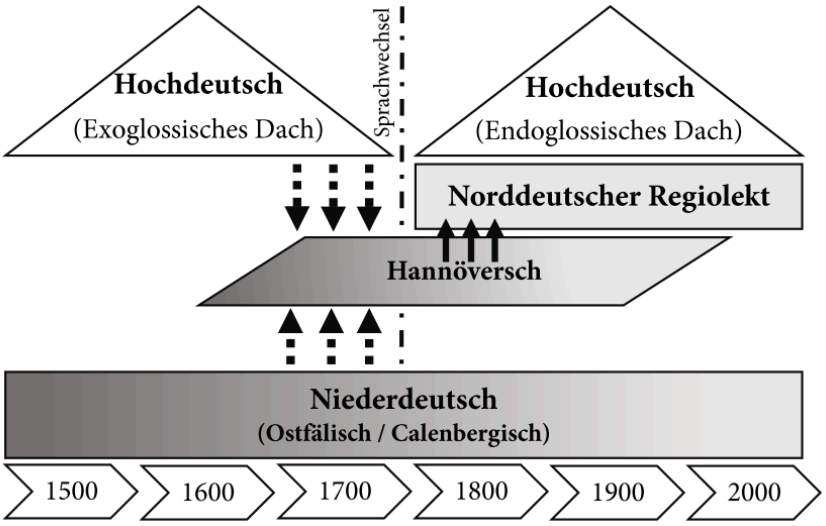

Abbildung 1: Schematische Darstellung des diachronen Sprachgebrauchs in Hannover

Abbildung 1 zeigt daraus abgeleitet schematisch den hannoverschen Sprachgebrauch aus diachroner Perspektive. Auch wenn die Bewertung der Sprachformen im hannoverschen Sprachgebrauch im Schema nicht dargestellt werden kann, so muss jedoch erwähnt werden, dass das Hannöversche einen starken Wandel in Gebrauch und Betrachtung erlebte. So stellt Blume (1987: 25) fest, dass die städtischen Umgangssprachen noch um 1900 zunächst vor allem in den oberen Schichten verwendet wurden, während die Varietäten heute vor allem der Arbeiter- und Mittelschicht zugerechnet werden. Wilcken (2015: 5) geht von soziolingualen Veränderungen in der Mitte des 20. Jahrhunderts aus, die es heute sogar unmöglich machen, Missingschformen wie das Hannöversche im Varietätenschema zu verorten.

In Bezug auf die sprachliche Charakterisierung des Hannöverschen nennt der *Norddeutsche Sprachatlas* (Elmentaler und Rosenberg 2015: 38 [Herv. im O.]) folgende phonologische Hauptmerkmale des Hannöverschen[78]:

1. Zentralisierung des langen *a* zu [əː] ([ˈjəːʁə] ‘Jahre’, [ˈbəːdn] ‘baden’)
2. Monophthongierung von *ei* zu [aː] (*maane* ‘meine’, *Zaat* ‘Zeit’)
3. Monophthongierung von *au* zu [ɔː] ([kɔːft] ‘kauft’, [bɔːm] ‘Baum’)
4. Senkung von langem *e* zu [ɛː] (*lägen* ‘legen’, *Läben* ‘leben’)
5. Realisierung des *r* vor Konsonanten als [x] (*Gachten* ‘Garten’, *docht* ‘dort’)
6. *g*-Spirantisierung für die Vorsilbe *ge-* im Anlaut (*jesungen* ‘gesungen’, *Jedicht* ‘Gedicht’)
7. Erhalt bzw. Hinzufügung von auslautendem *-e*, auch als „*e* saxonicum“ bezeichnet (*junge* statt *jung*, *dolle* ‘sehr’, *ville* ‘viel’)
8. Tendenz zur Realisierung von [d, t, n, ʃ, l] „mit deutlich retroflexer Zungenposition“ (Lauf 1996: 213)

Auch wenn die zumindest historisch belegten Merkmale des Hannöverschen auf eine von den rezenten regiolektalen Sprachlagen Norddeutschlands distinguierbare Varietät

[78] Für eine detaillierte Zusammenschau des bisherigen Forschungsstandes zu den phonetisch-phonologischen Charakteristika und eine akustische Analyse vokalischer Phänomene des synchronen Hannöversch siehe Conrad und Petersen (in Vorb.).

verweisen, scheint sie der einschlägigen Forschungsliteratur zufolge kurz vor dem Verschwinden zu sein. So konstatiert Blume (1987: 31) bereits Ende der 1980er-Jahre, dass „[sich] die letzte Phase des Regressionsprozesses vor unseren Ohren [vollzieht]“ und gibt die Prognose: „Was […] vermutlich bleiben wird, ist die Alleinherrschaft des Standardhochdeutschen als öffentlich gesprochener Sprache.“ (ebd.) Auch Elmentaler (2012: 109) spricht der hannoverschen städtischen Umgangssprache aus synchroner Sicht ihre Exklusivität ab und verweist darauf, dass nur noch großflächig norddeutsche Regiolektmerkmale im Sprachgebrauch Hannovers zu finden seien.

Welche Rolle das Hannöversche im aktuellen Sprachgebrauch der Hannoveranerinnen und Hannoveraner spielt, ob und wie hannöversche Merkmale verwendet und eingeschätzt werden, steht im Fokus dieses Artikels. Dazu stellen wir zunächst die Frage, was den Gewährspersonen des StaHa-Projekts als Hannöversch gilt und in welchen Bereichen und Lebenswelten nach dieser Varietät gesucht werden muss. Was verbinden Hannoveranerinnen und Hannoveraner mit dem Hannöverschen in historischer, sozialer und räumlicher Hinsicht, welche Merkmale gehören aus ihrer Perspektive dazu? Zudem soll erkundet werden, welche Merkmale heute noch belegt werden können. Diese explorativ angelegte Studie soll dabei das Feld für die künftige Erforschung der ostfälischen Stadtsprachen nicht nur in Hannover eröffnen sowie zur weiteren Forschung ermuntern.

1.3. Methodischer Überblick

In der Forschungsliteratur werden acht phonologische Merkmale genannt, die dem Hannöverschen zugeschrieben werden (siehe Abschnitt 1.2). Von diesen wurden sechs dem Variablenkatalog des StaHa-Projekts hinzugefügt (siehe V14–V19 in Tab. 1)[79]. Während Variablen 14, 15, 16 und 18 niederdeutschbasiert sind, stellen Variablen 17 und 19 keine Interferenzen aus dem Niederdeutschen dar und sind als eigene Entwicklungen der städtischen Umgangssprache zu betrachten (vgl. Blume 1987: 25–30, Mihm 2000: 2115, Elmentaler und Rosenberg 2015: 39). Darüber hinaus enthält der Variablenkatalog 13 niederdeutschbasierte Variablen (V1–V13) mit überregionalem Charakter, die auch im ostfälischen Raum vertreten sind (vgl. Mihm 2000: 2115, Schröder 2004: 80, Elmentaler und Rosenberg 2015: 39), und zwei Variablen, die gesondert betrachtet werden, da sie zum einen aufgrund der Lage Hannovers kein erwartbares Phänomen darstellen (V20, vgl. Kleiner 2010) und zum anderen die Kookurrenz zweier Merkmale umfassen (V21).[80]

Die objektiven Sprachproduktionsdaten werden in drei verschiedenen Formalitätsgraden erhoben. Im formellen Setting durchlaufen die Gewährspersonen ein Sprachexperiment, welches aus vier Aufgaben besteht. Hier benennen die Gewährspersonen einzelne Bilder, lesen einzelne Sätze vor, in denen ein Wort bildlich dargestellt ist, fügen in einem Satzbauspiel verschiedene Satzglieder zu einem Satz zusammen und lesen ihn vor. Den

[79] Auf das *e* saxonicum und die Realisierung von [d, t, n, ʃ, l] mit retroflexer Zungenposition ist im Variablenkatalog verzichtet worden. Das Auftreten des *e* saxonicum wird anhand der spontansprachlichen Daten aus den Interviews und den Tischgesprächen im Nachgang mit korpuslinguistischen Methoden geprüft, während die Retroflexivität bei [d, t, n, ʃ, l] exemplarisch durch akustische Analysen in der zweiten Projektphase untersucht wird.

[80] Für einen detaillierten Einblick in die Zusammenstellung des Variablenkatalogs und das Methodendesign des StaHa-Projekts insgesamt siehe Conrad et al. (i. Dr.).

Abschluss bildet eine aus zwei Texten bestehende Vorleseaufgabe. In diesem Erhebungsteil werden die Gewährspersonen angewiesen, Hochdeutsch zu sprechen, wodurch der intendierte Standard erfasst werden soll. Neben diesen kontrollierten Sprachdaten wird spontansprachliches Material aus dem sprachbiografischen Interview (siehe nächster Absatz) und einem Tischgespräch entnommen. Ersteres kann als halbformell gelten, während letzteres ein informelleres Setting darstellt, da die Gewährspersonen hier mit Freundinnen und Freunden oder Familienangehörigen ein etwa 60-minütiges Gespräch ohne Beisein der Erhebungsleitung führen.

Tabelle 1: Variablenkatalog des StaHa-Projekts

Variable		Beispiel
V1	Hebung von langem [ɛː] zu [eː]	[ˈbeːʁən] ‘Bären’
V2	*g*-Spirantisierung im Auslaut	[veːç] ‘Weg’ [fluːx] ‘Flug’
V3	Realisierung von [ŋ] als [ŋk]	[ʁɪŋk] ‘Ring’
V4	Gebrauch des Frikativs [f] statt Affrikate [p͡f]	[fanə] ‘Pfanne’
V5	Erhalt alter Vokalkürze	[nax] ‘nach’
V6	Rundung von kurzem [ɪ] zu [ʏ]	[tʏʃ] ‘Tisch’
V7	Hebung und Senkung von kurzem [ʊ] zu [u; ɔ]	[ˈbutɐ; ˈbɔtɐ] ‘Butter’
V8	Gebrauch des Frikativs [s] statt Affrikate [t͡s]	[sɛlt] ‘Zelt’
V9	Erhalt von unverschobenem [p] in Affrikate [p͡f]	[ˈapl] ‘Apfel’
V10	„spitzer Stein“ – alveolare Realisierung von <s> vor <t> und <p>	[spɪt͡s] ‘spitz’
V11	Realisierung von apikalem [r] statt [ʁ]	[rɛçt͡s] ‘rechts’
V12	Realisierung von auslautendem <-er> als Vollvokal [a]	[ˈɪma] ‘immer’
V13	Affrizierung des [j] zu [d͡ʒ]	[ˈd͡ʒeːdɐ] ‘jeder’
V14	Realisierung von <r> vor Konsonanten als [x]	[ˈgaxtn] ‘Garten’
V15	*g*-Spirantisierung beim anlautenden Präfix *ge-*	[jəˈleːpt] ‘gelebt’
V16	Monophthongierung von [aɪ] zu [aː]	[t͡saːt] ‘Zeit’
V17	Monophthongierung von [aʊ] zu [ɔː]	[mɔːs] ‘Maus’
V18	Senkung von [eː] zu [ɛː]	[ˈbɛːzn] ‘Besen’
V19	„klares A“ – Zentralisierung von [aː] zu [əː] bzw. [a] zu [ə][81]	[ˈjəːʁə] ‘Jahre’ [fɛɐˈbənt] ‘Verband’
V20	Realisierung von <-ig> im Auslaut als [ɪk] statt [ɪç]	[ˈvɪçtɪk] ‘wichtig’
V21	Vokalkürzung und Spirans	[tax] ‘Tag’ [zaxt] ‘sagt’

[81] Die Forschungslage ist für dieses Phänomen nicht eindeutig. Während Ganswindt (2017: 100 f. und 2018: 81) und Stellmacher (2018) in Anlehnung an Viëtor (1888: 97) und Huß (1879: 15) eine Palatalisierung und möglicherweise Hebung von [a] für das 19. Jahrhundert beschreiben, verweist Blume (1987: 2001) auf eine Realisierung von [aː] als Zentralvokal [əː]. Lauf (1996: 212) wiederum sieht die Zentralisierung des [a], aber auch anderer Kurzvokale, die sich dem [ə] annähern, als eines der typischen Merkmale der ostfälischen Umgangssprache. Gleichwohl beschreibt sie auch eine „extrem vordere“ (ebd.) Variante. Aufgrund dieser Unklarheiten wurden im Vorfeld der Erhebung die Vorkommen von /a/ als Kurz- und Langvokal in einer Aufnahme eines Hannöversch-Sprechers analysiert und das Merkmal eindeutig als Zentralisierung gewertet. Aus diesem Grund wurde die Begrifflichkeit sowohl für den Kurzvokal /a/ als auch für den Langvokal /aː/ übernommen. Petersen (2022) untersuchte in ihrer bislang unveröffentlichten Bachelorarbeit spontansprachliche Daten eines kleinen Samples an hannoverschen Gewährspersonen und kann mit akustischen Analysen eine Zentralisierung (ähnlich wie bei Lauf auch für weitere Kurzvokale) nachweisen. In der zweiten Projektphase werden weitere akustische Analysen durchgeführt, um für den rezenten Sprachgebrauch zu klären, ob es sich bei dem „klaren A“ um eine Zentralisierung oder eine Palatalisierung handelt.

Für die Erhebung der subjektiven Daten kommen ein Perzeptionstest und ein sprachbiografisches Interview zur Anwendung. Um Aussagen über die Wahrnehmung zum Hannöverschen treffen zu können, wurden die hannöverschen Variablen in Testsätzen des perzeptionslinguistischen Teils der Studie eingebaut und den Gewährspersonen vorgespielt. Diese sollen jeweils ihre Einschätzung dazu geben, ob das Merkmal vom „besten Hochdeutsch" abweicht, ob sie es in einer Abiturrede korrigieren würden und ob es in ihrem eigenen Sprachgebrauch (Selbsteinschätzung nach Situationen) oder in Hannover vorkommt. Im leitfadengestützten, sprachbiografischen Interview wiederum wird das Sprachwissen zum Hannöverschen erfragt.

Im vorliegenden Beitrag werden zunächst Daten aus dem sprachbiografischen Interview und den Perzeptionstests der ersten zwanzig Gewährspersonen der älteren Generation vorgestellt. Damit soll zunächst aufgezeigt werden, welche der hannöverschen Merkmale des Variablenkatalogs von älteren Gewährspersonen als hannöversch wahrgenommen werden. Danach werden erste Ergebnisse zu sprachlichen Spuren des Hannöverschen aus objektsprachlicher Perspektive präsentiert. Die Datengrundlage dieser exemplarischen Analyse bilden die objektiven Sprachdaten von vier ortsfesten Gewährspersonen der älteren Generation, jeweils zwei Frauen (beide 83 Jahre) und zwei Männer (78 und 83 Jahre).[82] Es handelt sich um eine bewusste Auswahl des Autorenteams in dem Wissen, dass die ausgewählten Sprecherinnen und Sprecher im Vergleich zu den restlichen älteren Gewährspersonen besonders häufig hannöversche Merkmale realisieren. Es sei hier angemerkt, dass sie nicht den Sprachgebrauch der gesamten älteren Generation repräsentieren.

2. Ergebnisse

2.1. Hannöversch aus subjektiver Perspektive

Das Hannöversche soll zunächst aus subjektiver Perspektive betrachtet werden. Dabei wird zuerst anhand von Daten aus den sprachbiografischen Interviews für die ältere Generation der Gewährspersonen gezeigt, welche Konzepte mit dem Hannöverschen in Verbindung stehen. Durch die Betrachtung von Daten aus den Perzeptionstests wird danach verdeutlicht, welche sprachlichen Charakteristika als Teil dieser Varietät verstanden werden.

Hannöversch wird oft mit bestimmten Stadtteilen assoziiert, die allerdings fast immer eine Vergangenheit als Arbeiterviertel haben. So verbinden viele Gewährspersonen hannöversche Merkmale vor allem mit Linden, das erst 1920 eingemeindet wurde, sich durch metallverarbeitende Industrie und ein damit verbundenes enormes Wachstum seit dem Ende des 19. Jahrhunderts auszeichnet. Eine 81-jährige männliche Gewährsperson (1mBno_1a) erinnert sich an die sprachliche Variation eines Familienmitglieds aus besagtem Stadtteil:

[82] Jeder Gewährsperson wurde eine Sigle zugeordnet, die Auskunft darüber gibt, welche sozialen Parameter (Altersgeneration, Geschlecht, Stadtteilstatus, Ortsfestigkeit) die dahinterstehende Person erfüllt. An dieser Stelle wird lediglich über die Kennzeichnung des Geschlechts informiert, da im vorliegenden Beitrag nur ältere Gewährspersonen untersucht werden und die restlichen soziodemografischen Daten nicht von Belang sind. Die Leserschaft erkennt weibliche Gewährspersonen an dem Buchstaben *w* in der Sigle, die männlichen an dem Buchstaben *m*.

> In Linden die Alten sprechen schon anders. Meine Frau hat einen Cousin, der spricht ein katastrophales Hannöversch. Nicht grammatikalisch, sondern aussprachemäßig. Dieses typische Lindener Hannöversch.

Linden hat innerhalb Hannovers bis heute eine Sonderstellung, die aus einer ursprünglichen Rivalität zwischen Hannover und dem Industrievorort entstanden ist, welche in den Interviews oft angeführt wird. Die sprachliche Sonderrolle Lindens wird oft auch mit anderen Stadtteilen wie der Südstadt, der List oder der Oststadt, die meist mit dem Bürgertum und einer gehobenen Sprechweise verbunden werden, kontrastiert. So werden von den Gewährspersonen, wie von dieser 78-Jährigen (1wAo_1a), zumindest in historischer Hinsicht geografische Pole der Dialektalität genannt, in denen das Hannöversche meist in Zusammenhang mit den heutigen Lindener Stadtteilen (Nord, Mitte, Süd und Limmer) steht: „Dass man in der Südstadt, da waren sehr viele, wo wir immer gesagt haben, die sprechen immer so vornehm […] und in Linden waren viele zu der Zeit, die noch so ein Hannöversch draufhatten." Teilweise wird jedoch auch angebracht, dass diese Polarität aufgrund von sozialräumlichen Veränderungen heute nicht mehr greift. Eine 80-jährige männliche Gewährsperson (1mCo_2b) beschreibt den Wandel des einstigen Arbeiterviertels, das heute vor allem Menschen aus künstlerischen und akademischen Kontexten, aber auch junge Familien und generell die (obere) Mittelschicht anzieht. Dabei wird auch die Veränderung im Sprachgebrauch aufgezeigt. Der Raum des Hannöverschen wird anscheinend immer kleiner und kann straßengenau mikrokartiert werden. Auf die Frage, wo Hannöversch gesprochen wird, antwortet die Person Folgendes:

> Früher hat man gedacht, in Linden vielleicht. Aber Linden-Nord ist gekippt, da ist kein Arbeiterviertel mehr. Auch Limmer würde ich sagen nein. Nein, ist nicht mehr. Auch Hainholz nicht. Vielleicht noch, vielleicht da wo der Herr Meine […] herkommt in der Bömelburgstraße […] da in der Gegend könnte es sein, dass da noch welche so Hannöversch sprechen.

Das Hannöversche wird diesem Sprecher zufolge aus den ursprünglichen Gebieten verdrängt, es könnte sich allerdings noch in einem Straßenzug in einem anderen traditionellen Arbeiterviertel (Hainholz, das hier anscheinend bewusst mit hannöverscher Monophthongierung des Diphthongs ausgesprochen wurde) halten. Aus diesem Gebiet stammt aus Sicht der Gewährsperson mit Klaus Meine, dem Sänger der Band *Scorpions*, auch ein Hannöversch-Referenzsprecher, an dem diese Verortung festgemacht werden kann. Dass die lokale Stadtsprache kaum noch eine Rolle spielt und fast schon mit der Lupe gesucht werden muss, zeigt sich auch beim Nachtrag der Gewährsperson: „Vielleicht finden Sie es noch in der Steintormasch, vielleicht noch, diese typische hannöversche Sprache. Aber ich wüsste ansonsten keine Stelle mehr." Diese Verortung bezieht sich nun nicht einmal mehr auf ein Wohngebiet, sondern auf eine Kleingartensiedlung. Diese Referenz ist nicht unbedingt abwegig, mehrere Gewährspersonen geben an, das Hannöversche am ehesten in Vereinen oder Gartenkolonien zu vermuten. Eine 83-jährige weibliche Gewährsperson (1wCo_1a) stellt gar den Zusammenhang zum Habitus her: „Im Kaninchenzüchterverein wurde anders gesprochen als wenn man bei einem Gestüt war, ja also es zeichnete sich sicherlich aus … vom Habitus der Leute." Das hannöversche Idiom wird eher mit den

kleinbürgerlichen Aktivitäten und Milieus verbunden und steht damit im Kontrast zur „vornehmen“ Ausdrucksweise in den oberen Schichten. Die Assoziation des Hannöverschen mit Kleingärten wird auch in der folgenden Passage noch einmal deutlich, in der ein weiterer Sprecher (1mCo_2b) Bezug zur Arbeiterschaft nimmt:

> Das waren schwitzende Kerle in Unterhemden mit einer Zigarette im Mund, das waren alles hannöversche Arbeiter und die haben vielleicht noch Hannöversch gesprochen. Aber das ist weg, selbst in Kleingärtenvereinen, wo diese Tradition vielleicht noch länger fortgesetzt wurde, ist es nicht mehr so.

Nicht nur in geografischer Hinsicht werden (einstige) Arbeiterviertel, sondern auch generell das Arbeitermilieu primär mit dem Sprachgebrauch des Hannöverschen verbunden, wie hier schon beinahe klischeehaft beschrieben wird. Doch auch hier schwingt mit, dass es sich allem voran um ein Phänomen der Vergangenheit handelt. Das Verschwinden der traditionellen Arbeitermilieus bzw. dessen, was sich die Gewährsperson darunter vorstellt, scheint auch das Hannöversche zu betreffen, das hier als eine sozial markierte Sprechweise gezeichnet wird.

Auch andere Gewährspersonen sehen das Hannöversche vor allen Dingen als Teil des örtlich begrenzten historischen Sprachgebrauchs an, an den selbst die ältere Generation, hier Gewährsperson 1wAo_1a, nur Kindheitserinnerungen hat: „Wenn man auf den Markt ging oder in die Markthalle oder in den Kaufhäusern stand, dann hat man das schon immer mal gehört […] Also ich höre das überhaupt kaum noch.“ Auch in einem Interview aus der Testphase des Projekts wird auf das Hannöversche als eine frühere, heute im Sprachgebrauch nicht mehr vernehmbare Sprachform geblickt:

> Aber ich höre es eigentlich gar nicht mehr. Außer so bestimmte Dinge wie ‚Schlach‘ oder ‚guten Tach‘ mal, aber das mach ich ja sogar manchmal noch, aber eigentlich ist es weg. ‚Äö‘ [Imitation des zentralisierten, „klaren A“, S. E.], wann hören Sie das noch? Den Witz mit der Marktfrau und Aale und dann Ääle, den versteht schon kaum einer mehr.

Die 74-jährige männliche Gewährsperson hört selbst nur noch großflächig regiolektale Phänomene wie die Vokalkürzung in Verbindung mit der Spirantisierung von auslautendem <g>, was er dem Zitat zufolge auch selbst manchmal verwendet. Das „klare A“, das aus seiner Sicht eine emblematische Funktion für das Hannöversche erfüllt, ist gar nicht mehr wahrnehmbar. Die Gewährsperson referiert hier auf einen Witz, der insbesondere von der älteren und mittleren Generation gerne angebracht wird, um die /ai/-Monophthongierung zu [aː] und die Zentralisierung von [aː] zu [əː] zu karikieren.[83] Die Testperson geht in diesem Fall davon aus, dass die Komik kaum noch verstanden wird, da das Phänomen im Sprachgebrauch kaum präsent ist. Diese Betrachtung ist umso erstaunlicher,

[83] Die Anekdote wird mit diversen Variationen etwa folgend dargestellt: Geht ein Mann in der hannoverschen Markthalle zur Fischverkäuferin und fragt: „Haben Sie Aale?“ Die Fischverkäuferin, die hierbei an *Eile* statt an einen Fisch denkt, antwortet gelassen: „Naan, ich hääbe Zaat. [‘Nein, ich habe Zeit.’]“ Verwirrt antwortet der Herr: „Wie, Sie haben Zeit? Ich habe doch nach Fisch gefragt.“ Die Verkäuferin antwortet alsdann: „Ach, Ääle möchten Sie, die bekommen Sie bei mir.“

als dass es sich hier um einen Sprecher handelt, der intendiert das Hannöversche kompetent reproduzieren kann, auch wenn er es im Alltag nicht (mehr) verwendet.

Dass das zentralisierte, „klare A" nicht ganz aus dem Bewusstsein zumindest der älteren Gewährspersonen verschwunden ist, zeigen andere Belegstellen. So wird von vielen Gewährspersonen ein Satz reproduziert, der wohl als hannöversches Schibboleth gelten kann und hier von einer 72-jährigen männlichen Gewährsperson so angeführt wird: „Junge, sprich ein kläöres Äö. Jää, Väöter, jää. Das ist Hannoversch."[84] Gerade im expliziten Wissen um die Merkmale der städtischen Umgangssprache erweist sich das „klare A" als Emblem, auch wenn es zum Teil nicht richtig von der Monophthongierung von [a͡ɪ] zu [aː] abgegrenzt wird, wie die Gewährsperson weiter erwähnt: „Dieses Äö, dieses furchtbare Äö. Hannover anner Laane. Es ist in meinen Augen ein böser Dialekt. Ist auch keine Sprache, ist eine Unsprache." Während in den meisten Interviews mit älteren Gewährspersonen ein Gefühl der Verbundenheit mit dem Hannöverschen überwiegt, äußert sich hier auch eine negative Einstellung zum Hannöverschen.

In Tabelle 2 wird ersichtlich, wie die Gewährspersonen hannöversche Variablen bewerten.[85] Dafür wurden Testsätze erstellt, in denen jeweils nur die jeweilige Variable vom Standard abweicht. Zunächst wurde erfragt, ob in dem Satz etwas vom „besten Hochdeutsch" abweicht. Für die Variable im selben Kontext wurde noch ein weiterer Satz als Teil einer fiktiven Abiturrede konstruiert und die Gewährsperson gefragt, ob sie etwas an der Aussprache korrigieren würde. Falls eine Variable in mindestens einer der beiden Abfragen als vom „besten Hochdeutsch" abweichend oder korrekturbedürftig aufgeführt wurde, schloss sich die Frage an, ob die Gewährsperson das Merkmal selbst benutzt und ob es mit dem Sprachgebrauch in Hannover assoziiert wird.[86]

[84] Dieser Satz ist nicht der einzige Repräsentationssatz für das Phänomen. In vielen Interviews wird auch Folgendes rezitiert: „In der Läöves[s]traße [s]teht aan Bäönäönenwäögen."

[85] Es handelt sich hier nur um eine kleine, aber relativ homogene Auswahl an Gewährspersonen (n = 20, nur älteste Generation), mit der in dieser Phase des Projekts erste Tendenzen sichtbar gemacht werden sollen.

[86] Zum besseren Verständnis der Tabelle muss beachtet werden, dass die ersten beiden Tests (Abweichung vom „besten Hochdeutsch" und Korrektur der Abiturrede) mit allen Gewährspersonen vollständig durchgeführt wurden und nur die in diesen Tests pertinenten Merkmale wurden dann bezüglich ihres Vorkommens in Hannover und im Sprachgebrauch der Gewährsperson eingeschätzt. Dies erklärt die unterschiedliche Größe der Stichprobe bei der Assoziation mit Hannover und dem eigenen Sprachgebrauch. Dass bei manchen Variablen standarddivergente Varianten vor dem Korrekturhintergrund pertinent waren, aber in der ersten Abfrage zum „besten Hochdeutsch" nicht, kann mehrere Gründe haben. So sind die Gewährspersonen beim zweiten Hörtest (Korrektur der Abiturrede) bereits an die Aufgabe gewöhnt und „entdecken" mehr Divergenzen. Aber auch individuelle Konzepte vom „besten Hochdeutsch" und den Anforderungen an eine Abiturrede einer jüngeren Person können diesen Unterschied erklären. So wird beispielsweise bei der alveolaren Realisierung von <s> vor <t> und <p> von einer Gewährsperson angegeben, dass es sich zwar hierbei um das „beste Hochdeutsch" handele, aber dennoch würde man das Merkmal in einer Abiturrede vermeiden, um damit nicht zur Belustigung beizutragen.

Tabelle 2: Hannöversche Variablen in den Perzeptionstests

Variable		Abw. vom „besten Hd.“?	Würde korrigiert werden?	Wird mit Hannover assoziiert?	Im eigenen Sprachgebrauch?
V14	Realisierung von <r> vor Konsonanten als [x]	*13 / 20*	*8 / 20*	*14 / 16*	*7 / 16*
V15	*g*-Spirantisierung beim anlautenden Präfix *ge-*	*17 / 20*	*15 / 20*	*1 / 18*	*1 / 18*
V16	Monophthongierung von [aɪ] zu [aː]	*19 / 20*	*19 / 20*	*17 / 19*	*3 / 19*
V17	Monophthongierung von [aʊ] zu [ɔː]	*15 / 20*	*9 / 20*	*1 / 20*	*0 / 20*
V18	Senkung von [eː] zu [ɛː]	*19 / 20*	*18 / 20*	*4 / 20*	*1 / 20*
V19	„klares A“ – Zentralisierung von [aː] zu [əː] bzw. [a] zu [ə]	*4 / 20*	*1 / 20*	*3 / 4*	*0 / 4*
V10	Alveolare Realisierung von <s> vor <t> und <p>	*14 / 20*	*17 / 20*	*10 / 17*	*3 / 17*
V21	Vokalkürzung und Spirans	*11 / 20*	*3 / 20*	*12 / 13*	*9 / 13*

Obwohl das zentralisierte „klare A“ in den Interviews das hervorstechende Merkmal zumindest für die älteste Generation ist, wird es wiederum in den Perzeptionstests nur selten erkannt oder korrigiert. Die Assoziation mit dem Sprachgebrauch in der Stadt konnte dementsprechend auch nur bei wenigen Gewährspersonen abgefragt werden, die es auch nicht immer mit Hannover verbinden konnten. Die emblematische Funktion wird wiederum von der Monophthongierung von [a͡ɪ] zu [aː] übernommen: Diese Variable wird nicht nur oft als Standarddivergenz erkannt, sondern auch als hannöversch angesehen. Die anderen vokalischen Merkmale, die in der einschlägigen Literatur zum Hannöverschen gefunden werden können (Senkung [eː] zu [ɛː] und Monophthongierung [aʊ̯ː] zu [ɔː]) sind zwar vor dem Hintergrund eines „besten Hochdeutsch“ auffällig, aber werden selten dem Hannöverschen zugesprochen. Die Frikativierung von <r> vor [t] (z. B. bei *Gachten*, *kuchz*) wiederum zeichnet sich dadurch aus, dass sie zum einen nur von zwei Dritteln der Gewährspersonen als standarddivergent und von weniger als der Hälfte der Gewährspersonen als korrekturwürdig wahrgenommen wird. Sie wird allerdings oft mit dem hannoverschen Sprachgebrauch verbunden. Darin unterscheidet sie sich deutlich von der anlautenden *g*-Spirantisierung (z. B. *jemacht*, *Jedanke*), die zwar für die älteste Generation standarddivergent, aber nicht hannöversch ist.

Bei der Betrachtung aller Variablen in den Perzeptionstests fallen zudem zwei weitere Merkmale auf, die als besonders hannöversch von den hier beteiligten Gewährspersonen eingeschätzt werden.

Das sind zum einen der „spitze Stein“, also die alveolare Realisierung von <sp; st>, sowie Spirantisierungen von auslautendem <g>. Zwar handelt es sich hier um eher großflächige Merkmale der norddeutschen Regiolekte, aber sie werden zumindest von der hier betrachteten Generation auch mit Hannover verbunden. Im Falle des „spitzen Steins“ wird sogar argumentiert, dass das Phänomen zwar oft mit Hamburg oder der Küste verbunden wird, aber in Hannover häufiger zu hören sei. So geben manche Gewährspersonen, die selbst <st> und <sp> alveolar realisieren, an, dass sie aufgrund dieses Merkmals außerhalb ihrer Heimatregion von Gesprächspartnerinnen und -partnern häufig in den Raum Hamburg verortet werden. Auch bei den oben erwähnten Schibboleths zum „klaren A“ wird, wenn möglich, das Hannöversche mit der Alveolarisierung von <sp; st> imitiert. Es kann vermutet werden, dass der „spitze Stein“ (oder wie teilweise in Verbund mit der Monophthongierung von [a͡ɪ] zu [aː] seitens der Gewährspersonen genannt: „der [s]pitze [s]t[aː]n“) eine repräsentative oder emblematische Funktion zumindest für die älteren Sprecherinnen und Sprecher erfüllt.

Die städtische Umgangssprache Hannöversch steht, so wird in den Daten ersichtlich, in einem Spannungsverhältnis zum „reinsten Hochdeutsch“, das der Stadt zugesprochen wird. Es wird konzeptuell eingeschränkt, was sich darin äußert, dass es für die Gewährspersonen entweder räumlich, sozial oder zeitlich begrenzt ist. Aus den hier analysierten Daten wird ersichtlich, dass das Hannöversche, zumindest auf die hier untersuchten Phänomene, sprachlich nur noch durch wenige standarddivergente Merkmale markiert ist. Ob neben den hier angeführten Variablen weitere großflächige norddeutsche Varianten dem Hannöverschen zugesprochen werden, wird sich nach Abschluss der Auswertung aller Gewährspersonen zeigen. Konzeptuell ist das Hannöversche ein Phänomen, das vorwiegend in Arbeitermilieus oder bestimmten Gruppen auftritt und nicht mehr oder nur sehr selten Teil des aktuellen Sprachgebrauchs ist. Ob diese subjektive Einschätzung auch mit objektiv betrachteten Sprachdaten übereinstimmt, wird im nächsten Abschnitt erkundet.

2.2. Hannöversch aus objektsprachlicher Perspektive

Aus den Ergebnissen des Perzeptionstests in Tabelle 2 und 3 geht hervor, dass nach Einschätzung der Gewährspersonen die Anlautspirantisierung (V15) und die /e/-Senkung (V18) nicht im eigenen Sprachgebrauch vorkommen. Diese Selbsteinschätzung stimmt mit deren Sprachverhalten auf objektsprachlicher Ebene überein (siehe Abb. 2), daher wird in der folgenden Auswertung nicht weiter auf diese Variablen eingegangen. Die großräumigen Merkmale des „spitzen Steins“ (V10) und die Kookkurrenz der Vokalkürzung und der Spirans (V21) werden aus subjektiver Perspektive häufig dem Hannöverschen zugeschrieben und auch mit dem eigenen Sprachgebrauch assoziiert, was sich in den objektsprachlichen Daten widerspiegelt. Aus diesem Grund werden diese Variablen in die Auswertung mit einbezogen (siehe Abb. 2).

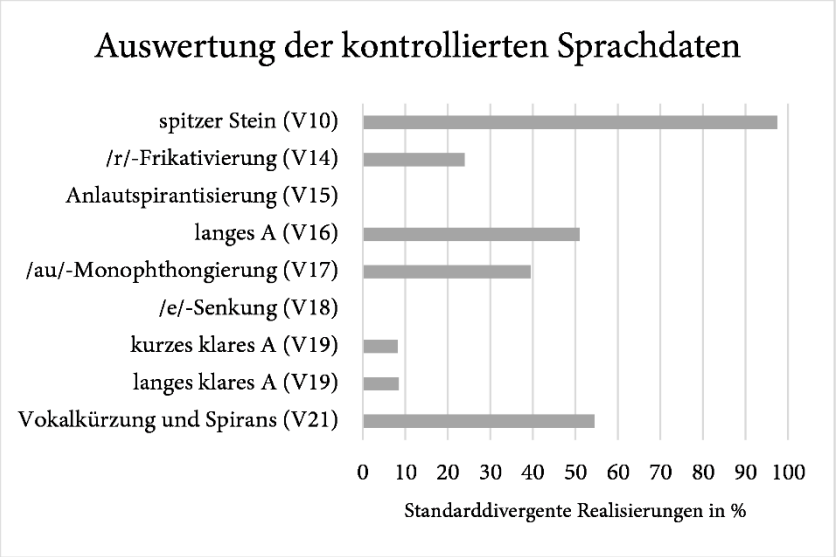

Abbildung 2: Ergebnisse der Analyse kontrollierter Sprachdaten (n = 4 Gewährspersonen)

Zunächst werden die Ergebnisse der kontrollierten Daten aus dem Sprachexperiment vorgestellt und mit der Selbsteinschätzung der Gewährspersonen in Bezug gesetzt. Im Anschluss werden einzelne spontansprachliche Äußerungen aus dem sprachbiografischen Interview und teils aus dem Tischgespräch präsentiert. Abschließend erfolgt eine exemplarische akustische Messung vokalischer Merkmale, da deren Nuancen auditiv nur schwer zu erfassen sind.

2.2.1. Kontrollierte Sprachdaten

Im Folgenden werden die Variablen in vokalische (Abb. 3) und konsonantische (Abb. 4) Kategorien aufgeteilt und im Einzelnen betrachtet. Dabei werden die relativen Häufigkeitsverteilungen standarddivergenter Realisierungen der vier einzelnen Gewährspersonen gegenübergestellt.

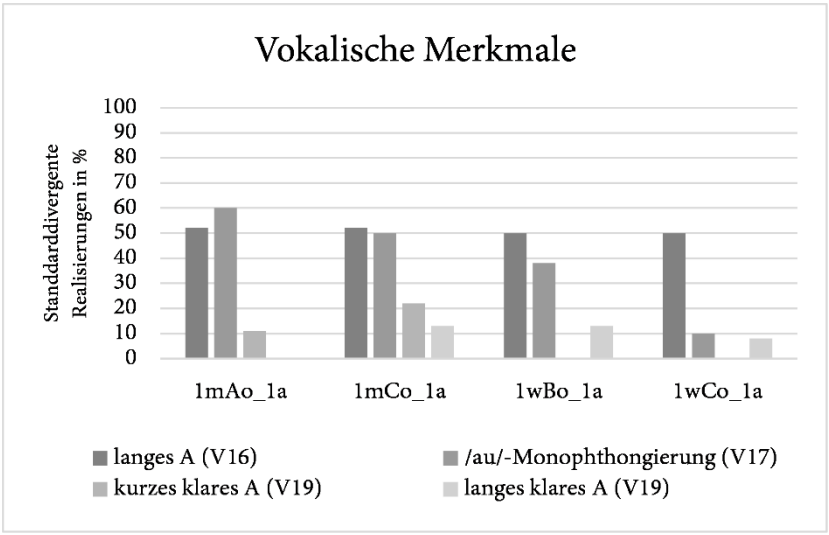

Abbildung 3: Interindividuelle Variabilität vokalischer Merkmale

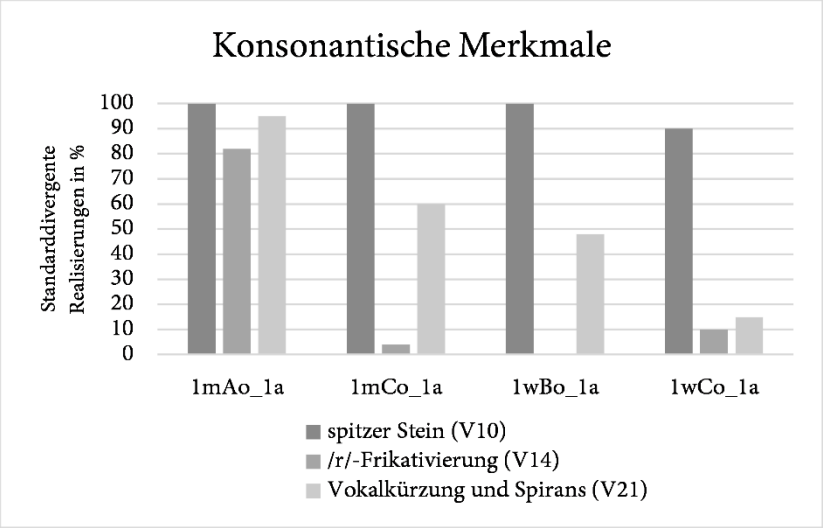

Abbildung 4: Interindividuelle Variabilität konsonantischer Merkmale

Die Monophthongierung von [aɪ̯] zu [aː] (V16) wird von allen Gewährspersonen gleich häufig gebraucht (der Anteil standarddivergenter Realisierungen liegt bei etwa 50 %), obwohl im Perzeptionstest nur 1wCo_1a angab, es selbst zu verwenden. Selbsteinschätzung und realer Sprachgebrauch stimmen bei drei Gewährspersonen also nicht überein. Darüber hinaus ist auf objektsprachlicher Ebene zu beobachten, dass es sich bei der Realisierung dieser Variable eher um einen gedehnten Diphthong als einen reinen Monophthong handelt. Darauf wies bereits Elmentaler (2012, 109) anhand von Daten aus dem Pfeffer-Korpus hin, was nun mittels akustischer Messungen, die in Abschnitt 2.2.2 vorgestellt werden, belegt werden kann.

Bei der /au/-Monophthongierung (V17) ist die Verteilung standarddivergenter Vorkommen nicht so homogen wie bei der vorangehenden Variable. Während das /au/ von beiden Herren ähnlich häufig monophthongiert wird (zu 50 respektive 60 %), wird es von einer der beiden Damen nur in 38 % der Fälle realisiert und von der anderen in lediglich 10 %. Wie bei der Monophthongierung von [aɪ̯] zu [aː] (V16) stimmen auch hier Selbsteinschätzung und Sprachgebrauch nicht überein, da alle Gewährspersonen im Perzeptionstest angaben, dieses Merkmal nicht zu verwenden. Das „klare A“ (V19), welches in den sprachbiografischen Interviews als offenes Emblem hervorgeht, wird von den hier untersuchten Gewährspersonen nicht als Abweichung vom „besten Hochdeutsch“ erkannt, weshalb keine Selbsteinschätzung der eigenen Nutzung abgegeben wurde. Dennoch können einige wenige Zentralisierungen beobachtet werden. Kurze Zentralisierungen werden von den männlichen Gewährspersonen zu 11 bzw. 22 % realisiert, von den weiblichen Gewährspersonen hingegen gar nicht. Lange Zentralisierungen sind vereinzelt bei drei Gewährspersonen zu beobachten (8–13 %).

Der „spitze Stein“ (V10) wird von allen Gewährspersonen dem Hannöverschen zugeschrieben und als selbst verwendetes Merkmal angegeben. Selbsteinschätzung und Sprachgebrauch stimmen hier also überein, da die alveolare Variante auch in den Sprachproduktionsdaten von drei Gewährspersonen durchgehend und von einer Gewährsperson zu 90 % realisiert wird. Obwohl Unsicherheiten hinsichtlich der Norm bestehen, geben

die Gewährspersonen an, dieses Merkmal mit Stolz zu verwenden, was sich in den objektsprachlichen Daten in den hohen Verwendungszahlen widerspiegelt.

Die /r/-Frikativierung (V14) wird von 1mAo_1a und 1wCo_1a dem eigenen Sprachgebrauch zugesprochen, von den anderen Gewährspersonen wurde keine Einschätzung abgegeben. Bei 1mAo_1a stimmt die Selbsteinschätzung mit dem tatsächlichen Sprachgebrauch überein, da diese Gewährsperson die frikativische Aussprache sehr häufig (zu 80 %) realisiert. Bei 1wCo_1a hingegen ist nur ein sehr niedriger Anteil (10 %) frikativischer Varianten zu beobachten. Dies könnte durch den formellen Charakter des Sprachexperiments zu erklären sein, da die Gewährsperson diese Variable im freien Gespräch deutlich häufiger standarddivergent realisiert (siehe den nächsten Abschnitt 2.2.2).

Wenngleich die Kookkurrenz von Vokalkürzung und Spirans (V21) von allen Gewährspersonen dem eigenen Sprachgebrauch zugeordnet wird, ist eine große interindividuelle Variabilität in der Häufigkeitsverteilung standarddivergenter Realisierungen zu erkennen. Während eine männliche Gewährsperson (1mAo_1a) in 95 % der Fälle spirantisiert, weisen ein Sprecher (1mCo_1a) und eine Sprecherin (1wBo_1a) zu 60 respektive 48 % Spirantisierungen auf. Mit einem geringen Anteil von nur 15 % standarddivergenter Varianten zeigt 1wCo_1a ein sehr standardnahes Sprachverhalten bei dieser Variable. Wie bei der vorangehenden Variable ist auch diese Beobachtung mit dem Formalitätsgrad zu begründen, da diese Sprecherin im sprachbiografischen Interview und im Tischgespräch durchgehend spirantisiert.

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass bei den vokalischen Phänomenen überwiegend eine Diskrepanz zwischen Selbsteinschätzung und tatsächlichem Sprachgebrauch zu beobachten ist und bei den konsonantischen Merkmalen die eigene Einschätzung mit dem Sprachverhalten übereinstimmt. Dies könnte auf ein geringeres Salienzpotenzial der hannöverschen Vokale hindeuten, wodurch sie möglicherweise auch im eigenen Sprachgebrauch weniger Beachtung als Phänomene konsonantischer Art finden.

2.2.2. Spontansprachliches Datenmaterial

In den spontansprachlichen Äußerungen der hier untersuchten Gewährspersonen kommen dieselben hannöverschen Variablen vor, die bereits im Sprachexperiment realisiert wurden. Die Anlautspirantisierung (V15) und die /e/-Senkung (V18) werden von den Gewährspersonen nicht verwendet. Da eine detaillierte Auswertung des spontansprachlichen Materials noch aussteht, können hier noch keine Aussagen über die Häufigkeitsverteilungen der einzelnen Variablen getroffen werden. Im Folgenden wird von jeder Gewährsperson eine Passage aus dem sprachbiografischen Interview vorgestellt, in der standarddivergente Realisierungen per Internationalem Phonetischem Alphabet (IPA) hervorgehoben sind.

Männlich, 78 Jahre (1mAo_1a):

> Hochdeutsch ist das, was im Radio ge[s]prochen wi[x]d. […] Richtiges Hochdeutsch sollte man [ɔː]ch schon können. […] So was zum Bei[s]piel, das ist ja kein richtiges Hochdeutsch. Aber gemessen an den anderen [...] [s]prechen wir Hochdeutsch hier. Ob es das reinste ist, das wage ich zu bezweifeln. Das wi[x]d immer gesagt, aber das [s]timmt nicht.

Männlich, 80 Jahre (1mCo_1a):

> Hannover [s]pricht ’n super Hochdeutsch, das würde ich mal so in den R[ɔː]m [s]tellen. Das beste Hochdeutsch wird in der Süd[s]tadt ge[s]prochen, da ist das Beamtenvie[x]tel, früher war das mal, ob da[t] jetzt [ɔː]ch noch so ist, w[aˑɪ]ß ich gar nicht.

Weiblich, 83 Jahre (1wBo_1a):

> Und haben gefr[ax]t, wer möchte Englisch lernen? Und da hab ich mich gl[aˑɪ]ich gemeldet, und [aˑɪ]ne Tochter von irgend’nem Bauern, und da haben sie ges[ax]t, ist zu wenig, [ə]lso gibt nichts, und dadurch hab ich k[aˑɪ]n Englisch gelernt. Jedenfalls [ɔː]ch im Dienst, jedes Wort, was ich mal s[ax]te oder irgend’ne [s]prache oder ’ne [s]traße, dann haben die mich aufgezogen.

Weiblich, 83 Jahre (1wCo_1a):

> Da mussten die auch m[ə]nchmal wa[x]ten. Dann kamen die aber auch irgendwie vom Bauerndorf und dann hauten die mit der Mettwurst auf den Tisch und s[ax]ten: ‚Krieg ich jetzt meine Sachen, ja?‘ […] Als ich zw[aˑɪ] Tage [s]päter in den Ga[x]ten gegangen bin, f[ə]nd ich den Schw[ə]nz des [aˑɪ]chhörnchens.

Neben den hannöverschen Variablen sind auch die großräumigen Variablen des „spitzen Steins“ (V10) und der Kookkurrenz von Vokalkürzung und Spirans (V21) in den Äußerungen zu beobachten. Insgesamt wird hier – mit Ausnahme des „spitzen Steins“, der durchgehend realisiert wird – ersichtlich, dass auch im intraindividuellen Sprachgebrauch der Anteil standarddivergenter Realisierungen pro Variable variiert. Es lässt sich dennoch festhalten, dass entgegen der in der Forschungsliteratur gestellten Prognosen hannöversche Merkmale auch im freien Gespräch aufzufinden sind.

Während konsonantische Phänomene auditiv gut zu bestimmen sind, können vokalische Merkmale oft nur mit Hilfe akustischer Messungen richtig zugeordnet werden. Um objektive Aussagen über die realisierten Varianten treffen zu können, wurden drei vokalische Merkmale exemplarisch einer phonetischen Analyse unterzogen, die im folgenden Abschnitt vorgestellt wird.

2.2.3. Exemplarische akustische Messungen[87]

Für die vorliegende phonetische Analyse wurden drei vokalische Realisierungen (V16, V17 und V19) aus den spontansprachlichen Daten der Sprecherin 1wBo_1a (siehe vorangehenden Abschnitt 2.2.2) mit Praat, Version 6.1.53 (Boersma und Weenink 2022), ausgewertet.

Die akustische Messung der Monophthongierung von [a͡ɪ] zu [aː] (V16) wurde am Beispiel des Wortes *gleich* durchgeführt (siehe Abb. 5). Es zeigt sich, dass die Gewährsperson in der Tat keinen reinen Monophthong artikuliert, sondern einen Diphthong mit gedehntem ersten Vokal ([aˑɪ]), was in der Messdauer erkennbar ist: Von den insgesamt

[87] An dieser Stelle sei François Conrad für die Durchführung und Bereitstellung der phonetischen Analysen gedankt.

166 ms Dauer des Diphthongs entfallen 100 ms auf [a] und 66 ms auf [ɪ]. Die /ai/-Monophthongierung wird also nur noch in Resten realisiert.

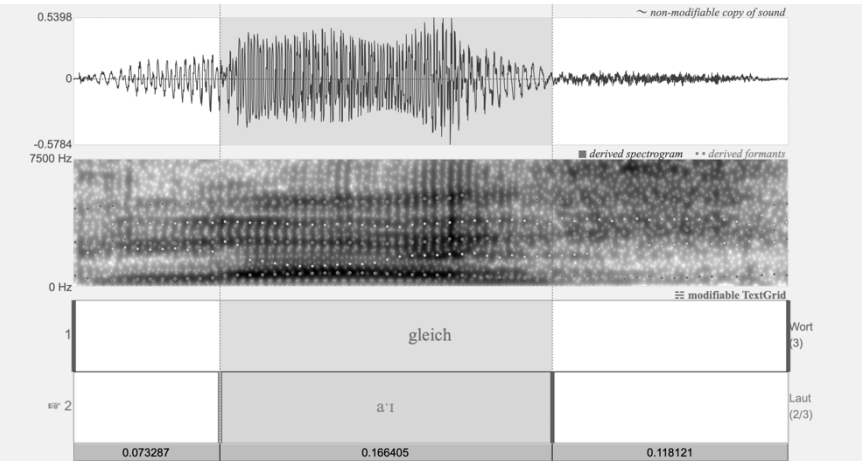

Abbildung 5: Gedehnter Diphthong im Wort *gleich*

Dahingegen ergibt die Messung des Wortes *auch*, dass die /au/-Monophthongierung (V17) in diesem Beispiel tatsächlich als [ɔː] realisiert wird (siehe Abb. 6), was sich an den Formantwerten im Vokalmittelpunkt (F1 = 634 Hz, F2 = 961 Hz) ablesen lässt. Darüber hinaus deutet der statische Verlauf des Vokals (fehlende Formantbewegungen) darauf hin, dass es sich hierbei nicht um einen Diphthong handelt.

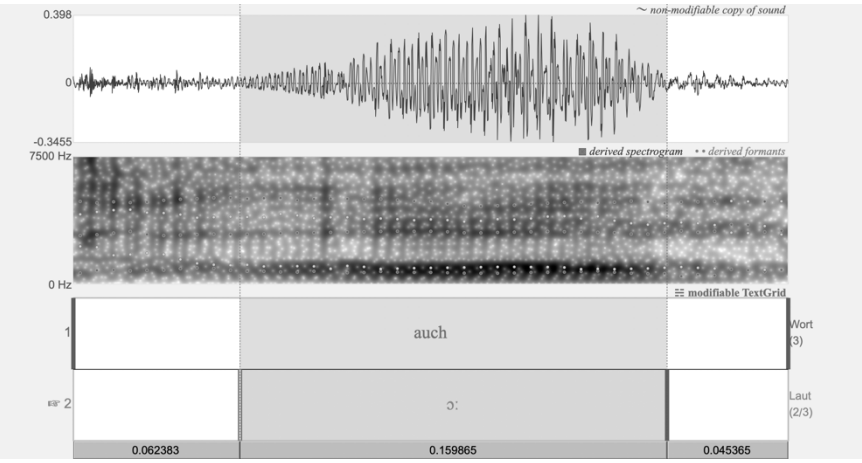

Abbildung 6: /au/-Monophthongierung im Wort *auch*

Das kurze „klare A“ (V19) wurde am Beispiel des Wortes *also* gemessen (siehe Abb. 7). Hier ist die Zentralisierung von [a] zu [ə] nicht nur am verringerten Öffnungsgrad (F1 = 539 Hz) und an der zentralen horizontalen Zungenlage (F2 = 1549 Hz) erkennbar, sondern auch an den drei ersten Formanten, die auffällig äquidistant sind (Unterschied von ca. 1000 Hz) und somit nahezu prototypische Werte für den Zentralvokal Schwa darstellen.

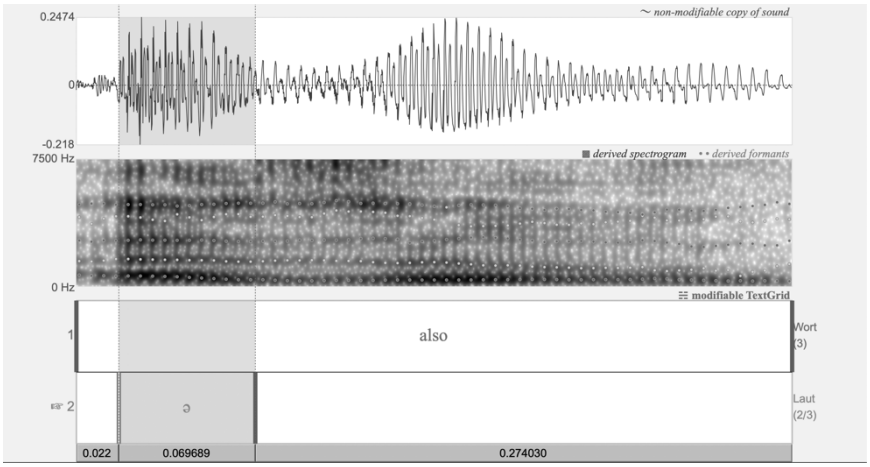

Abbildung 7: Zentralisierung im Wort *also*

Die Ergebnisse der phonetischen Auswertungen zeigen, dass die hannöversche Realisierung der /au/-Monophthongierung (V17) und des „klaren A“ (V19) durchaus objektiv messbar und somit im Sprachgebrauch nachweisbar ist, während die Monophthongierung von [a͡ɪ] zu [aː] (V16) nur noch in Spuren aufzufinden ist.

3. Zusammenfassung und Ausblick

Für die städtische Umgangssprache der niedersächsischen Metropole, mit der in laikalen Diskursen oft das reinste Hochdeutsch verbunden wird, stehen die Prognosen der Regionalsprachenforschung eher schlecht. Das Hannöversche wird als nunmehr historische Umgangssprache dargestellt. Dass das zumindest für die älteste Generation von Hannoveranerinnen und Hannoveranern nicht ganz korrekt ist, konnte hier mit metasprachlichen wie objektsprachlichen Daten gezeigt werden. Das Hannöversche ist fest im Sprachbewusstsein der im StaHa-Projekt untersuchten älteren Gewährspersonen verankert, obgleich sie reflektieren, dass es immer weiter abgebaut wird. Doch die objektsprachlichen Daten zeigen zumindest für die eher emblematischen Merkmale der Stadtsprache, dass Hannöversches immer noch im Sprachgebrauch vorhanden ist. Vokalische Phänomene sind zumindest als Reste vorhanden, selbst wenn sie, wie die Monophthongierung von [aʊ] zu [ɔː], nicht als Teil des Hannöverschen gesehen werden. Zudem sind konsonantische Merkmale wie die /r/-Frikativierung und der „spitze Stein“ noch sehr lebendig und werden teilweise nicht einmal als standarddivergent betrachtet. Diese erste Exploration zeigt auf, dass es trotz des vorherrschenden standardnahen norddeutschen Regiolekts sinnvoll sein kann, auch vermeintlich nicht mehr vorkommende stadtsprachliche Variablen im niederdeutschen Sprachgebiet systematisch zu untersuchen.

Referenzen

Ahlzweig, Claus. 1988. Pourquoi parle-t-on un meilleur allemand à Hanovre ? Un préjugé et ses consequences, in: Martin, Gérard-Vincent (ed.). *Linguistique analyse de discours et didactique : actes*. Mont-Saint-Aignan: Université de Rouen (Cahiers de linguistique sociale. 12), p. 95–105.

Blume, Herbert. 1980. Zur funktionalen Konkurrenz von Ostfälisch, Nordniedersächsisch und Hochdeutsch im südlichen Niedersachsen, in: *Zeitschrift für Germanistische Linguistik*, Bd. 8, Heft 3, S. 314–327.

Blume, Herbert. 1987. Gesprochenes Hochdeutsch in Braunschweig und Hannover. Zum Wandel ostfälischer Stadtsprachen vom 18. bis ins 20. Jahrhundert, in: *Braunschweigische Heimat*, Jg. 73, Heft 1, S. 21–32.

Blume, Herbert. 2001. Städtisches und ländliches Hochdeutsch in Ostfalen um 1900, in: Schierholz, Stefan J. (Hrsg.). *Die deutsche Sprache in der Gegenwart. Festschrift für Dieter Cherubim zum 60. Geburtstag*. Frankfurt u. a.: Lang, S. 105–114.

Boersma, Paul und David Weenink. 2022. Praat: doing phonetics by computer [Computerprogramm]. Version 6.1.53. URL: www.praat.org [Stand: 25.03.2023].

Busse, Beatrix und Ingo H. Warnke. 2022. Urban Linguistics: Ideas and Anchor Points, in: Busse, Beatrix und Ingo H. Warnke (Hrsg.). *Handbuch Sprache im Urbanen Raum*. Berlin u. a.: De Gruyter (Handbücher Sprachwissen. 20), S. 1–31.

Conrad, François, Stefan Ehrlich und Hana Ikenaga. i. Dr. Das Ende eines (nord-)deutschen Mythos? Methodologische Vielfalt bei der Erforschung der Stadtsprache Hannovers, in: Bieberstedt, Andreas, Doreen Brandt, Klaas-Hinrich Ehlers und Christoph Schmitt (Hrsg.). *100 Jahre Niederdeutsche Philologie. Ausgangspunkte, Entwicklungslinien, Herausforderungen. Teilband 2: Aktuelle Forschungsfelder*. 2 Bände. Frankfurt u. a.: Lang (Regionalsprache und regionale Kultur. 7).

Conrad, François und Silja Petersen. in Vorb. Akustische Analyse des Vokalsystems der städtischen Umgangssprache Hannöversch.

Conrad, François und Peter Schlobinski (Hrsg.). 2023. Stadtsprachenforschung. = *Muttersprache*, Jg. 133, Heft 1–2.

Ehrlich, Stefan und François Conrad. 2021. „Das reinste Hochdeutsch wird in Hannover gesprochen." Ergebnisse einer repräsentativen Umfrage zu einem linguistischen Mythos, in: *Muttersprache*, Jg. 131, Heft 1, S. 61–74.

Elmentaler, Michael. 2012. In Hannover wird das beste Hochdeutsch gesprochen, in: Anderwald, Lieselotte (Hrsg.). *Sprachmythen – Fiktion oder Wirklichkeit?* Frankfurt u. a.: Lang (Kieler Forschungen zur Sprachwissenschaft. 3), S. 101–115.

Elmentaler, Michael. 2019. Nordniederdeutsch, Ostfälisch, Westfälisch, Nordrheinmaasländisch, in: Herrgen, Joachim und Jürgen Erich Schmidt (Hrsg.). *Sprache und Raum. Ein internationales Handbuch der Sprachvariation. Band 4: Deutsch*. Unter Mitarbeit von Hanna Fischer und Brigitte Ganswindt. Berlin u. a.: De Gruyter (Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft. 30.4), S. 550–590.

Elmentaler, Michael und Peter Rosenberg. 2015. *Norddeutscher Sprachatlas (NOSA). Band 1: Regiolektale Sprachlagen*. Unter Mitarbeit von Liv Andresen, Klaas-Hinrich Ehlers, Kristin Eichhorn, Robert Langhanke, Hannah Reuter, Claudia Scharioth und Viola Wilcken. Hildesheim u. a.: Olms (Deutsche Dialektgeographie. 113.1).

Elmentaler, Michael und Peter Rosenberg. 2022. *Norddeutscher Sprachatlas (NOSA). Band 2: Dialektale Sprachlagen*. Unter Mitarbeit von Liv Andresen, Klaas-Hinrich Ehlers, Chiara Fioravanti, Robert Langhanke, Viola Wilcken und Martin Wolf. Hildesheim u. a.: Olms (Deutsche Dialektgeographie. 113.2).

Ganswindt, Brigitte. 2017. *Landschaftliches Hochdeutsch. Rekonstruktion oraler Prestigevarietät im ausgehenden 19. Jahrhundert*. Stuttgart: Steiner (Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik. Beihefte. 168).

Ganswindt, Brigitte. 2018. Landschaftliches Hochdeutsch in Hannover. Die orale Prestigevarietät im 19. Jahrhundert, in: *Niederdeutsches Jahrbuch*, Jg. 141, S. 75–87.

Huß, Hermann. 1879. *Das Deutsche im Munde des Hannoveraners*. Hannover: Hahn.

Kleiner, Stefan. 2010. Zur Aussprache von nebentonigem *-ig* im deutschen Gebrauchsstandard, in: *Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik*, Bd. 77, Heft 3, S. 259–303.

Lauf, Raphaela. 1996. „Regional markiert“: Großräumliche Umgangssprache(n) im niederdeutschen Raum, in: *Niederdeutsches Jahrbuch*, Jg. 119, S. 193–218.

Ludewig, Georg. 1925. Über die drei Sprachen in der Stadt Hannover, in: *Beiblatt des Heimatbundes Niedersachsen zum Mitteilungsblatt der Geschäftsstelle Niedersächsischer Vereine*, Bd. 2, Heft 1, S. 1–4.

Mihm, Arend. 2000. Die Rolle der Umgangssprache seit der Mitte des 20. Jahrhunderts, in: Besch, Werner, Anne Betten, Oskar Reichmann und Stefan Sonderegger (Hrsg.). *Sprachgeschichte. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Sprache und ihrer Erforschung*. 2. vollständig neubearbeitete und erweiterte Auflage. Berlin u. a.: De Gruyter (Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft. 2.2), S. 2107–2137.

Petersen, Silja. 2022. Das Vokalsystem des Hannöverschen. Eine akustische Analyse aktueller Sprachaufnahmen. Leibniz Universität Hannover / Deutsches Seminar: Unveröffentlichte Bachelorarbeit.

Polenz, Peter von. 2013. *Deutsche Sprachgeschichte vom Spätmittelalter bis zur Gegenwart*. Unter Mitarbeit von Claudine Moulin und Dominic Harion. 2. bearbeitete Auflage. Berlin u. a.: De Gruyter.

Schröder, Ingrid. 2004. Niederdeutsch in der Gegenwart: Sprachgebiet – Grammatisches – Binnendifferenzierung, in: Stellmacher, Dieter (Hrsg.). *Niederdeutsche Sprache und Literatur der Gegenwart*. Hildesheim u. a.: Olms (Germanistische Linguistik. 175–176), S. 35–98.

Stellmacher, Dieter. 2018. Hannöversch und Hannoverismus. Zur Sprache Hannovers in Beschreibungen und Bewertungen, in: *Niederdeutsches Jahrbuch*, Jg. 141, S. 88–99.

Viëtor, Wilhem. 1888. Beiträge zur Statistik der Aussprache des Schriftdeutschen, in: *Phonetische Studien*, Bd. 1, S. 95–114.

Wiesinger, Peter. 1983. Die Einteilung der deutschen Dialekte, in: Besch, Werner, Ulrich Knoop, Wolfgang Putschke und Herbert Ernst Wiegand (Hrsg.). *Dialektologie. Ein Handbuch zur deutschen und allgemeinen Dialektforschung*. Berlin u. a.: De Gruyter (Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft. 1.2), S. 807–900.

Wilcken, Viola. 2015. *Historische Umgangssprachen zwischen Sprachwirklichkeit und literarischer Gestaltung. Formen, Funktionen und Entwicklungslinien des ‚Missingsch‘*. Hildesheim u. a.: Olms (Deutsche Dialektgeographie. 121).

RegioLingua

Zeitschrift für regionale Sprache und Literatur

Herausgegeben von
Doreen Brandt, Marina Frank, Robert Langhanke, Nicole Palliwoda und Jeffrey Pheiff

Jahrgang 1 (2024)

Heft 1

Marina Frank, Robert Langhanke und Tio Roloff (Hrsg.)
Norddeutsche Sprache und Literatur. Vom Altsächsischen bis zur Masematte

Sophia Kleinhage

Münsters Sondersprache Masematte – von der Geheimsprache zur Gemeinsprache?

Zitationsvorschlag:

Kleinhage, Sophia. 2024. Münsters Sondersprache Masematte – von der Geheimsprache zur Gemeinsprache?, in: Frank, Marina, Robert Langhanke und Tio Rohloff (Hrsg.). Norddeutsche Sprache und Literatur. Vom Altsächsischen bis zur Masematte. = *RegioLingua. Zeitschrift für regionale Sprache und Literatur*, Jg. 1, Heft 1, S. 71–86. DOI: 10.17192/regiolingua.2024.1.1.8743.

https://journals.uni-marburg.de/regiolingua/
Kontakt: regiolingua@uni-marburg.de

Die Zeitschrift *RegioLingua* erscheint online über den Publikationsserver der Universitätsbibliothek Marburg unter der Creative Commons Lizenz CC-BY 4.0.

SOPHIA KLEINHAGE

Münsters Sondersprache Masematte – von der Geheimsprache zur Gemeinsprache?

Münster's Sociolect Masematte – from Secret Language to Common Language?

Zusammenfassung: Die münsterische Sondersprache Masematte ist ein Rotwelsch-Dialekt, der in vier Stadtvierteln bis zum Ende des Zweiten Weltkriegs gesprochen wurde. Über einen langen Zeitraum galt die Masematte als weitgehend in Vergessenheit geraten, in der jüngeren Vergangenheit gewinnt sie in Münster jedoch zunehmend an Präsenz in der sprachlichen Öffentlichkeit. Im vorliegenden Beitrag sollen in einem ersten Schritt Vorkommen von Masematte-Schriftlichkeit in Münsters *Linguistic Landscape* dokumentiert werden. Dabei zeigt sich, dass die Masematte fast ausschließlich im Marketing Verwendung findet. In einem zweiten Schritt soll daher analysiert werden, welche Funktionen die Masematte als PR-Strategie erfüllt bzw. erfüllen soll. Grundlage für die Analyse sind Daten aus Leitfadeninterviews mit Vertretern ausgewählter Unternehmen, welche Masematte in ihrem Marketing gebrauchen. Es wird deutlich, dass die Verwendung von Masematte insbesondere lokale Identität ausdrücken und bei der Zielgruppe erzeugen soll. Gleichzeitig fungiert die Masematte offenbar auch als eine Art *Unique Selling Point* der Unternehmen.
Schlagwörter: Sondersprache, Geheimsprache, Linguistic Landscape, Marketing, Lokalidentität.

Abstract: Münster's sociolect Masematte is a Rotwelsch dialect that was spoken in four districts of the city until the end of World War II. Over a long period of time Masematte was considered almost forgotten but in the recent past it has become more and more present in Münster's linguistic landscape, as shown in the first analysis of this paper. It becomes evident that Masematte is nearly exclusively used for marketing purposes. As a second step, we analyze which functions Masematte has or aims to have as a PR strategy. The basis for this analysis is data from semi-structured interviews with representatives of selected enterprises that use Masematte in their marketing. It becomes apparent that Masematte is particularly used to express local identity and evoke such among the target group. At the same time, Masematte obviously also serves as a kind of unique selling point of the enterprises.
Keywords: sociolect, secret language, linguistic landscape, marketing, local identity.

1. Einleitung

Die münsterische Sondersprache Masematte galt über lange Zeit als in Vergessenheit geraten, bis sie mit dem Beginn der Sondersprachenforschung in den 1980er-Jahren zunehmend an wissenschaftlichem und auch öffentlichem Interesse gewann. Dazu trugen

RegioLingua. Zeitschrift für regionale Sprache und Literatur, 1 (2024), Bd. 1, 71–86.
DOI: 10.17192/regiolingua.2024.1.1.8743

maßgeblich Klaus Siewert und seine später in *Arbeitsstelle Sondersprachenforschung* umbenannte *Projektgruppe Masematte* bei. Schon 1980 entstand in diesem Kontext die viel beachtete Seminararbeit von Margret Strunge und Karl Kassenbrock (1980), die später um zahlreiche Veröffentlichungen Siewerts (1991, 1994a, 2003a) ergänzt wurde.

Zumeist wurde in der Forschung jedoch in erster Linie die historische Form der Masematte in den Blick genommen. Zeitgenössische Erscheinungsformen der alten Sondersprache fanden allenfalls am Rande Erwähnung.

Im Jahr 2021 reichte die Autorin dieses Beitrags an der Westfälischen Wilhelms-Universität Münster eine unveröffentlichte Masterarbeit mit dem Titel *Leeze, Lorenz und Lowine – Münsters Sondersprache Masematte als PR-Strategie* ein, welche die rezente Form der Masematte und ihre Verwendung in der Sprachlandschaft der Stadt Münster zum Gegenstand hatte (vgl. Kleinhage 2021). Wesentliche Erkenntnisse dieser Arbeit sollen im folgenden Beitrag zusammenfassend dargestellt werden. Dazu soll zunächst eine Vorstellung der münsterischen Masematte in ihrem historischen (*Primärmasematte*) sowie aktuellen Kontext (*Sekundärmasematte*) erfolgen. Daran schließt sich eine (ausschnitthafte) Dokumentation der Vorkommen von Masematte im öffentlichen Raum der Stadt Münster an, bevor ausgewählte Ergebnisse aus Interviews präsentiert werden, welche im Rahmen der Masterarbeit mit Vertretern masemattenutzender Unternehmen geführt wurden, um zu ergründen, welchen Zweck die Nutzung von Masematte im Marketing verfolgt. Abschließend sollen die Ergebnisse resümiert sowie ein Ausblick auf weitere untersuchenswerte Aspekte gegeben werden.

2. Münsters Sondersprache Masematte gestern und heute

2.1. Gestern: Primärmasematte

In Abgrenzung zur rezenten Form der Masematte wird die historische Ursprungsform dieser münsterischen Sondersprache in Anlehnung an Siewert (2003a: 87) als *Primärmasematte* bezeichnet. Hier soll in Bezug auf den Terminus der *Sondersprache* der Definition Christian Efings und Bruno Arich-Gerz' (2017: 18) gefolgt werden, welche Sondersprachen als gruppensprachliche Soziolekte versteht, die einer unterschiedlich gearteten „Absonderung" der Sprecherinnen und Sprecher von anderen Gruppen dienen. Innerhalb der Sondersprachen wird unterschieden zwischen *Kontrasprachen* und *Geheimsprachen*, wobei Erstere im Wesentlichen die soziale Abgrenzung der Sprechenden von einer gesellschaftlichen Majorität und ihren Werten bezwecken, während Hauptmotiv Letzterer die Verschleierung von Gesprächsinhalten ist (vgl. Efing und Arich-Gerz 2017: 19). Gerade im Fall der Masematte zeigt sich jedoch, dass Geheimsprachen immer auch kontrasprachlich funktionieren, da der Ausschluss Nichteingeweihter vom Verständnis bestimmter Kommunikationsinhalte automatisch ein Abgrenzungsmoment beinhaltet (vgl. ebd.).

Innerhalb der Geheimsprachen zählt die Masematte zu den sogenannten Mischsprachen, deren Verfremdungsverfahren darin besteht, fremdsprachlichen Wortschatz aus einer oder mehreren Spendersprachen in eine Empfängersprache zu integrieren und somit relevante bedeutungstragende Inhalte zu verschleiern (vgl. Efing und Arich-Gerz 2017: 23). Im Fall der Masematte fungierten als Spendersprachen insbesondere das

Westjiddische und das Romanes, aus welchen Lexeme in die westfälische Umgangssprache eingebettet wurden (vgl. Strunge und Kassenbrock 1980: 68 f.). Der Sprachkontakt entstand durch Kontakte der ortsansässigen Bevölkerung in vier münsterischen Stadtvierteln mit fahrenden Händlern, Schaustellern und Hausierern, unter ihnen viele Juden, Sinti und Roma (vgl. Siewert 1991: 47). Große Teile der Masematte entstammen allerdings bereits dem Rotwelschen, der Sprache des fahrenden Volkes, die im 13. Jahrhundert entstand und sich im 19. Jahrhundert mit der sukzessiven Sesshaftwerdung der Sprecherinnen und Sprecher zunehmend dialektalisierte (vgl. Efing 2005: 21, 22, 24). Daher wird die Masematte auch als Rotwelschdialekt klassifiziert (vgl. Siewert 1991: 45 f.).

Auch deshalb ist es schwierig, einen genauen Entstehungszeitpunkt der Masematte festzulegen; spätestens ab 1870 wird von einem regen Sprachkontakt zwischen jüdischen und nichtjüdischen Bewohnerinnen und Bewohnern Münsters ausgegangen, weil aus Einwohnerlisten abzuleiten ist, dass zu diesem Zeitpunkt jüdische Menschen in Münster wohnhaft wurden (vgl. Strunge und Kassenbrock 1980: 48). Der Name *Masematte* stammt von hebräisch משא ומתן *masa'umatán* (‘Verhandlung’, ‘Geschäft’) und ist zugleich interner und externer Sprachname (vgl. Siewert 2003a: 79). Eine Sprache im eigentlichen Sinne ist die Masematte nicht, da sie, wie für Mischsprachen typisch, keine eigenständige Grammatik aufweist (vgl. Efing und Arich-Gerz 2017: 67) und überdies nur eine überschaubare Anzahl an Lexemen umfasst (die Angaben schwanken hier zwischen 500 (vgl. Franke 1993: 4) und etwa 2.500 (Siewert 2003a: 358)), die überwältigende Mehrheit davon Substantive (vgl. Strunge und Kassenbrock 1980: 64). Der Wortschatz ist auf bestimmte alltagsrelevante Themenbereiche beschränkt, z. B. Handel, Nahrungsmittel, Körperteile und menschliche Gefühle (vgl. Franke 1993: 6, Strunge und Kassenbrock 1980: 57).

Die vier münsterischen Stadtviertel, in denen die Primärmasematte gesprochen wurde, sind **Pluggendorf**, das **Kuhviertel**, das **Sonnenstraßenviertel** sowie das **Herz-Jesu-Viertel** (vgl. Strunge und Kassenbrock 1980: 22, 34, 39, 42) (s. Abb. 1). Sie alle waren gekennzeichnet durch prekäre sozioökonomische Verhältnisse und damit einhergehende Stigmatisierung der Bewohnerinnen und Bewohner seitens der münsterischen Mehrheitsbevölkerung (vgl. Franke 1993: 1, Siewert 2003a: 82).

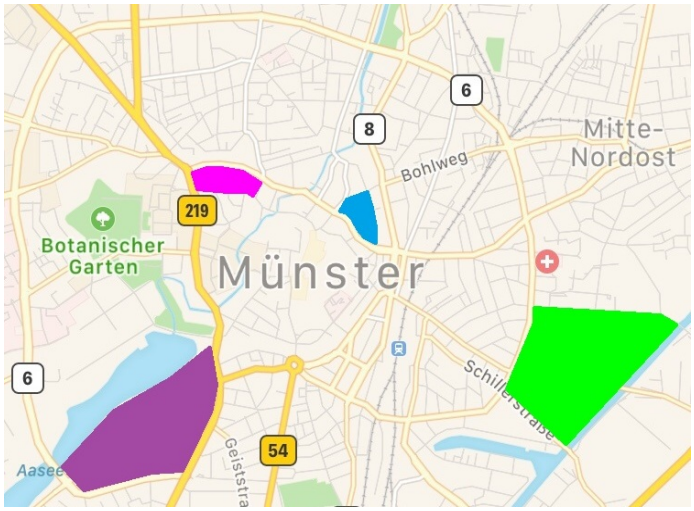

Abbildung 1: Die Sprecherviertel der Masematte

Verwendet wurde die Primärmasematte nahezu ausschließlich von männlichen Sprechern (vgl. Siewert 2003a: 81), v. a. im Bereich des Handels und der Kleinkriminalität (vgl. Franke 1993: 6). Ihre Nutzung versprach Handelsvorteile (vgl. ebd.), bot Schutz vor der Staatsgewalt und verband darüber hinaus die Sprecher gruppenintern untereinander (vgl. Strunge und Kassenbrock 1980: 50, 52). Dass Frauen die Masematte nicht gebrauchten, liegt vermutlich darin begründet, dass sie an den Verwendungskontexten (Viehhandel, fahrender Handel, Kleinkriminalität) bis auf wenige Ausnahmen nicht beteiligt waren. Somit ergab sich für sie keine Notwendigkeit geheimsprachlicher Kommunikation (vgl. Siewert 2003a: 81, Franke 1993: 14).

Es gibt keinerlei schriftliche Zeugnisse der Primärmasematte, sie war eine rein orale Sprachform, was sicher auch in ihrer Funktion als Sprache des Moments begründet liegt (vgl. Franke 1993: 7).

Im Gegensatz zum Entstehungszeitpunkt der Masematte ist ihr Ende (in der historisch ursprünglichen Form) ziemlich genau feststellbar: Drei der vier Sprecherviertel waren im Zweiten Weltkrieg zerbombt worden, außerdem war ein Großteil der Sprecher (Juden, Sinti und Roma) von den Nationalsozialisten deportiert und ermordet worden, sodass zum Kriegsende kaum noch Masemattesprecher in den Vierteln verblieben (vgl. Siewert 2003a: 87). Durch die veränderte Lebensrealität schwand überdies die Notwendigkeit geheimsprachlicher Kommunikation (vgl. ebd.). Als sogenannte *Speismakeimersprache* (‘Bauarbeitersprache’) überdauerte die Primärmasematte einige Zeit auf Baustellen im Umland, weil dort ehemalige Bewohner der Masematteviertel zusammentrafen (vgl. Dege 1962); auch in einem Lager für Displaced Persons nach dem Zweiten Weltkrieg erfuhr sie ein kurzes Nachleben, danach ging sie jedoch in ihrer alten geheimsprachlichen Funktion unter und geriet in der breiten Öffentlichkeit der Stadt Münster weitgehend in Vergessenheit (vgl. Siewert 2003a: 87, 90).

2.2. Heute: Sekundärmasematte

Auch heute noch ist die Masematte in Münster präsent, allerdings in veränderter Form. Die Bedingungen der als *Sekundärmasematte* bezeichneten rezenten Form stehen im diametralen Gegensatz zu jenen der Primärmasematte (vgl. Siewert 2003a: 87).

Der wohl bedeutendste Unterschied liegt in den jeweiligen Verwendungszusammenhängen: Die Sekundärmasematte ist nicht länger Sprache des Handels und der Kleinkriminalität, sondern tritt in komplett anderen Kontexten in Erscheinung. Bereits in den 1950er-Jahren avancierte sie zur Sprache des Karnevals (vgl. Siewert 2003a: 87), was unter den Primärsprechern wenig Anklang fand, da sie sich und ihre Sprache dadurch von der gutsituierten münsterischen Mehrheitsgesellschaft ins Lächerliche gezogen sahen (vgl. Siewert 2003a: 88).

Zunehmend entwickelte sich die Sekundärmasematte außerdem zur Literatursprache, da immer mehr Autorinnen und Autoren begannen, Texte diverser Gattungen „auf“ Masematte zu veröffentlichen – auch hier zeigt sich ein deutlicher Kontrast zu den sozialen Ursprüngen der Sondersprache (vgl. Siewert 2003a: 88). In letzter Zeit (seit etwa 2017) fällt die Masematte insbesondere auch als Marketingstrategie auf, wie im nächsten Kapitel deutlich werden wird.

Das Medium der Sekundärmasematte ist vorwiegend die Schriftlichkeit. Zwar sind einzelne Lexeme, wie *Leeze* ‘Fahrrad’, *jovel* ‘gut’, *pien* ‘trinken’ oder *meimeln* ‘regnen’ in die münsterische Umgangssprache eingegangen, doch gehäufter Masemattewortschatz findet sich, soweit bisher bekannt, hauptsächlich in schriftlichen Texten (vgl. Siewert 2003a: 87 f.).

Es sind nicht länger nur Männer an der Nutzung der Masematte beteiligt, auch stammen die Nutzerinnen und Nutzer der Sekundärmasematte aus allen sozialen Schichten. Des Weiteren ist die Sekundärmasematte nicht auf einzelne Stadtviertel begrenzt, ihr Radius umfasst das gesamte Stadtgebiet Münsters und reicht bisweilen sogar darüber hinaus (vgl. Strunge und Kassenbrock 1980: 53).

Auch strukturell zeigen sich Unterschiede in der Sekundärmasematte gegenüber der Primärmasematte: Charakteristisch für die rezente Form sind Neologismen (z. T. auch durch Kombination mit standarddeutschen Elementen), insbesondere zur Bezeichnung von Entitäten, die zur Zeit der Primärmasematte entweder noch nicht existierten (*wuddibeis* ‘Parkhaus’ aus *wuddi* ‘Wagen’/’Auto’ + *beis* ‘Haus’) oder aber für die Lebensrealität der Sprecher irrelevant und daher nicht verschleierungsbedürftig waren (*sommerfiozerjenikenferien* ‘Semesterferien’ aus *fiozer* ‘halb’ + *jeniken* ‘Jahr’) (vgl. Siewert 2003b: 18, 38, 75). Einerseits wird hier die Kreativität der an der Sekundärmasematte beteiligten Personen offenbar, andererseits bleibt die Produktivität bezüglich Wortneuschöpfungen zwangsläufig gering, da sich nur des relativ überschaubaren überlieferten Wortschatzes der Primärmasematte bedient werden kann (vgl. Siewert 1994b: 295).

Die Sekundärmasematte hat ihre Geheimsprachlichkeit weitgehend eingebüßt (vgl. Siewert 2003a: 87), erfüllt aber aus soziolinguistischer Sicht nach wie vor wichtige Funktionen, wie später noch deutlich werden wird.

Es sei darauf hingewiesen, dass die Sekundärmasematte vonseiten der Primärsprecher mindestens kritisch betrachtet, wenn nicht gar vehement abgelehnt wurde. Dies liegt in erster Linie in der schon erwähnten Tatsache begründet, dass die Sprecher sich in ihrer Lebens- und Leidensgeschichte, die stark von sozialer Ausgrenzung geprägt war, nicht anerkannt fühlten. Indem die Masematte aus ihrem soziokulturellen Kontext herausgerissen wurde, gerieten die Lebensumstände der Primärsprecher mehr und mehr in Vergessenheit. Viele Primärsprecher sahen in der Nutzung der Masematte seitens Außenstehender einen übergriffigen Akt von *Cultural Appropriation* und bewerteten die neuen sprachlichen Erscheinungsformen ferner als unauthentisch (vgl. Siewert 2003a: 88). Die Einwände der Primärsprecher sind sicherlich berechtigt und beachtenswert. Nichtsdestotrotz ist der Fortbestand der Masematte in veränderter Form ein Fakt, der durchaus auch als Sprachwandel begriffen werden kann.

In jedem Fall ist die Sekundärmasematte in Münster heute stark präsent.

2.2.1. *Linguistic Landscape*: Masematte in der sprachlichen Öffentlichkeit der Stadt Münster

Im Rahmen der bereits erwähnten Masterarbeit (Kleinhage 2021) wurde eine *Linguistic Landscape*-Erhebung von schriftlichen Masematte-Zeichen im öffentlichen Raum der Stadt Münster durchgeführt.

Beim Konzept der *Linguistic Landscape*, welches auf Landry und Bourhis (1997: 23) zurückgeht, geht es gewöhnlich darum, aus den Vorkommen zweier (oder mehrerer) Sprachen in einer zwei- bzw. mehrsprachigen Region hierarchische Verhältnisse abzuleiten, die Rückschlüsse auf soziale Machtunterschiede erlauben. Dies ist im Falle der Masematte hinfällig, da sie nie Muttersprache war und in keiner Konkurrenz zum Standarddeutschen steht. Stattdessen sollten einfach Vorkommen von Masematte im öffentlichen Raum Münsters dokumentiert werden. Als öffentlich gelten dabei frei zugängliche Bereiche. Üblicherweise werden zur *Linguistic Landscape* nur ortsfeste Zeichen gezählt (vgl. Landry und Bourhis 1997: 25), im vorliegenden Fall wurden jedoch auch bestimmte objektfeste Zeichen berücksichtigt, die vermehrt in Münster anzutreffen sind (Produkte, die vielerorts in Münster verkauft werden). In Anlehnung an Ben-Rafael et al. (2006: 14) wurden die Zeichen nach Wirkrichtung in *Top-down-Items* (von behördlicher Seite angebrachte Zeichen) sowie *Bottom-up-Items* (Geschäftsnamen etc.) differenziert. Im Folgenden sollen Ausschnitte der Ergebnisse präsentiert werden.

Im Bereich der ***Top-down-Items*** fällt die Stadt Münster durch eine recht umfassende Nutzung der Masematte im Stadtmarketing auf. In den Jahren 2019 und 2020 wurde stadtweit an Litfaßsäulen für die Klimaschutzkampagne *KlimaMischpoke* ‘Klimafamilie’ geworben (s. Abb. 2), etwa mit dem Slogan *Jovel* ‘gut’ *trocknen: Piselotten* ‘Klamotten’ *auf die Leine!*

Im Stadtteil Berg Fidel trägt das Stadtteilhaus den Namen *Lorenz Süd*. *Lorenz* bedeutet ‘Sonne’, wie auch die graphische Gestaltung des Logos deutlich macht (s. Abb. 3).

Abbildung 2: Litfaßsäule *KlimaMischpoke* / Abbildung 3: Stadtteilhaus *Lorenz Süd*

Als bekanntestes Masemattewort in Münster kann sicherlich *Leeze* ‘Fahrrad’ angesehen werden, das nahezu allgemeinverständlich sein dürfte. Dementsprechend finden sich auch viele sprachliche Zeichen, die dieses Wort beinhalten. Auch die Stadtwerke Münster gebrauchen es, etwa bei der Bezeichnung ihrer Fahrradgarage am Bahnhof Hiltrup (*Leezenbox*) (s. Abb. 4). Das Wort *Leeze* ist zusätzlich zu seinem hohen Bekanntheitsgrad in Münster auch deshalb hervorzuheben, weil es vermutlich die einzige „lexikalische Exklusivität“ der Masematte darstellt (Siewert 2003a: 410). Der Großteil des Masematte-Wortschatzes ist auch in anderen Rotwelschdialekten bekannt (wenn auch in anderer Kombination, d. h. bestimmte Lexeme treten in Rotwelschdialekt X auf, andere in Rotwelschdialekt Y). Für *Leeze* konnte jedoch kein solcher Nachweis gefunden werden (vgl. ebd.), es kann daher als eine Art münsterisches Schibboleth angesehen werden, mit dem heutige Sprecherinnen und Sprecher sich als ortsansässig oder zumindest -kundig ausweisen.

Abbildung 4: *Leezenbox* am Bahnhof Münster-Hiltrup

Weit umfangreicher als die Menge der *Top-down-Items* ist jene der ***Bottom-up-Items***, die sich sogar noch nach verschiedenen Verwendungsbereichen untergliedern lässt. Besonders prominent erscheint die Masematte im Bereich Gastronomie und Lebensmittel. Beispielsweise gibt es ein von der stadtweit präsenten Bäckerei *Krimphove* betriebenes Café mit dem Namen *korn & knierfte* ‘belegtes Brot’ in der münsterischen Innenstadt (s. Abb. 5), das durch eine besonders umfassende Verwendung von Masematte auffällt, indem etwa auch an den Schaufensterscheiben einzelne Masemattelexeme mit standarddeutscher Übersetzung angebracht sind (s. Abb. 6).

Abbildung 5: Das Café *korn & knierfte* /
Abbildung 6: Schaufenster mit Masemattewort

Am Dortmund-Ems-Kanal in Hiltrup befindet sich die Gaststätte *Pinte am Pani* ‘Kneipe am Wasser’ (s. Abb. 7). Hier wird deutlich, dass die Verwendung der Masematte auch stilistische Funktion hat, da sie eine Alliteration bildet, welche bei Nutzung der standarddeutschen Entsprechungen nicht bestünde.

Abbildung 7: Gaststätte *Pinte am Pani*

Ein relativ junges Beispiel für ein Unternehmen mit Masemattenamen ist die Brauerei *FINNE* ‘Flasche’ im münsterischen Kreuzviertel (s. Abb. 8).

Abbildung 8: Die *FINNE*-Brauerei

Ebenfalls im Bereich Bier zu verorten sind zwei Produkte der Traditionsbrauerei *Pott's*: das Radler *Pott's Leeze* (s. Abb. 9) sowie das Cola-Mischbier *Pott's Fez* 'Spaß' (s. Abb. 10). Der Fall dieser Brauerei ist besonders interessant, da sie ihren Firmensitz in Oelde im Kreis Warendorf hat und damit gut 40 Kilometer entfernt von Münster und dem eigentlichen Sprachgebiet der Masematte liegt. Münster als Zentrum des Münsterlandes scheint hier auch im Marketing maßgeblich zu sein.

Abbildung 9: *Pott's Leeze* / Abbildung 10: *Pott's Fez*

Ein weiterer großer Bereich, in welchem Masematte auftritt, sind Dienstleistungsunternehmen, z. B. Fahrradwerkstätten, wie die *Lila Leeze* (s. Abb. 11). Das Car-Sharing-Unternehmen *wuddi* 'Wagen'/'Auto' ist mit seinen Mietautos stadtweit vertreten (s. Abb. 12).

Abbildung 11: Fahrradwerkstatt *Lila Leeze* / Abbildung 12: *wuddi*-Mietauto

Mit der *Kalinenschmiede* (*Kaline* 'Frau') (s. Abb. 13) und *MEISTER THOMSENS KAPPEREI* 'Friseursalon' (s. Abb. 14) finden sich zwei Unternehmen aus dem kosmetischen Bereich.

Abbildung 13: Kosmetikstudio *Kalinenschmiede* /
Abbildung 14: Friseursalon *MEISTER THOMSENS KAPPEREI*

Auch im Einzelhandel gibt es Beispiele für Masemattenutzung, etwa im Falle des Bekleidungsgeschäftes *PLINTE und JOPPE* im Kreuzviertel (s. Abb. 15), was besonders beachtenswert erscheint, da hier zwei Non-Standard-Varietäten nebeneinander Verwendung finden: die Masematte (*Plinte* 'Hose') und das Niederdeutsche (*Joppe* 'Jacke'). Dies ist gerade im Hinblick auf eine mögliche Konkurrenz dieser beiden Varietäten in Münster interessant.

Abbildung 15: Bekleidungsgeschäft *PLINTE und JOPPE*

Sogar Kindertagesstätten mit Masemattenamen existieren in Münster, etwa die *Kita Kotenkotten* (s. Abb. 16) – auch hier eine auffällige Verbindung von Masematte *Koten* 'Kind' und niederdeutsch *Kotten* 'kleines Haus', die durch die lautliche Ähnlichkeit auch stilistisch wirksam ist.

Abbildung 16: *Kita Kotenkotten*

Schon diese begrenzte Auswahl an Beispielen illustriert, wie präsent die Masematte heute in Münsters sprachlicher Öffentlichkeit ist. Dabei fällt allerdings auf, dass sie in geschriebener Form ausschließlich in Marketing-Zusammenhängen erscheint.

2.2.2. Sekundärmasematte als Marketing-Strategie

Um zu eruieren, welchen Zweck die Verwendung der Masematte im Unternehmensmarketing erfüllen soll, wurden im Rahmen der oben erwähnten Masterarbeit insgesamt vier Interviews mit Vertretern ausgewählter Unternehmen geführt, die im Zuge der *Linguistic Landscape*-Erhebung durch die Nutzung von Masematte aufgefallen waren. Die Interviews erfolgten im Sinne eines leitfadengestützten narrativen Interviews und wurden als *literarische Umschrift* transkribiert, da gesprächslinguistische Aspekte im vorliegenden Kontext nicht von Relevanz waren (Misoch 2019: 267). Nachfolgend sollen wesentliche Ergebnisse der Analyse dargestellt und qualitativ analysiert werden. Die zwei hier zitierten Interviews fanden im Dezember 2019 (*Sp1*) bzw. im Januar 2020 (*Sp2*) in Münster statt. Die Interviewpartner werden im Folgenden mit *Sp1* (Sprecher 1), *Sp2* (Sprecher 2) und *A* (Autorin dieses Beitrags) abgekürzt. Die Reduktion auf zwei zitierte Interviews erfolgt an dieser Stelle – analog zur Reduktion des zuvor präsentierten Bildmaterials – aus textökonomischen Gründen.

Als wichtigster Faktor für die Nutzung der Masematte stellte sich deren Lokalbezug zur Stadt Münster heraus, welchen die Unternehmen ihrer Zielgruppe auch in Bezug auf die eigenen Produkte vermitteln wollen:

> Sp1: …weil er [der Markenname, Anm. d. Autorin] halt zum Einen die Regionalität zeigt hier, ne?, zu, äh, Verbindung zu Münster…
>
> Sp2: …und die Knierften stehen so n bisschen, wie gesagt, für das Masematte, äh, für die Lokalverbundenheit.

Dabei wird deutlich, dass auch biographische Erlebnisse der Interviewpartner eine entscheidende Rolle bei der Wahl eines Masematte-Geschäftsnamens spielen.

> Sp2: Ich würd mich selber als Urmünsteraner bezeichnen […], meine beiden Großeltern haben viel Masematte gesprochen und irgendwie ist man damit halt so großgeworden. *Meimeln*, *jovel*, äh, man fährt mit der *Leeze* hier in Münster, dat is irgendwie so, so dringeblieben und das ist auch tatsächlich, also ich… so n paar Begriffe, die benutzt man tagtäglich im, im, in der Alltagssprache, so ist das bei mir.
>
> Sp1: Also ich hab in Münster studiert, ich hab viele Freunde, die hier geboren sind, und die Idee ist ta…tatsächlich im Preußenstadion gekommen […], das ist halt tatsächlich auch noch gelebte Sprache so n bisschen gewesen bei Urmünsteranern…

Bei beiden Sprechern besteht ein biographischer Bezug zu Münster, Sprecher 2 ist dort aufgewachsen und seine Familie lebt seit mehreren Generationen in der Stadt, Sprecher 1 ist zum Studium nach Münster gezogen. Beide betonen durch die Wahl des Begriffs *Urmünsteraner* den Zusammenhang von Masemattekenntnissen und dem Aufgewachsensein in Münster. Die Stadt und die Sondersprache werden als untrennbar verknüpft wahrgenommen. Eine positiv konnotierte biographische Bindung an die Stadt Münster scheint folglich mit einer positiven Bewertung der Masematte einherzugehen. Die Betonung lokaler Verankerung eines Unternehmens im Marketing ist durchaus

erfolgversprechend, folgt sie doch einem Trend der zunehmenden Rückbesinnung auf lokale und regionale Besonderheiten und Werte. Eugen Buß (2002: 20 f.) sieht die Motivation für diese Entwicklung in der Überforderung von Menschen angesichts der stetig zunehmenden Globalisierung: Während einerseits die Welt immer größer und offener wird, erscheint sie zugleich durch weltweit agierende Großkonzerne immer austauschbarer und gleichförmiger. Regionales bietet ein „Geländer der Orientierung", das Komplexität reduzieren kann, und gleichzeitig das Gefühl von Individualität und Besonderheit (vgl. Buß 2002: 21). Eine starke lokale Anbindung durch die Nutzung der Masematte kann sich also verkaufsfördernd auswirken, birgt aber auch die Gefahr, die Zielgruppe künstlich zu verkleinern, weil sie vom Verständnis (zunächst) ausgeschlossen ist:

> Sp1: …wir übertreiben's nicht, ne? […] Also weil ich glaube, wenn man halt, äh, also überregional unterwegs ist, aber auch mal ins Münsterland mal n bisschen weiter guckt, auch im Münsterland weiß natürlich keiner, was das heißt […] In Neuenkirchen, Rheine oder, ähm, im östlichen Münsterland. Von daher, äh, sagen wir, äh, sachte, sachte, also n paar Begriffe, die sind bekannt vielleicht noch, Seegers, jovel, schofel […] Aber so n paar extra…äh…äh…vagante Begriffe, die werden wir nicht nutzen dafür, ne?

Dies ist im Falle von Produktnamen sicherlich relevanter als bei Namen von Geschäften, Gastronomiebetrieben o. Ä., die per se ortsfest sind, wodurch sich die potentielle Kundschaft ohnehin in Münster aufhalten muss, um das Unternehmen zu frequentieren.

Auch sprachpflegerische und sprachdidaktische Aspekte finden in den Interviews Erwähnung:

> Sp2: Und ich find, äh, so ne alte Sprache irgendwie, die, find ich ganz schön irgendwie, wenn man die so n bisschen schützt, ähm, und auch erhält und vor allem auch den, den jungen Leuten mal näherbringt.

Die Masematte erscheint hier als schützenswertes Kulturgut der Stadt oder Region, das auch für nachfolgende Generationen erhalten bleiben soll. Dies passt zum oben erwähnten Trend der Rückbesinnung auf Regionales und deutet zugleich die Vermutung an, dass innerhalb der jüngeren Generationen weniger Kenntnisse über die Masematte bestehen als in älteren. Dies wäre zu überprüfen.

Interessant ist, dass die Sekundärmasematte sich des sozialen Stigmas, welches der Primärmasematte anhaftete, gänzlich entledigt zu haben scheint:

> A: Haben Sie denn auch Bedenken gehabt angesichts der Tatsache, dass Masematte so ne Gaunersprache ja auch war und im Ursprung viel mit Kriminalität assoziiert?
>
> Sp2: Nee! Das überhaupt nicht.

Der Lokalbezug zu Münster scheint sich auf die ganze Stadt zu erstrecken – die vier ursprünglichen Sprecherviertel der Masematte und die dort herrschenden sozioökonomischen Bedingungen scheinen im Zusammenhang mit der Sekundärmasematte tatsächlich bedeutungslos zu sein. Die Betonung des Lokalbezugs suggeriert, dass die

Sekundärmasematte in erster Linie gruppenintern verbindend und identitätsstiftend wirken kann – ein Aspekt, der auch bei der Primärmasematte, wie oben erwähnt, eine wichtige Rolle spielte. Nun könnte angenommen werden, dass die Geheimsprachlichkeit aufgrund der veränderten Bedingungen von Primär- und Sekundärmasematte vollständig eingebüßt wurde, doch gerade im Marketingzusammenhang scheint diese durchaus noch zu bestehen und einen Vorteil zu bieten:

> Sp1: …wichtig war uns immer, dass die Leute auch gerne noch mal fragen, was [der Name] eigentlich bedeutet, weil dann […] verankert sich die Marke noch viel mehr. Das heißt, irgendwas Interessantes zu machen.

Das Irritationsmoment durch anfängliches Nichtverstehen des Markennamens seitens der Zielgruppe ist also durchaus gewollt. Dem bekannten Werbewirkungsprinzip der *AIDA*-Formel folgend, erscheint ein solches Irritationsmoment in der Tat erfolgversprechend, da es Aufmerksamkeit (***A**ttention*) generiert, die wiederum Interesse (***I**nterest*) am Produkt weckt, welches das Verlangen (***D**esire*) auslöst, das Produkt zu erwerben, und final idealerweise zur Kaufhandlung (***A**ction*) motiviert (vgl. Brünner 2000: 51). Natürlich ist die Geheimsprachlichkeit der Sekundärmasematte in diesem Fall keine dauerhafte, da es kaum verkaufsfördernd sein dürfte, potentielle Kundschaft vom Verständnis des Geschäfts- oder Produktnamens auszuschließen. Vielmehr werden die anfangs Unkundigen in das lokale Insiderwissen eingeweiht und damit der durch die Masematte verbundenen Gruppe eingemeindet.

Eine Betrachtung wert ist definitiv auch das Verhältnis von Masematte und Niederdeutsch, da diese, wie oben bereits angedeutet, als Non-Standard-Varietäten in Münster koexistieren. Die Wahl der Masematte im Marketing muss somit noch durch einen anderen Aspekt begründet sein als allein durch den Lokalbezug – dieser wäre auch durch das Westfälische Platt auszudrücken. Es stellt sich in den Interviews heraus, dass unterschiedliche Spracheinstellungen gegenüber beiden Varietäten zu bestehen scheinen:

> Sp2: Ja. Ich glaub schon, dass Masematte n Tick, n Tick moderner ist […], ähm, und auch, auch n bisschen zeitgemäßer.

Es wäre zu eruieren, worin diese Spracheinstellungen zur Masematte (und die Bevorzugung gegenüber dem Niederdeutschen) begründet liegen, gerade weil sie interessanterweise der Erfahrung mit der Zielgruppe, welche der Sprecher gemacht hat, zunächst widersprechen:

> Sp2: Als wir das Konzept neu gemacht haben und auch neu d…durchdacht hatten, war ja eigentlich die Idee, so n bisschen jüngere Leute anzusprechen […], wir haben aber ganz schnell gemerkt, dass durch diese, durch dieses Masematte schon auch so der Münsteraner Paohlbürger [Bezeichnung für Alteingesessene, Anm. d. Autorin] angesprochen wird, sprich der Einheimische, sag ich mal, der, der die Sprache noch kennt, und, ähm, das haben wir auf jeden Fall gemerkt und die kamen wirklich, die sagten dann auch: „Echt jovel, dass ihr die Sprache so n bisschen schützt!“ und

> es kam eher so von den Jungen – Studenten, wie auch immer – da kam dann so n bisschen die Frage: „Was ist denn Masematte überhaupt?“

Trotz dieser Erfahrung, dass insbesondere unter älteren alteingesessenen Münsteranerinnen und Münsteranern die Masematte bekannt ist, ist die Wahrnehmung der Masematte seitens des Interviewpartners als modern und aktuell ungebrochen stark, was sich auch daran zeigt, dass er sie mit modernen Ernährungstrends verknüpft:

> Sp2: Wenn uns jetzt, was weiß ich, vielleicht am Hansaring was angeboten wird, was weiß ich, da ist es n bisschen alternativer, vielleicht auch offener für, für neue Speisen, für vegan, vegetarische Speisen, ähm, da könnte man sich so n Konzept eventuell noch mal denken.

Seine Spracheinstellung zur Masematte scheint fest verankert und muss auf etwas anderem beruhen als bewussten Erfahrungen. Dies ist ein interessanter Aspekt, der weiterer Untersuchung bedarf.

3. Gestern, heute – morgen? Fazit und Ausblick

Zusammenfassend lässt sich feststellen, dass die Sekundärmasematte im öffentlichen Raum der Stadt Münster stark präsent ist, wie durch eine *Linguistic Landscape*-Erhebung gezeigt werden konnte. Sie erscheint in Münster aktueller denn je; ein Abriss dieses Trends ist bislang nicht auszumachen – im Gegenteil. Insbesondere im Bereich des Marketings findet die Sekundärmasematte umfassende Verwendung. In der Analyse von Leitfadeninterviews mit Vertretern ausgewählter Unternehmen konnte gezeigt werden, dass ganz besonders der Lokalbezug der Masematte zu Münster eine Motivation zur Nutzung als Marketingsprache darstellt, da ein solcher von der potentiellen Kundschaft vermeintlich positiv bewertet wird. Die Masematte fungiert in diesem Zusammenhang als *Unique Selling Point* der Unternehmen.

Das der Primärmasematte anhaftende Stigma der Assoziation mit Kriminalität besteht im Falle der Sekundärmasematte offensichtlich nicht mehr. Die Sekundärmasematte scheint ähnliche soziale Funktionen zu erfüllen wie die Primärmasematte, indem sie die in den Wortschatz Eingeweihten untereinander verbindet und somit eine Form von Wir-Gefühl stärkt, wenngleich im Falle der Sekundärmasematte das abgrenzende Moment von einer gesellschaftlichen Mehrheit in den Hintergrund tritt. Die ursprüngliche Funktion als Geheimsprache ist insofern auch bei der Sekundärmasematte wirksam, als dass durch die Verwendung unbekannter Wörter im Marketing Irritation beim Zielpublikum erzeugt wird (die jedoch schnell wieder behoben wird).

Ein interessanter Aspekt ist das Verhältnis von Masematte und Westfälischem Platt als zwei zueinander in Konkurrenz stehenden Non-Standard-Varietäten in Münster. Hier ergaben sich unterschiedliche Spracheinstellungen, deren Ursprung noch nicht geklärt werden konnte. Dieser Aspekt bedarf einer weitergehenden Erforschung, zumal damit möglicherweise auch die Wirksamkeit der Ziele, welche die Unternehmen mit der Verwendung der Masematte intendieren, innerhalb der Zielgruppe überprüft werden könnte.

Es ist anzunehmen, dass die Geheimsprachlichkeit der Sekundärmasematte in Form von Irritationsmomenten zukünftig weiter abnehmen wird, da angesichts des Trendcharakters, welchen die Sekundärmasematte momentan erlebt, eine Steigerung der Masemattekenntnisse zumindest innerhalb der münsterischen Bevölkerung wahrscheinlich ist. Ob der Trend anhält oder die Sekundärmasematte letztlich eine Art Modeerscheinung sein wird, die ähnlich wie andere Trends wieder abebbt, bleibt abzuwarten. Sollte er fortdauern, entwickelt sich die Masematte in Münster auf lange Sicht möglicherweise von einer alten Geheimsprache zu einer neuen Gemeinsprache.

Referenzen

Ben-Rafael, Eliezer, Elana Shohamy, Muhammad Hasan Amara and Nira Trumper-Hecht. 2006. Linguistic Landscape as Symbolic Constructions of the Public Space: The Case of Israel, in: *International Journal of Multilingualism*, Vol. 3, Issue 1, p. 7–30.

Brünner, Gisela. 2000. *Wirtschaftskommunikation. Linguistische Analyse ihrer mündlichen Formen*. Tübingen: Niemeyer (Reihe Germanistische Linguistik. 213).

Buß, Eugen. 2002. *Regionale Identitätsbildung. Zwischen globaler Dynamik, fortschreitender Europäisierung und regionaler Gegenbewegung. Die Bedeutung für Westfalen*. Münster u. a.: LIT (Schriftenreihe der Stiftung Westfalen-Initiative. 2).

Dege, Wilhelm. 1962. Über die Speismakeimer-Sprache auf Baustellen in Münster (Westf.), in: *Rheinisch-westfälische Zeitschrift für Volkskunde*, Bd. 9, S. 111–121.

Efing, Christian. 2005. *Das Lützenhardter Jenisch. Studien zu einer deutschen Sondersprache*. Wiesbaden: Harrassowitz (Sondersprachenforschung. 11).

Efing, Christian und Bruno Arich-Gerz. 2017. *Geheimsprachen. Geschichte und Gegenwart verschlüsselter Kommunikation*. Wiesbaden: marixverlag.

Franke, Hartwig. [3]1993. Einleitung, in: Siewert, Klaus (Hrsg.). *Es war einmal ein kurantes anim… Textbuch Masematte I*. Münster u. a.: Waxmann, S. 1–9.

Kleinhage, Sophia. 2021. *Leeze, Lorenz* und *Lowine.* Münsters Sondersprache Masematte als PR-Strategie. Westfälische Wilhelms-Universität Münster / Germanistisches Institut: Unveröffentlichte Masterarbeit.

Landry, Rodrigue and Richard Y. Bourhis. 1997. Linguistic Landscape and Ethnolinguistic Vitality. An Empirical Study, in: *Journal of Language and Social Psychology*, Vol. 16, p. 23–49.

Misoch, Sabina. [2]2019. *Qualitative Interviews*. Berlin u. a.: De Gruyter.

Siewert, Klaus. 1991. Masematte. Zur Situation einer regionalen Sondersprache, in: *Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik*, Bd. 58, Heft 1, S. 44–56.

Siewert, Klaus (Hrsg.). 1994a. *Beinahe mulo gedellt… Textbuch Masematte III*. Münster u. a.: Waxmann.

Siewert, Klaus. 1994b. Boofkenrackewehle. Prolegomena zu einem sondersprachlichen Wörterbuch, in: Beckmann, Susanne und Sabine Frilling (Hrsg.). *Satz – Text – Diskurs*. Band 1. Tübingen: Niemeyer (Linguistische Arbeiten. 312), S. 291–300.

Siewert, Klaus. 2003a. *Grundlagen und Methoden der Sondersprachenforschung*. Mit einem Wörterbuch der Masematte aus Sprecherbefragungen und den schriftlichen Quellen. Wiesbaden: Harrassowitz (Sondersprachenforschung. 8).

Siewert, Klaus. 2003b. *Von* achilen *bis* zulemann*. Das große Wörterbuch der Münsterschen Masematte*. Münster: Selbstverlag.

Strunge, Margret und Karl Kassenbrock. 1980. *Masematte. Das Leben und die Sprache in Münsters vergessenen Vierteln*. Münster: Selbstverlag.

Abbildungsverzeichnis

Abbildung 1: Die vier Sprecherviertel der Masematte. Selbst erstellt, Kartenmaterial von Apple Karten.

Abbildung 2: Litfaßsäulenplakat an der Boeselagerstraße/Ecke Mecklenbecker Straße. Eigenes Foto, aufgenommen am 20.06.19.

Abbildung 3: Das *Stadtteilhaus Lorenz Süd*. Eigenes Foto, aufgenommen am 25.03.21.

Abbildung 4: Die *Leezenbox* am Bahnhof Hiltrup. Eigenes Foto, aufgenommen am 25.03.21.

Abbildung 5: Das Schild mit dem Logo des *korn & knierfte.* Eigenes Foto, aufgenommen am 29.03.21.

Abbildung 6: Schaufenster *verkasematuckeln* ‘gemütlich essen’. Eigenes Foto, aufgenommen am 24.02.21.

Abbildung 7: Das Schild der *Pinte am Pani.* Eigenes Foto, aufgenommen am 25.03.21.

Abbildung 8: Die *FINNE*-Brauerei im Kreuzviertel. Eigenes Foto, aufgenommen am 06.03.21.

Abbildung 9: Eine Flasche *Pott’s Leeze.* Eigenes Foto, aufgenommen am 05.03.21.

Abbildung 10: Eine Flasche *Pott’s Fez.* Eigenes Foto, aufgenommen am 05.03.21.

Abbildung 11: Der Eingang der *LILA LEEZE*. Eigenes Foto, aufgenommen am 25.03.21.

Abbildung 12: Ein *wuddi*-Mietauto am Studierendenwohnheim Boeselagerstraße in Mecklenbeck. Eigenes Foto, aufgenommen am 03.03.21.

Abbildung 13: Das Schaufenster der *Kalinenschmiede.* Eigenes Foto, aufgenommen am 25.03.21.

Abbildung 14: Das Schild an der Eingangstür von *MEISTER THOMSENS KAPPEREI.* Eigenes Foto, aufgenommen am 29.03.21.

Abbildung 15: Das Geschäft *PLINTE und JOPPE.* Eigenes Foto, aufgenommen am 25.03.21.

Abbildung 16: Das Schild am Eingang der Kindertagesstätte *Kotenkotten*. Eigenes Foto, aufgenommen am 15.03.21.

RegioLingua

Zeitschrift für regionale Sprache und Literatur

Herausgegeben von
Doreen Brandt, Marina Frank, Robert Langhanke, Nicole Palliwoda und Jeffrey Pheiff

Jahrgang 1 (2024)

Heft 1

Marina Frank, Robert Langhanke und Tio Roloff (Hrsg.)
Norddeutsche Sprache und Literatur. Vom Altsächsischen bis zur Masematte

Maila Seiferheld

Von *Piensport* und *Pienerei*. Masematte in Münster heute

Zitationsvorschlag:

Seiferheld, Maila. 2024. Von *Piensport* und *Pienerei*. Masematte in Münster heute, in: Frank, Marina, Robert Langhanke und Tio Rohloff (Hrsg.). Norddeutsche Sprache und Literatur. Vom Altsächsischen bis zur Masematte. = *RegioLingua. Zeitschrift für regionale Sprache und Literatur*, Jg. 1, Heft 1, S. 87–110. DOI: 10.17192/regiolingua.2024.1.1.8734.

https://journals.uni-marburg.de/regiolingua/
Kontakt: regiolingua@uni-marburg.de

Die Zeitschrift *RegioLingua* erscheint online über den Publikationsserver der Universitätsbibliothek Marburg unter der Creative Commons Lizenz CC-BY 4.0.

MAILA SEIFERHELD

Von *Piensport* und *Pienerei*. Masematte in Münster heute

From *Piensport* and *Pienerei*. Masematte in Münster today

Zusammenfassung: Die Sondersprache Masematte ist ein lokaler Rotwelsch-Dialekt in Münster, der seit dem Zweiten Weltkrieg aufgrund der Vernichtung der Sprecherviertel und der Deportation einer Mehrzahl der Sprecher als ausgestorben gilt. In der Forschung gibt es nur Vermutungen darüber, wie der Masematte-Wortschatz auch heute noch in verschiedenen Kontexten von Sprecherinnen und Sprechern in Münster genutzt wird. Bisher konzentrierte sich die Sondersprachenforschung auf die Konservierung der ursprünglichen Sprachform durch Befragung der letzten Primärsprecher. Ziel des vorliegenden Beitrags ist es, in einer explorativen Studie erstmals empirisch das heutige Vorkommen von Masematte-Lexemen im Sprachgebrauch Münsteraner Sprecherinnen und Sprecher zu untersuchen. Als Datengrundlage dienen dabei Freundesgespräche junger Menschen aus Münster im sozialen Netzwerk Facebook. Das genutzte Masematte-Lexikon wird analysiert und mit dem Primärwortschatz verglichen. Es zeigt sich, dass im 21. Jahrhundert zwar ein reduziertes Lexikon der Sondersprache zur Anwendung kommt, aber dennoch ein produktiver Umgang mit dem originären Wortgut zu beobachten ist, der sich u. a. in Veränderungen und Weiterentwicklungen des Wortschatzes zeigt.
Schlagwörter: Sondersprachenforschung, Rotwelsch-Dialekt, Masematte, Lexik, Facebook-Gespräche.

Abstract: The special language Masematte is a local Rotwelsch dialect in Münster, which has been considered extinct since the Second World War due to the destruction of the speakers' neighbourhoods and the deportation of a majority of the speakers. Researchers can only speculate as to how the Masematte vocabulary is still used today in various contexts by speakers in Münster. So far, special language research has focussed on preserving the original language form by interviewing the last primary speakers. The aim of this article is to conduct the first empirical exploratory study of the current occurrence of masematte lexemes in the language use of Münster speakers. The data basis for the study are friend conversations of young people from Münster on the social network Facebook. The Masematte lexicon used is analysed and compared with the primary vocabulary. It turns out that although a reduced lexicon of the special language is used in the 21st century, a productive use of the original vocabulary can still be observed, which is reflected in changes and further developments of the vocabulary, among other things.
Keywords: special language research, Rotwelsch dialect, Masematte, lexicon, Facebook conversations.

RegioLingua
Zeitschrift für regionale Sprache und Literatur

RegioLingua. Zeitschrift für regionale Sprache und Literatur, 1 (2024), Bd. 1, 87–110.
DOI: 10.17192/regiolingua.2024.1.1.8734

1. Einleitung

Wer die Karte 12-6c[88] der 12. Runde des Projektes *Atlas zur deutschen Alltagssprache* (AdA) anschaut, wird sich wundern: Im deutschen Sprachgebiet ist man sich recht einig, wie das ‘nicht-motorisierte Zweirad’ zu bezeichnen ist – von Nord nach Süd schwankt man u. a. nur zwischen *Rad* und *Radl*. Doch eine singuläre, lokale Form fällt auf: In Münster – und zwar nur in Münster – sagt man *Leeze*?

Bei diesem Wort handelt es sich um ein Lexem der einstmaligen Geheimsprache Münsters, der Masematte. Eine lange Zeit lang war Münster eine dreisprachige Stadt: Neben dem lokalen westfälischen Dialekt und der hochdeutschen Standardsprache wurde von einigen Bevölkerungsgruppen als dritte Sprache die Masematte verwendet. Während das Niederdeutsche in Münster heute kaum noch zu hören und zu sehen ist, begegnet einem die Masematte „auf Schritt und Tritt“ (Strunge und Kassenbrock 1980: Vorwort, o. S.). Während die ‚alte‘ Masematte – im Folgenden „Primärmasematte“ – als einer der deutschen Rotwelsch-Dialekte als gut erforscht gelten kann (vgl. Dege 1962, Strunge und Kassenbrock 1980, Franke 1993, Siewert 1991, 1993, 1996, 2003), gibt es zu den mündlichen und schriftlichen Vorkommen der heutigen Masematte – im Folgenden „Sekundärmasematte“ – keine Erkenntnisse zur Sprache im Gebrauch, die auf empirischen Untersuchungen beruhen.[89] Das Ziel des Beitrages ist es daher, das Vorkommen der Sekundärmasematte in Freundesgesprächen von jungen Menschen aus Münster zum ersten Mal empirisch nachzuweisen. Der Anspruch der Pilotstudie ist dabei ein rein explorativer: Anhand eines kleinen Korpus, das aus Online-Gesprächsdaten erstellt wurde, soll eine lexikalische Analyse des genutzten Masematte-Vokabulars erfolgen. Dieses wird mit dem Lexikon der Primärmasematte verglichen.

Zu diesem Zwecke wird zunächst die Primärmasematte und anschließend die Sekundärmasematte vorgestellt. Hier werden die vielen offenen Fragen bezüglich der Sekundärmasematte ausgeführt. Im anschließenden Methodenkapitel soll ausführlich auf die genutzte Datenquelle ‚Facebook-Pinnwand‘ eingegangen werden, um zu verdeutlichen, wie diese Gesprächsdaten eingeordnet werden können. Nach der Vorstellung des Korpus erfolgt die lexikalische Vergleichsanalyse der Primär- und Sekundärmasematte. Ein Fazit fasst die Ergebnisse zusammen und legt ein Augenmerk auf die verbleibenden Forschungsdesiderata.

2. Masematte

In diesem einführenden Kapitel soll die Sprachform der Masematte vorgestellt werden. Dies geschieht in zwei Teilen: Zunächst wird die historische Sprachform – die originäre Masematte, die Primärmasematte – expliziert. Anschließend wird die aktuelle Sprachform – die Sekundärmasematte – beleuchtet. Der parallele Aufbau der beiden Kapitel

[88] Karte 12-6c im *Atlas zur deutschen Alltagssprache* (AdA), URL: https://www.atlas-alltagssprache.de/r12-f6c/?child=runde, abgerufen am 02.05.2022.

[89] Eine Studie zur Masematte in der linguistischen Landschaft Münsters findet sich bei Kleinhage in diesem Band.

unter den Gesichtspunkten 1) Entstehung, 2) Sprecher[90], 3) Form und 4) Funktion soll den Vergleich der Primär- und Sekundärmasematte erleichtern und so die Forschungslücken zur Sekundärmasematte aufzeigen.

2.1. Primärmasematte (etwa 1870–1945)

2.1.1. Entstehung der Primärmasematte

Rotwelsch-Dialekte wie die Masematte sind lokal geprägte Erscheinungsformen des Rotwelschen.[91] Das Rotwelsche[92] ist ein alter Soziolekt, der zwischen dem 12. und 13. Jahrhundert im deutschen Sprachraum entstanden ist. Die Sprecher waren Nicht-Sesshafte, Angehörige des sogenannten Fünften Standes, die auf den Straßen unterwegs waren. Dass sich aus einigen der Nicht-Sesshaften im 18. und 19. Jahrhundert Räuberbanden bildeten, trug sein Übriges zur Stigmatisierung und Kriminalisierung des fahrenden Volkes und der Rotwelsch-Sprecher bei – das Rotwelsche wurde häufig auch als ‚Gaunersprache' bezeichnet (vgl. Efing und Arich-Gerz 2017: 71, 73, 82 f.). Diese erste Sprachschicht des Rotwelschen, daher auch Rotwelsch 1 genannt (vgl. Siewert 2003: 23), ist einerseits im frühen *Liber Vagatorum* von 1510 festgehalten, eine Schrift über die verschiedenen ‚Bettlertypen', ihre Techniken und ihre Sprache (vgl. Efing und Arich-Gerz 2017: 204), und andererseits in kriminalistisch motivierten Abhandlungen ab dem Ende des 19. Jahrhunderts (vgl. Efing und Arich-Gerz 2017: 204–206). Eine erste sprachwissenschaftliche Betrachtung erfährt das Rotwelsche durch Friedrich Kluge, der 1901 alle bekannten Rotwelsch-Wörterlisten in einer Sammlung zusammenführt (Kluge 1901) – eine wichtige Grundlage für zukünftige Rotwelsch-Forschung (vgl. Efing und Arich-Gerz 2017: 206, Wolf 1985: 5).

Dem Vagieren und Betteln wurde versucht durch verschiedene Gesetze Einhalt zu gebieten, in vielen Gegenden stand es unter Strafe. Doch erst durch die Staatenbildung im 19. Jahrhundert wurde eine Strafverfolgung, vor allem der Räuberbanden, möglich (vgl. Strunge und Kassenbrock 1980: 13). In Kombination mit der Industrialisierung sorgten die gesellschaftlichen Entwicklungen dafür, dass sich viele der ehemals Vagierenden in den Armutsvierteln der Stadt niederließen und fortan als Händler und Hausierer tätig waren. Für Münster ist die Niederlassung einiger Landfahrersippen im Jahr 1870 dokumentiert (vgl. Strunge und Kassenbrock 1980: 14). Durch die – je nach Rotwelsch-Ort (auch zeitlich) unterschiedlichen – soziohistorischen Entwicklungen entstanden neue Sprecherkreise des Rotwelschen: Die ehemals Vagierenden ließen sich in den Armutsvierteln der

---

[90] Die Primärmasematte wurde fast ausschließlich von Männern gesprochen (vgl. Kapitel 2.1.2), daher wird in diesem Kontext die maskuline Form verwendet. Im Kontext der Sekundärmasematte ist von Sprechenden jeden Geschlechts auszugehen, hier findet sich die Beidnennung.

91 An ca. 200 Orten im deutschen Sprachgebiet wurde die Existenz eines Rotwelsch-Dialekts nachgewiesen. Diese Orte werden auch Rotwelsch-Orte genannt. Eine Karte mit dem Verzeichnis der Rotwelsch-Orte findet sich bei Siewert (1996).

92 Die Wortherkunft von rotwelsch ist nicht gänzlich geklärt. Lange wurde das mittelhochdeutsche *rot* mit den Nebenbedeutungen 'schlau, falsch, gerissen' als Grundlage angesehen. Als Grundlage diente wohl eher ein Wort *rot* für 'Bettler, zusammengerottetes Gesindel', was auch mit dem Wort *verrotten* zusammenhängt. Im Niederländischen ist außerdem das Schimpfwort *rot waal* ('dreckiger Wallone/Franzose') belegt, woraus sich vermutlich die Variante *rot waalsch* für 'dreckiges Wallonisch/Französisch' entwickelt hat (vgl. Efing und Arich-Gerz 2017: 73).

Städte nieder und brachten ihr rotwelsches Wortgut mit. Im Kontakt mit der ansässigen Bevölkerung, bei denen es sich meist um Dialektsprechende handelte, entwickelte sich durch den Sprachkontakt eine „dialektal geprägte Ausdifferenzierung[…] des Rotwelsch 1“ (Efing 2009: 32): der Rotwelsch-Dialekt.[93] Der Rotwelsch-Dialekt wurde an diesen Orten zum Soziolekt der Unterschicht und zur Berufssprache der Händler und Hausierer.

Das Ende vieler Rotwelsch-Dialekte ist mit dem Zweiten Weltkrieg in Verbindung zu bringen. Bereits ab den 1930er Jahren gab es drastische Strafen für Hausierer und Bettler. Aufgrund des großen Anteils an Vokabular aus dem Jiddischen und Romanes galt jeder Rotwelsch-Sprecher als suspekt (vgl. Efing und Arich-Gerz 2017: 90 f.). Für einen Großteil der Masematte-Sprecher in Münster wurde die Abstammung von Juden oder Sinti und Roma zum Verhängnis. Zwischen 1941 und 1943 wurden „fast alle Bewohner […], ganze Familien, verfrachtet und in Lager abtransportiert“, wie es eine Gewährsperson von Strunge und Kassenbrock schildert (Strunge und Kassenbrock 1980: 26). Hinzukamen die großen Luftangriffe von 1944 und 1945, die fast 90 Prozent der münsterischen Innenstadt vernichteten (vgl. Strunge und Kassenbrock 1980: 26). Nach dem Zweiten Weltkrieg waren sowohl die Masematte-Sprecher als auch ihre Wohnviertel fast vollständig vernichtet.

2.1.2. Sprecher der Primärmasematte

In Münsters „Masematte-Vierteln“[94] lebten viele Menschen unterschiedlicher Herkunft, die das Leben am Rande des Existenzminimums und das Ausgestoßensein aus der Gesellschaft miteinander verband. Die Familien waren oft kinderreich und die Männer übten gering geschätzte Berufe in Handwerk oder Handel aus (vgl. Franke 1993: 1). Auch ärmere jüdische Händler sowie sesshaft gewordene, vorher im Familienverband reisende Sinti und Roma wohnten in den Vierteln (vgl. Strunge und Kassenbrock 1980: 48, 68 f.). Viele Bewohner waren aus Unterschichtberufen abgesunken und vertrieben auf (Tages-)Reisen Waren und Dienstleistungen, waren also nur teilsesshaft und auf den Straßen u. a. mit Sprechern anderer Rotwelsch-Dialekte in Kontakt. Für einen Teil der Bewohner waren kleinkriminelle Tätigkeiten die einzige Möglichkeit zum Broterwerb. Die prekären sozialökonomischen Verhältnisse „trieb[en] viele der Bewohner zur Prostitution und in den Alkoholismus“ (Strunge und Kassenbrock 1980: 26). Die Masematte-Viertel hatten dementsprechend einen sehr schlechten Ruf bei der übrigen Stadtbevölkerung (vgl. Siewert 2003: 82 f.).

Von dieser ursprünglichen Sprachgemeinschaft ist nicht ein einziges Schriftstück überliefert (vgl. Franke 1993: 7). Die Primärmasematte ist eine rein gesprochene Sprache. Darüber hinaus ist kein einziges natürliches Gespräch zwischen Masematte-Sprechern

[93] Die lokal ausdifferenzierten Rotwelsch-Dialekte weisen einzelne Sprachnamen auf. Um externe Sprachnamen handelt es sich, wenn sie dem Rotwelsch-Dialekt von der Forschung gegeben wurden, und um interne, wenn die Sprecher selbst ihre Sprache damit bezeichneten (vgl. Efing und Arich-Gerz 2017: 75). Bei der Masematte handelt es sich um einen internen Sprachnamen, der ‘Geschäft’ oder ‘Verhandlung’ bedeutet, abstammend vom hebräischen משא ומתן *masa’umatán* (vgl. Siewert 2003: 79).

[94] Eine detaillierte Beschreibung der vier Masematte-Viertel und ihrer sozialhistorischen Bedingungen findet sich bei Strunge und Kassenbrock (1980).

aufgezeichnet, da die Forschung erst so spät einsetzte, dass bei den wenigen noch auffindbaren Sprechern meist nur noch passive Kenntnisse vorhanden waren.

Die Sprecher der Masematte waren fast ausschließlich männlich. Es mag einzelne Frauen unter den Masemattekundigen gegeben haben. Teilweise wurde von den Primärsprechern von einzelnen Masematte-Sprecherinnen berichtet. Jedoch konnte keine von ihnen mehr ermittelt werden (vgl. Siewert 2003: 81).

2.1.3. Form der Primärmasematte

Sprachstrukturell handelt es sich beim Rotwelschen und bei den Rotwelsch-Dialekten, die zwar von der Forschung aufgrund der starken Bindung an ein spezielles Sozialmilieu als Soziolekt[95] bezeichnet werden (vgl. Efing und Arich-Gerz 2017: 72), um keine Vollvarietät mit Systemcharakter. Der Rotwelsch-Dialekt ist vor allem durch einen Sonderwortschatz gekennzeichnet, der in die jeweilige Erstsprache des Sprechers integriert wird. Die bereits vorhandene Erstsprache des Sprechers, entweder eine dialektale oder hochdeutsche Varietät, wird „Basissprache“ (Efing 2009) oder „Mantel“ (Siewert 2003) genannt. Der integrierte Sonderwortschatz wird durch Entlehnungen aus Spendersprachen gebildet, mit denen die Rotwelsch-Sprecher in Kontakt waren. Zur Zeit des Rotwelsch 1 waren die Spendersprachen zunächst das Jiddische und das Lateinische. Ab dem 15. Jahrhundert stand ebenfalls das Romanes, die Sprache der Sinti und Roma, die nun auf den Straßen des deutschen Sprachraumes in Kontakt mit dem fahrenden Volk waren, zur Verfügung (vgl. Efing und Arich-Gerz 2017: 71). Auch deutsche Varietäten wie Dialekte und Hochsprache dienten als Quelle für den Sonderwortschatz, indem entweder die Semantik oder die sprachliche Form durch Wortbildungsprozesse verfremdet wurde (z. B. *weißling* ‘Milch’) (vgl. Efing und Arich-Gerz 2017: 97).

Die Dialektalisierung an den Rotwelsch-Orten bestand darin, dass die Basissprache – in Münster ein westfälisches Niederdeutsch – einen stärkeren Einfluss auf das rotwelsche Sprachgut nahm. Rotwelsche Wörter wurden ‚westfälisch‘ ausgesprochen,[96] und auch in Syntax und Morphologie sind niederdeutsche Interferenzen zu beobachten.[97] Durch die verschiedenen dialektalen Einflüsse sind die Rotwelsch-Dialekte nicht mehr als eine homogene Sprachform zu betrachten. Gemein ist allen Rotwelsch-Dialekten die Ausgangsbasis der Rotwelsch-1-Lexik. Doch auch während der neuen Phase der Dialektalisierung der Rotwelsch-Dialekte finden weitere Entlehnungen aus Spendersprachen statt – die Sprachkontaktsituationen sind je nach Ort sehr unterschiedlich gestaltet (vgl. Efing 2009: 34).

Da in Münster in den Masematte-Vierteln viele jiddisch sprechende Bewohnerinnen und Bewohner ansässig waren, ist mehr als die Hälfte des Masematte-Wortschatzes hebräischen Ursprungs. 28 Prozent des Wortschatzes stammt aus dem Romanes. Kleinere

---

[95] Zu einer ausführlichen Diskussion der Einordnung der Rotwelsch-Dialekte ins Varietätengefüge des Deutschen vgl. Efing (2009: 9–26).

[96] Bspw. wurden entlehnte Lexeme mit einem in der Spendersprache anlautenden /g/ (z. B. jidd. *gallach*) entsprechend des westfälischen Lautsystems mit Spirans im Anlaut realisiert (mas. *challach*) (vgl. Siewert 2003: 361).

[97] In der münsterischen Masematte im westfälischen Sprachgebiet sind bspw. viele Diminutivbildungen mit dem westfälischen Suffix *-ken* belegt, wohingegen im Lützenhardter Jenisch, welches im schwäbischen Sprachgebiet entstand, das *-le*-Suffix für sehr produktive Diminutivbildungen belegt ist (vgl. Efing und Arich-Gerz 2017: 105, Siewert 2003: 363).

Anteile machen Slawismen, Anglizismen, Romanismen und Westfalismen, Entlehnungen aus dem niederdeutschen Dialekt,[98] aus (vgl. Siewert 2003: 381–383). Insgesamt umfasst der Wortschatz der Masematte ca. 2.000 Lexeme (vgl. Siewert 2003: 358). Substantive bilden den Großteil des Lexikons (74 Prozent), gefolgt von Verben (17 Prozent) und Adjektiven (7 Prozent) und einem kleinen Anteil Adverbien (vgl. Strunge und Kassenbrock 1980: 64, Siewert 2003: 358).

Der überschaubare Wortschatz der Masematte beschränkt sich auf bestimmte, für die Sprecher und ihren Alltag relevante Themengebiete. Einer der Hauptverwendungskontexte der Masematte lag im Bereich des Handels. Die Unverständlichkeit für Außenstehende ermöglichte geheime Absprachen und damit Handelsvorteile (vgl. Franke 1993: 6). Märkte und Gaststätten, an denen fahrende Händler verkehrten, waren typische Sprechorte (vgl. Franke 1993: 2). Wörter aus dem Bereich des Handels sind z. B. *verscherbeln* ‘verkaufen’, *reibach* ‘Gewinn’ oder *schock* ‘Markt’ (vgl. Strunge und Kassenbrock 1980: 59).

Ein weiterer bedeutender Verwendungskontext der Masematte war die Kleinkriminalität, deren Entstehung durch die sozioökonomische Situation in den Sprechervierteln bedingt war (vgl. Franke 1993: 2). Hier fungierte die Masematte als Schutz vor der Staatsgewalt, als „Warnung vor den Exekutivorganen“ (Siewert 2003: 393). Geheime Absprachen bei kriminellen Unterfangen waren so möglich – ein Beispielsatz ist hier: „*Sei mucker, die Polente ist bekane* (‚Pass auf, jemand von der Polizei ist anwesend‘)“ (Siewert 2003: 393).

Weitere thematische Bereiche sind menschliche Bedürfnisse (z. B. *achilen* ‘essen’, *schickern* ‘trinken’), Lebensmittel (z. B. *bezinnum* ‘Wurst’, *knierfte* ‘Butterbrot’), der menschliche Körper und seine Funktionen (z. B. *schero* ‘Kopf’, *schmiege* ‘Gesicht’) (vgl. Strunge und Kassenbrock 1980: 50, 57). Bezeichnungen für zwischenmenschliche Beziehungen beschränken sich eher auf den Bereich zwischen Mann und Frau (z. B. *anim* ‘Frau’, *seeger* ‘Mann’) als auf einen familiären Bereich. Begriffe für Verwandtschaftsbeziehungen (Vater, Mutter, Schwester, Bruder etc.) gibt es nicht.[99] Tier- und Berufsbezeichnungen gibt es nur in dem Rahmen, in dem es für die Sprecher relevant gewesen sein kann, z. B. nur Nutz- und Haustiere wie *pore* ‘Kuh’, *matschka* ‘Katze’, *zossen* ‘Pferd’, und eine enge Auswahl von Berufen wie *katzow* ‘Metzger’, *marodepink* ‘Arzt’ (vgl. Strunge und Kassenbrock 1980: 60, Siewert 2003: 197, 234).

Typisch für die Rotwelsch-Dialekte ist auch ein ausgeprägter Tabuwortschatz in den Bereichen Körper und Grundbedürfnisse rund um die Themen Genitalien (*jori* ‘Penis’) und Sexualverkehr (*chaumeln* ‘Geschlechtsverkehr haben’) sowie im Bereich Mensch mit einem umfangreichen Schimpf-Wortschatz (vgl. Siewert 2003: 120).[100]

---

[98] Das Niederdeutsche diente nicht nur als Basissprache, sondern stand auch für die Bildung geheimsprachlichen Wortguts zur Verfügung, wenn bspw. die Bedeutung des westfälischen Wortes verändert wurde, (z. B. wf. *knäbbel* ‘Brotbrocken’, mas. *knäbbel* ‘Bauer’) (vgl. Siewert 2003: 111).

[99] Dies deutet daraufhin, dass die Masematte vor allem eine Sprache der Straße war und im Hause der Familie nicht gebraucht wurde.

[100] Eine Gewährsperson von Siewert fasst das Potenzial der Masematte im Tabubereich wie folgt zusammen: „Sexualität und Saufen, da ist wirklich die deutsche Sprache noch ganz klein, was die Masematte für Sexualität für Begriffe hat, da ist die deutsche Grundsprache so klein gegen.“ (Siewert 2003: 120). Siewert verweist darauf, dass diese Spracheinstellung selten ist, häufiger überwiegt die Scham der Sprecher und der Tabuwortschatz wird ungern angegeben (vgl. Siewert 2003: 120).

2.1.4. Funktion der Primärmasematte

Wie bisher bereits zu erkennen, erfüllte die Masematte verschiedene Funktionen. Als Sondersprache wird sie definiert als „a) (formal) besondere Sprache und b) Sprache der Absonderung“ (Efing 2009: 20). Ohne die funktionale Komponente sind Sondersprachen wie die Rotwelsch-Dialekte nicht beschreibbar.[101] Rotwelsch-Dialekten ist stets eine Funktion der Absonderung und Abschottung der Sprechergruppe inhärent. Die Sprache sorgt dabei sowohl für eine integrative, gruppenstabilisierende Funktion nach innen als auch für eine abschottende, exkludierende Funktion nach außen. Aufgrund der Exklusion der Nicht-Mitglieder der Sprechergruppe werden Rotwelsch-Dialekte auch oft als Geheimsprachen bezeichnet. Der praktische Nutzen der Geheimsprache beim Broterwerb der Masematte-Sprecher – sei es bei Handel oder kleinkriminellen Tätigkeiten – wurde oben gezeigt. Efing weist darauf hin, dass Geheimsprachen neben dem „Ausschluss der nicht Eingeweihten“ vor allem ein „zutiefst soziales Phänomen“ sind: Die „identitätsstiftende Teilhabe an der Sprechergruppe der Geheimsprache“ (Efing 2009: 22) ist häufig sogar relevanter als die Exklusionsfunktion. Neben der „Funktion der Geheimhaltung, Gefahrenabwehr und Täuschung“ sehen auch Strunge und Kassenbrock in der Masematte vor allem eine „geheime Sondersprache, die primär der Signalisierung der Gruppenzugehörigkeit dient“ (Strunge und Kassenbrock 1980: 51).

Die folgende Graphik soll das Kapitel zur Primärmasematte abschließen und zum Kapitel der Sekundärmasematte überleiten (vgl. Abb. 1). Die Graphik fasst noch einmal die Entstehung des Rotwelsch-Dialekts Masematte durch die verschiedenen sprachlichen Einflüsse aus Rotwelsch 1, Ortsdialekt und Spendersprachen zusammen.[102] Außerdem zeigt sie den synchronen Kontakt der verschiedenen Rotwelsch-Dialekte zueinander. Dass die mit dem Zweiten Weltkrieg zum Großteil ausgestorbenen Rotwelsch-Dialekte uns heute dennoch in neuer Form und Funktion begegnen können, zeigt der rechte Teil der Graphik, der im Folgenden expliziert werden soll.

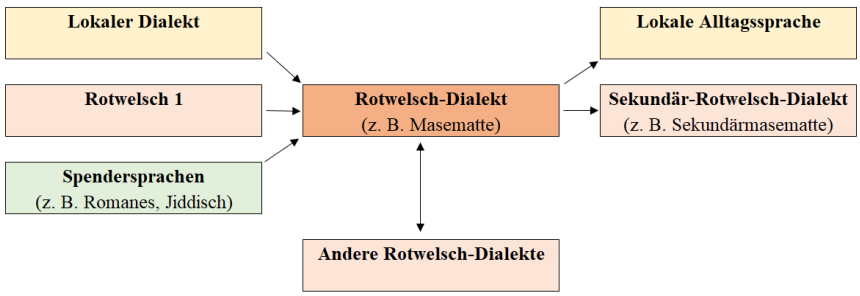

Abbildung 1: Entwicklung der Rotwelsch-Dialekte (in Anlehnung an Efing 2009: 28)[103]

[101] Rein formal könnten Sondersprachen wie die Masematte nicht von Fachsprachen unterschieden werden: In einen alltagssprachlichen Mantel werden einzelne, unverständliche Lexeme integriert. Den völlig verschiedenen Funktionen und Sprecherkreisen kann nur durch eine funktionale Einordnung Rechnung getragen werden (vgl. Efing 2009: 19, 30 f.).

[102] Die Graphik kann auch vereinfachend chronologisch-diachron verstanden werden, wobei aber bspw. auch während Entlehnungen aus Spendersprachen stattfanden, der Rotwelsch-Dialekt schon einen Einfluss auf die lokale Alltagssprache hatte.

[103] Efing benutzt den Begriff „Sekundär-Jenisch“ (Efing 2009: 28). Der Begriff *Jenisch* wird häufig synonym zu Rotwelsch-Dialekt verwendet und ist Bestandteil vieler interner Sprachnamen von Rotwelsch-Dialekten in Süddeutschland (z. B. *Lützenhardter Jenisch*). Mit dem Begriff *Jenisch* wird aber auch die

2.2. Sekundärmasematte (1945–heute)

2.2.1. Entstehung der Sekundärmasematte

Wie in der Abbildung 1 zu erkennen, handelt es sich bei den Rotwelsch-Dialekten wie der Masematte nicht um die letzte mögliche Erscheinungsform des Rotwelschen. Auch nach dem Ende der Primärzeit (bis zum Zweiten Weltkrieg) sind die Rotwelsch-Dialekte in den Rotwelsch-Orten nicht völlig verschwunden. Efing skizziert zwei mögliche Erscheinungsformen, in denen die Rotwelsch-Dialekte danach existieren können: Einerseits in sprachlichen Spuren in der lokalen Alltagssprache und andererseits als Sekundär-Rotwelsch-Dialekt, den er als „eigenständige Varietät mit Kontakt zum Rotwelsch-Dialekt" (Efing 2009: 27) definiert. Die sekundären Erscheinungsformen sind geprägt von einer De- und Refunktionalisierung sowie von einer Ent- und Neukontextualisierung durch „populärkulturelle, sprachspielerisch motivierte und jugendsprachliche Akteure" (Efing und Arich-Gerz 2017: 201). Bezüglich der Masematte in Münster wird von verschiedenen sekundären Erscheinungsformen berichtet, deren Zuordnung zur einen oder anderen Efing'schen sekundären Erscheinungsform diskutiert werden kann. In der Forschungsliteratur wird nicht deutlich, wie zwischen „Spuren" und eigenständiger Sekundärvarietät unterschieden werden kann. Bisher wird jede sekundäre Erscheinungsform der Masematte nach dem Zweiten Weltkrieg vereinfachend als eine Form der Sekundärmasematte bezeichnet.

In Münster beginnt die „Folklorisierung" (Efing 2009: 32) der Masematte bereits in der Mitte des 20. Jahrhunderts. Die wenigen überlebenden Sprecher sind mit einer „Pervertierung" (Siewert 2003: 87) ihrer ehemaligen Geheimsprache konfrontiert: In Karnevalstexten, Zeitungsartikeln oder Theaterstücken wird die Sprachform zum Amüsement und nicht selten zur Schilderung von Unterschichtenmilieus benutzt (vgl. Siewert 2003: 88) – mit einem breiten Publikum als Zielgruppe, völlig losgelöst von der ehemaligen Geheimsprachlichkeit (vgl. Efing 2009: 32). Typisch ist das gehäufte Vorkommen von Masematte-Lexemen in einem Text (vgl. Siewert 2003: 88). Diese sekundäre Form der Schriftmasematte steht in einem diametralen Gegensatz zu ihrer originären Ursprungsform, die ausschließlich in der Mündlichkeit stattfand. Auch in der linguistischen Landschaft eines Ortes kann der Rotwelsch-Dialekt nun in schriftlichen Zeichen wie Diskotheken- oder Geschäftsnamen verzeichnet werden (vgl. Efing und Arich-Gerz 2017: 209; vgl. zur Masematte Kleinhage in diesem Band). So kann ein Rotwelsch-Dialekt „fern der ursprünglichen Verhaftung in der Stigmatisierung und konträr zur Funktion der Geheimsprachlichkeit funktionalisiert [werden] als Teil des Lokalkolorits eines Ortes" (Efing 2009: 32). Diese artifiziell in Texten gebrauchte Schriftmasematte mit einem hohen Anteil an Masematte-Vokabular scheint am ehesten dem zu entsprechen, was Efing als eigenständige Sekundär-Varietät mit Kontakt zum Rotwelsch-Dialekt vorstellt.

Aber auch die zweite Möglichkeit nach Efing der „Spuren in der lokalen, mündlichen Alltagssprache" (vgl. Abb. 1) lassen sich bezüglich der Masematte beobachten. Die

Sprache der Jenischen bezeichnet. Das sind bestimmte Gruppen von Fahrenden, die noch heute nicht-sesshaft sind (vgl. Efing und Arich-Gerz 2017: 75 f.). Aufgrund dieser Ambivalenz wird der von Efing verwendete Begriff „Sekundär-Jenisch" durch *Sekundär-Rotwelsch-Dialekt* ersetzt.

Masematte wird nicht nur von Autorinnen und Autoren und Marketingmitarbeitenden genutzt, sondern auch von Menschen in Münster im natürlichen Gespräch als sprachliche Ressource. Diese sekundäre Erscheinungsform der Masematte im Sprachgebrauch – sei es im mündlichen Medium oder in einem schriftlichen Medium mit mündlicher Modalität (vgl. Koch und Oesterreicher 1985) – ist im Gegensatz zu der Schriftmasematte[104] bisher nicht empirisch untersucht worden. Dennoch bestehen im Forschungsdiskurs eine Reihe von Vermutungen dazu,[105] die im Folgenden vorgestellt werden sollen.[106]

Siewert prägt den Begriff der Sekundärmasematte und definiert diese als „scheinbare Kontinuität der Masematte, die aber in Wirklichkeit nichts mit den typischen, sozialen und funktionalen Verwendungszusammenhängen der originären [Primär-, M. S.] Masematte zu tun hat“ (Siewert 2003: 87). Primär- und Sekundärmasematte scheinen also in einem ambivalenten Verhältnis zwischen Kontinuität und Diskontinuität zu stehen. Auch wenn es Siewerts Datenbasis[107] nicht erlaubt, stellt er Vermutungen über Sprachkompetenzen und Motivation der Sekundärsprecherinnen und -sprecher auf, die dementsprechend auf Introspektion oder persönlichen Beobachtungen beruhen müssen (vgl. Siewert 2003: 87 f.).

Auch Strunge und Kassenbrock halten es für wichtig, ihrer ersten systematischen Erforschung der originären Masematte ein Kapitel „Masematte heute“ (Strunge und Kassenbrock 1980: 53–56) hinzuzufügen. Sie weisen zwar darauf hin, dass eine „detaillierte Bestandsaufnahme des heutigen Verbreitungsgrades der Masematte, [sic!] sowie eine Differenzierung ihrer Sprechergruppen […] hier aus zeitlichen Gründen nicht erfolgen [kann]“ (Strunge und Kassenbrock 1980, 7), stellen aber dennoch anschließend Ausführungen über Sprachgemeinschaft, Sprachkompetenz und Funktion der Sekundärmasematte vor, die dementsprechend ebenfalls auf einer unklaren Datenbasis beruhen. Diese Vermutungen der bisherigen Forschung sollen im Folgenden vorgestellt werden, um sie anschließend in Teilen empirisch zu überprüfen.

---

[104] Siewerts Forschung beruht zwar primär auf den Interviews mit Primärsprechern, doch hat er Belege sekundärer Masematte-Schriftlichkeit (z. B. Zeitungsartikel mit Masematte-Anteil, die nach dem Zweiten Weltkrieg entstanden) mit in sein Korpus zur Anfertigung des Masematte-Wörterbuchs aufgenommen. Belege dieser sekundären Schriftlichkeit sind im Wörterbuch mit dem Hinweis „rezent“ gekennzeichnet (vgl. Siewert 2003: 99, 111 f.).

[105] Alle Untersuchungen zur Masematte erwähnen das sekundäre Vorkommen in der aktuellen Alltagssprache in Münster, doch steht stets die letztmögliche Dokumentation der originären Masematte mit der Befragung der letzten alten Sprecher im Vordergrund. Dennoch bieten sowohl Strunge und Kassenbrock (1980) als auch Siewert (2003) Vermutungen bezüglich der Sekundärmasematte in Münster an.

[106] Ausgespart werden hier der Übersichtlichkeit halber weitere sekundäre Erscheinungsformen der Masematte, deren Einordnung ebenfalls eine Herausforderung darstellt. Ein kurzes Nachleben erfuhr die Masematte in der sogenannten *Speismakeimersprache* auf münsterischen Baustellen in den 1950er Jahren (vgl. Dege 1962) und der Postboten-Masematte im Lager Mecklenbeck, einer Barackensiedlung für *Displaced Persons* nach dem Zweiten Weltkrieg, in der offenbar einige Masematte-Sprecher aufeinandertrafen und mit den Briefträgern des Lagers Masematte sprachen. Diese Sprachnische verschwand allerdings, als das Lager aufgelöst wurde (vgl. Siewert 2003: 87, 90). Außerdem gibt es unbestätigte Berichte, dass heute in den Randgebieten der Stadt Münster abgeschiedene Gruppen weiterhin Masematte benutzen mit ähnlichen Bedingungen wie die Primärsprecher. Ob diese nach dem Zweiten Weltkrieg existierenden Formen der Masematte als Sekundär- oder evtl. sogar als Primärmasematte eingeordnet werden können, muss noch untersucht werden.

[107] Interviews mit den Primärsprechern und Auswertung schriftlicher Sekundärmasematte-Texte wie Zeitungsartikel, s. Fußnote 17.

2.2.2. Sprecherinnen und Sprecher der Sekundärmasematte

Bezüglich des Sprecherkreises wird angenommen, dass sich der Kontinuitätsbruch hier am stärksten zeigt: „Die sogenannten Sekundärsprecher sind ausnahmslos Angehörige anderer sozialer Schichten [als die Primärsprecher, M. S.]“ (Siewert 2003: 87). Auch Strunge und Kassenbrock nehmen an, dass diese aus unterschiedlichen Schichten und unterschiedlichen Alters sind und nicht mehr in den ehemaligen Masematte-Vierteln, sondern über die ganze Stadt verstreut leben (vgl. Strunge und Kassenbrock 1980: 53).

Im Gegensatz zur Primärmasematte sind bezüglich der Sekundärmasematte ebenfalls schreibende Personen festzustellen. Aus der Primärzeit ist kein einziges Schriftstück überliefert (s. o.). Die Sekundärmasematte-Schreibenden sind einerseits Schriftstellerinnen und Schriftsteller[108] oder Marketing-Mitarbeitende, die sich der existierenden Wörterlisten und Lexika bedienen, um Masematte-Lexeme in ihre Texte zu integrieren. Diese Texte der Schriftmasematte weisen eine hohe Konzentration an Masematte-Lexemen auf und sind daher am ehesten einer tatsächlichen Sekundärvarietät zuzuordnen. Dem gegenüber stehen mündliche oder schriftliche Alltagskonversationen, in denen vereinzelt sondersprachliche Lexeme als Masematte-„Spuren“ (vgl. Abb. 1) auftauchen. Letzteres steht im Fokus dieses Beitrags.

2.2.3. Form der Sekundärmasematte

Interessant wäre es zu wissen, woher die Angaben der Masematte-Forschenden über das genutzte Lexikon der Sekundärsprecherinnen und -sprecher stammen: Einige würden über ein „beschränktes Set von Masemattewörtern“, andere „über einen aktiven oder passiven Wortschatz von annähernd 200 Wörtern [verfügen]“ (Strunge und Kassenbrock 1980: 53). Nach Siewert ist die mündliche Sekundärmasematte gekennzeichnet durch „in die münstersche Umgangssprache eingewanderte[…] Lexeme […] (zum Beispiel *leeze*, *ische*, *jovel*)“ sowie „erstarrte[…] Sätze[…] (*Was schmust der osnik, kower*)[109] und affirmative[…] Einwortsätze[…] (*Jovel! Hamel! Ömmes!*)“ (Siewert 2003: 87 f.).[110]

Es wird vermutet, dass generell ein reduziertes Lexikon der Primärmasematte genutzt wird und keine neuen Entlehnungen aus Spendersprachen stattfinden, da die sprachliche Kontaktsituation der Entstehungszeit nicht mehr gegeben ist (vgl. Siewert 2003: 89). Charakteristisch sind laut Siewert vor allem Neologismen aus Primärmasematte und hochdeutschem Wortgut zur Bezeichnung von Entitäten, die zur Zeit der Primärmasematte noch nicht existierten oder für die Lebenswelt der Sprecher nicht von Bedeutung waren, also einen gewissen Anachronismus zeigen, z. B. *fitnesskabache* ‘Fitnessstudio’, *wuddibeis* ‘Parkhaus’, *tackoachilekabache* ‘Schnellimbissbude’, *glitzerkaftan* ‘Gala-Anzug’ oder *sommerfiozerjenikenferien* ‘Semesterferien’ (vgl. Siewert 2003: 89, 112, 166, 359).

---

[108] Z. B. Marion Lohoff-Börger (u. a. „Hans hat Massel“, Lohoff-Börger 2021) oder Wolfgang Schemann (u. a. „Faust, Rumpelstilzchen und andere Seegers“, Schemann 2018).

[109] ‘Wie spät ist es?’

[110] Siewerts Ausführungen entsprechen am ehesten der ersten Efing’schen Möglichkeit der sekundären Erscheinungsformen von Rotwelsch-Dialekten, die Efing „Spuren in der lokalen Alltagssprache“ nennt (vgl. Abb. 1). Bei den Vermutungen von Strunge und Kassenbrock wird nicht ganz deutlich, ob dies eventuell auch einer eigenständigen Sekundär-Varietät entsprechen könnte, da sie von einem umfangreicheren Wortschatz berichten.

Die Neologismen bestehen entweder aus Kompositionen mit Primärmasematte-Lexemen (z. B. *firchenbeis* ‘Hotel’ von *firchen* ‘schlafen’ und *beis* ‘Haus’) oder aus Hochdeutsch-Masematte-gemischten Komposita (z. B. *aschenanimchen* ‘Aschenputtel’) (vgl. Siewert 2003: 111).

Erwartet wird außerdem, dass die Sachbereiche des Sekundärmasematte-Lexikons nicht mehr mit besonderen außersprachlichen Lebenswirklichkeiten der Sprachgemeinschaft im Zusammenhang stehen, oder zumindest nicht mehr die Lebenswirklichkeit der alten Masematte-Zeit widerspiegeln (vgl. Siewert 2003: 359).

Ein struktureller Unterschied besteht außerdem in der Basissprache, in die das Masematte-Wortgut integriert wird. Diese entwickelt sich von dialektaler zu hochdeutsch geprägter Alltagssprache (vgl. Siewert 2003: 401 f.).

2.2.4. Funktion der Sekundärmasematte

Die Motivation der Sekundärsprecherinnen und -sprecher, die einstmalige Geheimsprache in ihren Sprachgebrauch zu implementieren, sehen Strunge und Kassenbrock (1980: 54 f.) u. a. in den Funktionen „Spaß und Prestige“ und „Lokalpatriotismus“. Der Gebrauch einzelner Masematte-Lexeme „im Freundeskreis oder an der Theke“ soll durch den „fremden Klang und die Normabweichung“ (Strunge und Kassenbrock 1980: 54) zur Herstellung von Humor und damit zur Erhöhung des Prestiges der Sprecherin oder des Sprechers dienen. Die Masematte-Lexeme haben dabei „Signalcharakter“ (Strunge und Kassenbrock 1980: 54), der es erlaubt, die Sprecherin oder den Sprecher als ‚echte Münsteranerin‘ oder ‚echten Münsteraner‘ zu erkennen zu geben und damit ihr bzw. sein soziales Ansehen zu steigern – was mit den „lokalpatriotischen Gefühlen vieler Münsteraner“ einhergehe, die die Masematte als „typisch Münsterisch“ (Strunge und Kassenbrock 1980: 55) kennen und schätzen. Siewert (2003: 87) sieht hierin eine „Pervertierung ursprünglicher Verwendungszusammenhänge“ und vermutet folgende Spracheinstellungen und -wissensbestände bei den Sekundärsprecherinnen und -sprechern:

> Nach ihrem Selbstverständnis halten sie sich für kompetente Sprecher der Masematte, der tatsächliche Kontinuitätsbruch wird nicht gesehen, die im Vergleich mit der alten Masematte völlig anderen sozialhistorischen und funktionalen Bezüge der Sekundärmasematte und ihrer Vertreter wird von ihnen nicht erkannt. (Siewert 2003: 104)

Wie bereits erwähnt, beruhen diese Erkenntnisse zur Sekundärmasematte auf Vermutungen von Forscherinnen und Forschern, die die Dokumentation der Primärmasematte zum Ziel und Interviews mit den Primärsprechern als Datenbasis hatten. Für die Sondersprachenforscherinnen und -forscher sind die sekundären Erscheinungsformen als „moderne Form der Identitätsstiftung“ und „Revitalisierung“ (Siewert 2003: 419) nicht relevant oder interessant im Sinne der Disziplin, da die Sondersprachenforschung die primären Rotwelsch-Dialekte dokumentieren möchte. Alle Ausführungen zu Sprecherkreis, Sprachkompetenz und Funktion der Sekundärmasematte beruhen nicht auf empirischen Erkenntnissen. Sowohl objektive Daten, um gesicherte Aussagen über Kompetenz und kommunikative Funktion machen zu können, als auch subjektive Daten, um bspw. die Vermutungen zu Spracheinstellungen und -wissen der Sekundärsprecherinnen und -sprecher

zu spezifizieren, stehen aus. In diesem Desiderat ist der vorliegende Beitrag zu verorten, auch wenn freilich nicht alle offenen Fragen beantwortet werden können. Ziel ist es zunächst nur, den Gebrauch der Sekundärmasematte im Alltagsgespräch erstmalig empirisch nachzuweisen und die genutzten Masematte-Lexeme im Vergleich zum Primärmasematte-Lexikon zu analysieren. Die dafür genutzten Daten werden im Folgenden vorgestellt.

3. Datengrundlage und Untersuchungskorpus

Zunächst sollen internetlinguistische Überlegungen zur Datengewinnung in sozialen Netzwerken verdeutlichen, um welchen Typ von Daten es sich im hier vorliegenden Korpus handelt. Die Ausführungen haben vor allem den Zweck zu zeigen, dass die zwar medial schriftlichen Daten dennoch Aussagen über einen natürlichen Sprachgebrauch machen können. Die einfache Zugänglichkeit schriftlicher Daten im Internet soll im Folgenden mit internetlinguistischen Überlegungen zur Legitimation der Nutzung dieser unterfüttert werden. Anschließend wird erklärt, welche Online-Daten für das vorliegende Sekundärmasematte-Korpus herangezogen und wie diese aufbereitet wurden. Dies beinhaltet Informationen zur Korpusgenerierung und zu den Gewährspersonen.

3.1. Zur Datenquelle Facebook-Pinnwand

Bei den Daten handelt es sich um Online-Daten, die im sozialen Netzwerk Facebook erhoben wurden. Bei den sozialen Medien ist der Vernetzungsgedanke elementar: Das Ziel ist es, mit anderen in Kontakt zu treten (vgl. Marx und Weidacher 2020: 237). Hier im Fokus stehen keine öffentlichen Facebook-Seiten, wie es sie auch von Personen des öffentlichen Lebens gibt, sondern private Facebook-Profile, auf denen sich Privatpersonen „präsentieren und dort mit anderen über Statusmeldungen, das Posten von Bildern, das Teilen und Kommentieren der Facebook-Einträge von anderen oder mittels des Facebook Messengers kommunizieren wollen“ (Marx und Weidacher 2020: 237). Wie bereits anklingt, gibt es in einem sozialen Netzwerk verschiedene Textsorten und Kommunikationsformen (vgl. Marx und Weidacher 2020: 228–232). Für das Korpus wurden ausschließlich Inhalte der Textform ‚Pinnwand-Kommunikation‘ herangezogen. Auf der Pinnwand (oder Timeline) wird chronologisch das aufgeführt, „was eine Person auf Facebook veröffentlicht hat bzw. was ihre Facebook-Freunde auf deren Facebook-Wall veröffentlicht haben“ (Vasiljevič 2018: 919). Auf der Facebook-Pinnwand können zweierlei Kommunikationsformen stattfinden (vgl. Glaznieks und Frey 2018: 864 f.): Statusmeldungen stellen den initiativen Beitrag dar und laden üblicherweise zur Interaktion ein. Schon im Eingabefeld für den Status platziert Facebook Fragen wie „Was machst du gerade, [Name des Users/der Userin]?“, sodass die Funktion der Textsorte Statusmeldung allen Facebook-Nutzerinnen und -Nutzern bewusst ist: „[…] die Person, die eine Statusmeldung veröffentlicht, [macht] eine Aussage über sich selbst“ (Marx und Weidacher 2020: 201). Sie dient dazu, den Kontakt zu Freundinnen und Freunden aufrecht zu erhalten und sie am alltäglichen Leben teilhaben zu lassen und Nähe auch abseits von Begegnungen im Offline-Leben zu ermöglichen (vgl. Marx und Weidacher 2020: 190). Kommentare zu den Statusmeldungen sind dabei die responsiven Beiträge von Facebook-Freundinnen und -Freunden, die der impliziten oder expliziten Einladung zur Interaktion

gefolgt sind. Sie können sich auf eigene oder fremde Statusmeldungen oder auf andere Kommentare beziehen (vgl. Glaznieks und Frey 2018: 865). Aufgrund der internen Dialogizität kann die Gesamtheit der Statusmeldungen und Kommentare als Gespräch betrachtet werden (vgl. Marx und Weidacher 2020: 224–226).

Bei den vorliegenden Daten handelt es sich dabei ausschließlich um Pinnwand-Kommunikationen, bei denen Produzentin/Produzent und Rezipientinnen/Rezipienten persönlich bekannt und miteinander befreundet sind. Die Online-Kommunikation kann dabei als „Erweiterung ihres gemeinsamen sozialen Raumes" (Marx und Weidacher 2020: 199) und als „Auskopplung von Face-to-Face-geführten Gesprächen" (Marx und Weidacher 2020: 119) gesehen werden. Die Interaktion auf Facebook ist „kein exklusiver Weg des Informationsaustausches" (Marx und Weidacher 2020: 199), sondern koexistiert neben Face-to-Face-Gesprächen im Offline-Leben.

Bei den Daten der Facebook-Pinnwand-Kommunikationen handelt es sich also um konzeptionell mündliche Spontansprache im schriftlichen Medium (vgl. Koch und Oesterreicher 1985), um „discourse patterns of non-public everyday language use" (Frey et al. 2016: 158). Auf keinen Fall soll hier digitale, geschriebene Sprache gleichgesetzt werden mit oralen Alltagshandlungen, da diese sehr unterschiedlichen Voraussetzungen unterliegen (vgl. Glaznieks und Frey 2018, Androutsopoulos et al. 2013). Es kann allerdings davon ausgegangen werden, dass das lexikalische Sprachwissen den Sprecherinnen und Sprechern inhärent ist und vermutlich ähnlich auch in medial mündlichen Alltagsgesprächen zu beobachten sein könnte. Diese Frage vermag das hier genutzte Datenkorpus allerdings nicht zu beantworten, sondern lediglich den ersten empirischen Nachweis der Masematte im natürlichen (medial schriftlichen) Gespräch zu liefern.

3.2. Zum Datenschutz

Die Daten der Facebook-Pinnwand-Kommunikationen werden aufgrund ihrer einfachen Zugänglichkeit sowie der Authentizität, Unveränderlichkeit und Vorstrukturierung (vgl. Frey et al. 2014) häufig als Quelle für verschiedene variationslinguistische Fragestellungen im Kontext der Jugendsprachforschung (vgl. Vasiljevič 2018, Rotne 2018) oder der Dialektologie (vgl. Glaznieks und Frey 2018 zum DiDi-Korpus, entstanden im Projekt *Digital Natives – Digital Immigrants*) genutzt. Die Frage des Datenschutzes wird dabei unterschiedlich gelöst.[111] Hier wird der von Gatto (2014) vorgeschlagene „praktische Weg" verfolgt: Die Daten werden gesammelt, aber nicht verbreitet. Auch wenn die Facebook-Richtlinien eine Nutzung jeglicher IP-Inhalte (*Intellectual Property*) der Userinnen und User freigeben, sollte dieses Vorgehen „auch aus wissenschaftsethischen Gründen nicht unterstützt und schon gar nicht kopiert werden" (Marx und Weidacher 2020: 26). Das erstellte Korpus wird also nicht veröffentlicht und wenn einzelne Zitate erwähnt

[111] Als vorbildlich ist der Weg des DiDi-Korpus hervorzuheben: Durch eine eigens programmierte App werden gleichzeitig die Einverständniserklärungen der Datenspenderinnen und -spender eingeholt sowie automatisch alle freigegebenen Daten (Statusmeldungen, Kommentare, Messenger-Nachrichten) extrahiert (vgl. Glück und Glaznieks 2019). Bei kleineren qualitativen Studien werden alle den Autorinnen und Autoren bekannten Facebook-Userinnen und -User kontaktiert und Einverständniserklärungen eingeholt (vgl. Vasiljevič 2018).

werden, wird weder Nutzername noch URL angegeben, um keine Rückschlüsse auf die Privatperson ziehen zu können. Alle personenbezogenen Daten werden anonymisiert.

3.3. Das Sekundärmasematte-Korpus

Das Korpus besteht aus der vorgestellten Textsorte der Statusmeldungen und Kommentare auf Facebook-Pinnwänden von Privatpersonen. Die Personen wurden dabei danach ausgewählt, dass sie der Autorin bekannt sind und sich auch durch den Gebrauch von Masematte-Lexemen im mündlichen Sprachgebrauch auszeichnen. Insgesamt wurden die Pinnwände von vier Privatpersonen analysiert. Dennoch muss hier dem von Gatto (2014) vorgeschlagenen „praktischen Weg" gefolgt werden, da in den ausgewählten Statusmeldungen und Kommentaren auf den Pinnwänden insgesamt 43 verschiedene Personen zu Wort kommen. Es war nicht möglich, von allen Personen eine Einverständniserklärung einzuholen. Es wurden in das Korpus ausschließlich Statusmeldungen und Kommentare aufgenommen, wenn die Facebook-Privatsphäre-Einstellungen der Privatpersonen die Sichtbarkeit ihrer Beiträge für „alle" und nicht nur für eigene Facebook-Freundinnen und -Freunde erlaubt haben.

Soweit dies nachzuvollziehen ist, kommen alle 43 Personen aus Münster oder nächster Umgebung, da sie auf regelmäßige gemeinsame Offline-Erlebnisse in der Stadt Bezug nehmen. Bei den Daten handelt es sich also um Freundesgespräche innerhalb der „micro group" (Rotne 2018), die Online-Gesprächsdaten können als „in-group language" (Siebenhaar 2006: 486) bezeichnet werden. Trotz der „Semi-Öffentlichkeit" (Marx und Weidacher 2020: 195) kommen keine der Gruppe fremden Personen zu Wort.

Die Daten stammen aus den Jahren 2011 bis 2015, als Facebook noch das meistgenutzte Netzwerk war (vgl. JIM-Studie 2011, *Jugend, Information, (Multi-) Media*). Personen allen Geschlechts kommen in den Gesprächen zu Wort und wurden in das Korpus aufgenommen. Die Personen sind zwischen 18 und 35 Jahre alt, soweit dies ermittelt werden kann.

Für das Korpus ausgewählt wurden Beiträge der Gespräche, wenn diese mindestens ein Masematte-Lexem aufwiesen. In diesem Fall wurde der gesamte Beitrag (Statusmeldung oder Kommentar) in das Korpus aufgenommen. Die Identifikation wurde dabei auf Wortebene vollzogen. Bei jedem einzelnen Lexem wurde überprüft, ob es als Masematte eingeordnet werden kann. Das ist dann der Fall, wenn es im Primärmasematte-Wörterbuch bei Siewert (2003) aufgeführt ist. Diese Identifikation ist sehr zeitaufwändig, was für diese explorative Studie mit relativ kleinem Korpus realisierbar ist.[112] Für weitere Untersuchungen muss eine automatisierte Methode gefunden werden, ähnlich wie bspw. bei Siebenhaar (2006).

[112] Problematisch ist bei diesem Ansatz die Exklusivität von Varietäten, die suggeriert wird. Es kann nicht bei jedem Wort eine eindeutige Zuordnung getroffen werden (vgl. *pennen* oder *malochen*, hier wäre auch eine Zuordnung zur Standardsprache möglich und damit eine Nicht-Einordnung als Masematte). Bis hierhin muss angenommen werden, dass ein Lexem als Masematte zu klassifizieren ist, wenn es im Wörterbuch bei Siewert (2003) als Masematte aufgeführt wird (was für die Lemmata *pennen* und *malochen* der Fall ist) (vgl. dazu auch Siewert 2003: 24). Zukünftig werden perzeptionslinguistische Ansätze nötig sein, um die Wahrnehmung der Sprecherinnen und Sprecher relevant zu setzen und herauszufinden, was aus ihrer Sicht als Masematte eingeordnet wird.

Das Korpus besteht insgesamt aus 1.087 Tokens, wovon 116 Tokens als Masematte klassifiziert werden können. Die Lemmatisierung hat 34 verschiedene Types von Masematte-Lemmata ergeben.[113]

Im Folgenden sollen die Masematte-Lexeme betrachtet werden, welche in Tabelle 1 als ‚Mini-Lexikon' der hier genutzten Sekundärmasematte in ihrer Gesamtheit aufgelistet werden. Es wird eine konsequente Minuskelschreibung verfolgt, wie es auch Siewert im Primärlexikon handhabt (vgl. Siewert 2003: 123). Die Sortierung in verschiedene Frequenzklassen soll einen groben Überblick über die differierenden Frequenzen der Lexeme geben. Die Bedeutungen wurden dem Verwendungskontext entsprechend ergänzt. Eine vergleichende Analyse mit dem Primärlexikon, wie es bei Siewert (2003) dargestellt ist, soll anschließend unter den Gesichtspunkten der verschiedenen Möglichkeiten der lexikalischen Veränderung erfolgen (Veränderungen am sprachlichen Material (4.1), Komposition (4.2), Derivation (4.3), Konversion (4.4), Semantischer Wandel (4.5) und Neuentlehnungen (4.6)).

Tabelle 1: Sekundärmasematte-Lexeme im Facebook-Korpus

Sehr frequente Lexeme (17 bis 32 Belege)
*flemmen (‘Fußball spielen’), *pienen (‘trinken’)
Mittelfrequente Lexeme (3 bis 7 Belege)
*hegel (‘Mann’), jovel (‘gut’), *joveln (‘feiern’), kaline (‘Frau’), *leuern (‘schauen’), lenz (‘Spaß’), malochen (‘arbeiten’), *matto (‘betrunken’), pennen (‘schlafen’), schofel (‘schlecht’)
Wenig frequente Lexeme (1 bis 2 Belege)
*auspienen (‘austrinken’), firchen (‘schlafen’), *jovelieren (‘feiern’), *kalinenfrei (‘ohne Frauen’), kneistern (‘schauen’), koten (‘Kind’), *lederplinte (‘Lederhose’), *leerpienen (‘austrinken’), lowine (‘Bier’), *mittagsachile (‘Mittagessen’), picheln (‘trinken’), *pienerei (‘Trinkerei’), *piensport (‘Trinkerei’), *pinte (‘Kneipe’), plinte (‘Hose’), roof (‘Hunger’), schicker (‘betrunken’), schickermann (‘Trinker’), schickern (‘trinken’), schock (‘Send/Jahrmarkt’), seeger (‘Mann’), *vorpienen (‘vortrinken’), *weltklasseflemmer (‘Weltklassefußballer’)

4. Lexikalische Vergleichsanalyse

Bei einem Teil der Lemmata (18 von 35) handelt es sich um direkte Übernahmen aus dem Primärmasematte-Lexikon. Sowohl die Form als auch die semantische Funktion sind im vorliegenden Korpus identisch. Dies sind einerseits die Lexeme, die Siewert im Sekundärlexikon erwartet, wie *jovel* (‘gut’), *kaline* (‘Frau’) oder *lowine* (‘Bier’) (s. o.), aber andererseits auch speziellere Begriffe wie *schock* (im Korpus ganz konkret für den münsterischen Jahrmarkt *Send*) oder *roof* (‘Hunger’). Auch frequente Verben mit geringem „Signalcharakter“ (s. o.) werden auf Masematte gebraucht wie *kneistern* (‘schauen’) oder *firchen* (‘schlafen’).

Bei einem anderen Teil der Lemmata (17 von 35) finden Veränderungen des sprachlichen Materials statt, entweder an der sprachlichen Form oder in der Bedeutung. Sie sind mit einem Asterisk in der Tabelle 1 gekennzeichnet. Die veränderten Lemmata sollen im

[113] Auch wenn dies nahezuliegen scheint, kann daraus keine statistische Verteilung geschlussfolgert werden, i. S. v. ‚jedes zehnte Wort ist Masematte'. Für die Untersuchung wurden nur die Äußerungen mit mindestens einem Masematte-Lexem ins Korpus aufgenommen. Würde man die Gesamtheit der Facebook-Daten in ein Korpus aufnehmen, könnten solche statistischen Aussagen getroffen werden. Auch so wird aber deutlich, dass es sich um vereinzelte Masematte-Lexeme handelt, die von den Sprechenden in ihre Äußerungen integriert werden. Das Gros des Textes macht eine hochdeutsche Alltagssprache aus.

Folgenden expliziert und die Unterschiede zum Primärmasematte-Lexikon beleuchtet werden. Wenn es für das Verständnis des Lemmas notwendig ist, werden Verwendungsbeispiele aus dem Korpus zitiert.

4.1. Veränderungen am sprachlichen Material

Mit Abstand am häufigsten kommen die Verben *flemmen* und *pienen* vor. Das Verb *flemmen* erfährt eine semantische Erweiterung, was unter anderem für die hohe Frequenz verantwortlich zeichnet (s. u.). Das Verb *pienen* ist im Masematte-Lexikon bei Siewert (2003) als *pieren* belegt, doch deutet bereits die dort angegebene Lautschrift [pi:ən] darauf hin, dass das <r> getilgt wird. Konjugationsformen aus dem Korpus wie *piene* (1. P. Sg. Präs.), *gepient* (Part. Perf.) oder *pien* (Imp. Sg.) weisen darauf hin, dass das frequente Verb bei den Sekundärmasematte-Sprecherinnen und -Sprechern sich zu *pienen* [pi:nən], (häufig assimiliert zu [pi:n]) gewandelt hat, das getilgte <r> durch ein <n> substituiert wurde.

Das frequent gebrauchte Adjektiv *matto* (‘betrunken’) ist so im Primärmasematte-Lexikon nicht verzeichnet, hier ist die Form *mattoballo* für die gleiche Bedeutung angegeben. Diese primäre Form ist im Sekundärkorpus nicht mehr zu beobachten, es findet eine Kürzung zu *matto* statt. Die Entlehnung fand aus dem Romanes statt, die ursprüngliche Form ist rom. *mato*. Es ist sowohl möglich, dass das ursprüngliche Lexem aus dem Romanes durch Umwege über andere Entlehnungen in Umgangssprachen in die Sekundärmasematte gekommen ist, als auch, dass die kurze Form bereits in der Primärmasematte üblich war. Die Form *mattoballo* ist bei Siewert durch nur einen Sprecher belegt (vgl. Siewert 2003: 240). Eventuell handelte es sich dabei um eine individuelle Form des Primärsprechers.

Das mittelfrequente Verb *leuern* (‘schauen’), welches ausschließlich mit den Kollokationen ‚Fußball‘ *leuern* oder ‚einen anderen Sport‘ *leuern* vorkommt (live im Stadion oder im Fernsehen), ist so im Primärlexikon nicht verzeichnet. Aus einem einzigen Glossar wird ein Beleg von *leuern* dem Wortartikel *luren* (‘schauen’) zugeordnet, aber auch als möglicher Verschreiber von *lauern* diskutiert (vgl. Siewert 2003: 225). Das als Westfalismus geltende Lexem *luren* wird von den Sekundärsprecherinnern und -sprechern nicht mehr benutzt, sondern nun die neue, nur unsicher bereits im Primärlexikon belegte Form *leuern*.

4.2. Komposition

Als charakteristisch für die Sekundärmasematte bezeichnet Siewert die „zahlreichen rezenten Neubildungen, wie zum Beispiel […] *wuddibeis* ‚Parkhaus‘“ (Siewert 2003: 89). Nach dem Muster der Komposition aus einem Masematte- und einem hochdeutschen Lexem sind im vorliegenden Korpus Neubildungen zu finden: *lederplinte* (‘Lederhose’), *mittagsachile* (‘Mittagessen’), *piensport* (‘Saufsport/Trinkerei’) und *weltklasseflemmer* (‘Weltklassefußballer’). Als Vorlage dient ein im Standarddeutschen existierendes Kompositum, von dem ein Bestandteil mit einem in der Masematte bekannten Lexem substituiert wird. Semantisch bezeichnet Siewert diese „rezente[n] Bildungen“ (Siewert 2003: 111) als „Anachronismus“ (Siewert 2003: 112), da sie auf Objekte referenzieren, die in

der Lebenswirklichkeit der Primärsprecher nicht vorhanden oder irrelevant waren. Abgesehen von der *lederplinte*, die sich durch ein in Münster seit 2007 etabliertes Oktoberfest erklärt, trifft die Anachronie auf die hier verzeichneten Komposita nicht zwingend zu. Jedes Kompositum kommt im Korpus nur einmal vor; es könnte sich dabei um individuelle Spontanbildungen der Sprechenden handeln.

4.3. Derivation

Der produktive Umgang mit dem Masematte-Wortschatz zeigt sich auch in einigen Derivationen. Das sehr frequente Verb *pienen* ist in der Bedeutung von ‘vortrinken’ parallel mit dem Präfix {vor-} als *vorpienen* belegt. Weitere Derivationen mit der Bedeutung ‘austrinken’ liegen mit *auspienen* und *leerpienen* vor. Bei Letzteren scheint es sich um Spontanbildungen zu handeln, da sie jeweils nur einmal belegt sind.

Im semantischen Feld des Trinkens steht ebenfalls die durch Derivation entstandene Neubildung *pienerei*, die parallel zum Kompositum *piensport* für das (Alkohol-)Trinken steht, oder konkreter für ein gemeinsames Event des (Alkohol-)Trinkens im Abendbereich. Auch hier ist ein Sprechereffekt nicht auszuschließen, da die Lexeme nur einmalig vorkommen.

Bei der Derivation *kalinenfrei* handelt es sich vermutlich um eine Spontanbildung, die aufgrund der parallelen Form zu vielen ähnlich gebildeten Adjektiven (*bleifrei*, *fehlerfrei*, *stressfrei*) keine Verständnisprobleme bereitet. Das Adjektivierungssuffix {-frei} als Letztglied „drückt in Bildungen mit Substantiven aus, dass etw. nicht vorhanden ist“ (*Digitales Wörterbuch der deutschen Sprache*, DWDS „-frei“). Im Korpus der Facebook-Daten bezieht sich die Neubildung *kalinenfrei* auf eine – öffentlich auf Facebook geplante – Verabredung. Als sich eine weibliche Person in die Diskussion einmischt, verweist der Autor des Posts („nee morgen ist kalinenfrei!!!“) darauf, dass die Anwesenheit der Freundin nicht erwünscht ist. Dass diese sowohl seine Äußerung als auch das genutzte Wortbildungsmuster verstanden hat, zeigt ihre ironische Antwort „wohl eher [ihr Nachname]-frei“.

Mit dem Verbalsuffix {-ieren} wird aus dem frequenten Adjektiv *jovel* ein Verb gebildet. Das Suffix {-ieren} als Letztglied „drückt in Bildungen mit Adjektiven […] aus, dass eine Person oder Sache in einen bestimmten Zustand gebracht, zu etw. gemacht wird“ (DWDS „-ieren“). Personen, die *jovelieren*, werden dementsprechend in einen *jovlen*, also guten oder schönen Zustand versetzt. Konkret bedeutet das Verb vermutlich etwas Ähnliches wie das verwandte Verb *joveln* ‘feiern gehen’. Wie auch beim Verb *joveln* (s. u.) stellt sich die Frage, ob allgemeines Feierngehen gemeint ist oder der konkrete Besuch des münsterischen Clubs, der *Jovel* heißt. Aus den Gesprächsdaten kann dies nicht einwandfrei abgelesen werden: Sprecher A schlägt Sprecher B, der eine Statusmeldung über eine anstehende berufliche Weihnachtsfeier veröffentlicht, vor, „anschließend jovelieren“ zu gehen. Vermutlich ist der Zweck der Aufforderung ein persönliches Aufeinandertreffen im Club *Jovel*. Dies spricht für die konkretere Bedeutung (‘feiern gehen im Club *Jovel*’), die sich von der ursprünglichen Funktion des Suffixes {-ieren} entfernt.

4.4. Konversion

Das Verb *joveln* stellt einen Zweifelsfall dar: Im Primärlexikon ist es mit der Bedeutung ‘feiern’ zwar enthalten, allerdings auf dünner Quellenlage: Es ist nur einem schriftlichen Glossar entnommen (vgl. Siewert 2003: 187). Im Sekundärkorpus kommt das Verb *joveln* zwar in ähnlicher Bedeutung vor, ist aber, soweit es anhand der kurzen Facebook-Gespräche nachvollzogen werden kann, in den meisten Fällen auf den konkreten Besuch des münsterischen Clubs, der *Jovel* heißt, bezogen. Daher kann nicht klar entschieden werden, ob es sich um eine direkte Übernahme aus dem Primärlexikon mit allgemeiner Bedeutung ‘feiern’ handelt, oder um eine verbale Konversion des Masematte-Adjektivs *jovel* (‘gut’) (hier als Eigenname eines Clubs). Gleiches gilt für das oben erwähnte Verb *jovelieren*.

4.5. Semantischer Wandel

In der gleichen sprachlichen Form wie im Primärlexikon, aber mit einer erweiterten semantischen Funktion wird das Verb *flemmen* gebraucht. Das Verb ist von vielen Primärsprechern belegt, scheint also auch schon in der Primärzeit frequent gewesen zu sein. Die angegebene Übersetzung lautet ‘Fußball spielen’ (vgl. Siewert 2003: 167). Auch die aufgeführten Verwendungsbeispiele verweisen ausschließlich auf den Sport des Fußballs: *nen jovlen stiefel flemmen* (‘einen schönen Ball spielen’), *einen in die eigene Kiste flemmen* (‘ein Eigentor schießen’) (vgl. Siewert 2003: 167). Das Kompositum *fußballflemmen* wird im Primärlexikon als ‚rezent‘ gekennzeichnet. Das Verb *flemmen* stand also ursprünglich auch ohne Zusatz für ‘Fußball spielen’. In den vorliegenden Daten wird die Semantik des Verbs *flemmen* von ‘Fußball spielen’ auf ‘eine Sportart spielen’ erweitert. Häufiger als mit der Bedeutung ‘Fußball spielen’ kommt das Verb *flemmen* im Korpus mit der Bedeutung ‘Tennis spielen’ vor. Die konkrete Bedeutung wird entweder durch die Erwähnung der Sportart („irgendwer bock auf tennis flemmen?“) oder durch den Kontext deutlich („Spanien flemmt Champions league“).

Beim Lemma *hegel* hat hingegen eine Bedeutungsverschiebung stattgefunden. Im Primärlexikon wird das hier hochfrequente und von vielen Sprechern belegte Lexem neutral als ‘Mann’ oder ‘Kerl’ übersetzt. Auch das Verwendungsbeispiel lässt keine andere semantische Funktion erkennen: *der hegel ist zu kochum, der muckert sofort, wenn der zossen verchibbra geht* (‘der Kerl ist zu schlau, der bemerkt sofort, wenn das Pferd verschwunden ist’) (vgl. Siewert 2003: 179). In den vorliegenden Sekundärmasematte-Daten ist das Lexem *hegel* hingegen ausschließlich mit leicht pejorativer Konnotation verbunden, synonym zu standarddeutsch *Depp* oder *Trottel*, ohne als richtiges Schimpfwort zu fungieren. Unter einer Statusmeldung, die von einer gemeinsamen Unternehmung mehrerer Freunde berichtet, beschwert sich eine anscheinend auch befreundete Sprecherin: „ihr hegels warum habt ihr nicht bescheid gesagt“. An einer anderen Stelle bezeichnet Sprecher A Sprecher B in scherzhafter Modalität als „hegel hoch 8“. Damit sind die Sekundärsprecherinnen und -sprecher näher am rotwelschen Ursprungslexem: Das Lexem *heckel*, welches bereits im Rotwelsch 1 belegt ist, wird mit der Bedeutung ‘Narr, Dummkopf’ angegeben (vgl. Siewert 2003: 179).

4.6. Neuentlehnungen

Das vorliegende Korpus und das vorgestellte Prinzip der Masematte-Identifikation anhand des Primärmasematte-Wörterbuchs von Siewert (2003) lässt an sich keine Definition von Neuentlehnungen zu. Erwähnt werden soll dennoch, dass der Gebrauch des Lexems *pinte* (‘Kneipe’) in den Facebook-Gesprächen auffällig ist, welches von Siewert (2003) nicht als Masemattewort aufgelistet wird. Ursprünglich ein Dialektwort aus dem westfälischen Niederdeutschen (vgl. *Westfälisches Wörterbuch*, WWb Bd. 4 2018 „Pinte“), fällt es im Korpus ähnlich wie die Masematte-Lexeme als standarddivergent auf, da die Sprecherinnen und Sprecher davon abgesehen kaum niederdeutsches Substrat in ihrer Alltagssprache zeigen. Es stellt sich die Frage, ob das Lexem aus Sicht der Sprecherinnen und Sprecher als standardnah, dialektal oder sogar als Masematte eingeordnet wird. Dies kann mit den vorliegenden objektiven Sprachdaten nicht beantwortet werden.

Einen Hinweis geben allerdings laikale Masematte-Wörterbücher. Neben den wissenschaftlichen Wörterbüchern zur (Primär-)Masematte von Siewert (2003) und Strunge und Kassenbrock (1980) gibt es auch eine Reihe laikaler Masematte-Wörterbücher, deren Quellen zwischen Auswertung der wissenschaftlichen Wörterbücher, Introspektion und Befragung von befreundeten Sekundärsprechenden, die sich wohl selbst als solche einschätzen, liegen. Dass zwei der laikalen Wörterbücher das Lexem *pinte* mit der Bedeutung ‘Kneipe, Gaststätte’ als Masematte klassifizieren (vgl. Meese o. J. „pinte“; Vennewald o. J. „pinte“), gibt zumindest einen Hinweis darauf, dass das ursprüngliche Dialektwort von den heutigen Sekundärsprechenden als Masematte wahrgenommen werden könnte. Dies muss allerdings anhand von subjektiven Daten im metalinguistischen Gespräch mit den Sekundärsprecherinnen und -sprechern untersucht werden, um von einer tatsächlichen Neuentlehnung sprechen zu können.

5. Diskussion und Fazit

Die Auswertung der münsterischen (Online-)Freundesgespräche hat gezeigt, dass die Vermutungen der Forschung zur Form der Sekundärmasematte überarbeitet werden müssen. Es konnte zwar ein reduziertes Lexikon der Sekundärsprecherinnen und -sprecher herausgearbeitet werden, welches sicherlich nicht nur durch das kleine Korpus der explorativen Studie zu erklären ist. Auch bei umfangreicheren Daten werden sich vermutlich nicht alle 2.000 Primärmasematte-Lexeme beobachten lassen. Das – reduzierte – Sekundärlexikon ist allerdings weniger „erstarrt“ und „eingeschränkt“ (s. o.), als von der Forschung vermutet. Die vielen produktiven Weiterentwicklungen des originären Wortgutes konnten dies veranschaulichen. Das noch heute genutzte Masematte-Wortgut ist lexikalisch diverser als von der Forschung vermutet. Es kommen nicht (nur) die wenigen erwarteten Lexeme wie *jovel* und *leeze* vor (s. o.).

So konnte zum ersten Mal gezeigt werden, dass das Masematte-Wortgut nach dem Untergang der Primärmasematte im Zweiten Weltkrieg auch heute noch von Menschen in Münster im (schriftlichen) Gespräch als sprachliche Ressource genutzt wird. Die Masematte kommt heute abseits der artifiziellen Schriftmasematte als „Spuren“ (vgl. Abb. 1) in der lokalen, natürlichen Alltagssprache in Münster vor. Weitere Untersuchungen werden nötig sein, um die genaue Unterscheidung zwischen den beiden Efing’schen

sekundären Erscheinungsformen der Rotwelsch-Dialekte zu klären (vgl. Abb. 1): Wann wird von „Spuren in der lokalen Alltagssprache“ und ab wann von einer eigenständigen „Sekundär-Rotwelsch-Varietät“ gesprochen?

Offene Fragen bleiben auch bezüglich des Lexikons, der Funktion und der Sprecherkreise bestehen. Ob die Vermutung stimmt, dass das Sekundärlexikon keine besonderen Lebensbereiche der Sprecherinnen und Sprecher mehr widerspiegelt, kann noch nicht abschließend beantwortet werden. Es konnte nicht analysiert werden, welche Sachbereiche generell in den Facebook-Pinnwand-Gesprächen besprochen werden und ob solchen mit Masematte-Wortgut darin eine besondere Stellung zukommt. Dennoch liegt zumindest ein Anfangsverdacht nahe, dass der Themenbereich ‚Saufen‘ (s. Fußnote 13) weiterhin einer ist, der bevorzugt auf Masematte verhandelt wird. Offen bleibt auch die Beziehung zwischen der Masematte und dem Sachbereich ‚Fußball‘. Häufig wird im städtischen Diskurs eine Korrelation zwischen der Masematte und dem lokalen Fußballverein SC Preußen Münster angenommen.[114, 115] Auch in den analysierten Facebook-Gesprächen wird häufig über Sport allgemein, aber auch über Aktivitäten rund um den lokalen Fußballverein gesprochen. Es kann aber freilich nicht ausgeschlossen werden, dass dies ein Effekt der Datensammlung ist. Der Zusammenhang zwischen Masematte und spezifischen Sachbereichen bzw. auch Orten in Münster muss in Folgestudien weiter untersucht werden.

Keine verallgemeinerbaren Aussagen erlaubt die Studie des Weiteren über den Sprecherkreis der Sekundärmasematte. Für die vorliegenden Daten kann bestätigt werden, dass es sich nicht mehr um den eingeschränkten Sprecherkreis der Primärzeit handelt. Hier werden wahrscheinlich auch weitere Untersuchungen den Annahmen der Forschung (s. o.) rechtgeben.

Nicht im Vordergrund der Studie stand die Untersuchung der kommunikativen Funktion der Masematte-Lexeme in der Interaktion. Hierfür ist in Zukunft unbedingt die Analyse mündlicher Interaktionsdaten von Sekundärsprechenden angezeigt. An dieser Stelle sei lediglich der Hinweis erlaubt, dass die von Strunge und Kassenbrock (1980) vermutete Funktion zur Herstellung von Lokalpatriotismus (s. o.) in den Daten nicht hervortritt. Die Identität als Münsteraner oder Münsteranerin wird an keiner Stelle thematisiert oder relevant gesetzt. So haben auch Studien zur Funktion von dialektalen und regionalen Elementen in Online-Freundesgesprächen gezeigt, dass diese weniger zur Darstellung einer regionalen Identität dienen als zur Bewältigung von kommunikativen Aufgaben wie zur Markierung von unernster Interaktionsmodalität oder von Informalität und Nähe (vgl. Huber und Schwarz 2017, Christen et al. 2005). So scheinen auch die Masematte-Elemente den Sprecherinnen und Sprechern in Münster lediglich als erweiterte sprachliche Ressource zur Lösung kommunikativer Aufgaben zur Verfügung zu stehen (z. B. zur Herstellung von humorvoller Modalität), ohne dabei stets eine Komponente regionaler Identität relevant zu setzen.

---

[114] Eine studentische Fragebogenstudie (n=37) im Rahmen einer Hausarbeit an der Universität Münster konnte herausstellen, dass ein Großteil der im Stadion befragten Fans, die Masematte kennt (68 Prozent), Masematte regelmäßig im Stadion wahrnimmt (76 Prozent). Davon verwenden 68 Prozent einzelne Masematte-Begriffe im Alltag, wofür sie eher ihr Masematte-sprechendes Umfeld verantwortlich machen als einen Lokalpatriotismus (vgl. Traud 2018).

[115] Auch zum Niederdeutschen in Hamburg ist der Zusammenhang von regional/lokal gefärbtem Sprechen und Fußball-Fan-Sein belegt (vgl. Neumann 2019).

Studien zur Funktion von regionalen Elementen im (Online-)Gespräch haben außerdem gezeigt, dass der „indexikalische Wert der Regionalismen“ auch als „Stilisierungspotenzial“ genutzt wird (Christen et al. 2005). Auch die Ergebnisse des Projekts *Sprachvariation in Norddeutschland* (SiN) haben herausgestellt, dass ebenfalls in mündlicher Interaktion dialektale bzw. regiolektale standarddivergente Varianten „intuitiv oder gezielt als Stilmittel eingesetzt [werden], im Sinne der Konstruktion einer regionalen Identität oder um die eigene Redeweise als informell und nonkonformistisch zu markieren“ (Elmentaler et al. 2015: 414). Gerade im Kontext einer „Individualisierung des Sprachgebrauchs“ (Elmentaler et al. 2015: 414) bleibt die Analyse der Funktion der Masematte, am besten anhand mündlicher Interaktionsdaten, ein spannendes Forschungsdesiderat.

Offen sind auch die sprachbiographischen Hintergründe der Sekundärsprecherinnen und -sprecher. Wo erwerben diese ihr Vokabular? Ist das Masematte-Sprechen an besondere Lebensphasen oder Alltagssituationen gebunden? Verbinden sie die Masematte mit einem besonderen Sprecherkreis, dem sie sich zugehörig fühlen wollen? Zu verlässlichen Aussagen zu Funktion, aber auch zu Lexikon, Sprecherkreis und Spracheinstellungen der Sekundärmasematte sind weitere Gesprächsdaten und subjektive Daten wie Interviews und repräsentative Fragebogenerhebungen in der Stadt Münster nötig.

Referenzen

AdA = Elspaß, Stephan und Robert Möller. 2003 ff. *Atlas zur deutschen Alltagssprache* (AdA). URL: www.atlas-alltagssprache.de [Stand: 03.08.2022].

Androutsopoulos, Jannis, Yin Feng Hsieh, Joanna Kouzina und Reyhan Şahin. 2013. Vernetzte Mehrsprachigkeit auf Facebook: Drei Hamburger Fallstudien, in: Redder, Angelika, Julia Pauli, Roland Kießling, Kristin Bührig, Bernhard Brehmer, Ingrid Breckner und Jannis Androutsopoulos (Hrsg.). *Mehrsprachige Kommunikation in der Stadt. Das Beispiel Hamburg*. Münster u. a.: Waxmann (Mehrsprachigkeit. 37), S. 161–197.

Christen, Helen, Doris Tophinke und Evelyn Ziegler. 2005. Chat und regionale Identität, in: Krämer-Neubert, Sabine und Norbert Richard Wolf (Hrsg.). *Bayerische Dialektologie: Akten der Internationalen Dialektologischen Konferenz 26.–28. Februar 2002*. Heidelberg: Winter (Schriften zum bayrischen Sprachatlas. 8), S. 425–439.

Dege, Wilhelm. 1962. Über die Speismakeimer-Sprache auf Baustellen in Münster (Westf.), in: *Rheinisch-westfälische Zeitschrift für Volkskunde*, Bd. 9, S. 111–121.

DWDS „-frei“ = „-frei“, bereitgestellt durch das *Digitale Wörterbuch der deutschen Sprache*. URL: https://www.dwds.de/wb/-frei [Stand: 28.04.2022].

DWDS „-ieren“ = „-ieren“, bereitgestellt durch das *Digitale Wörterbuch der deutschen Sprache*. URL: https://www.dwds.de/wb/-ieren [Stand: 28.04.2022].

Efing, Christian. 2009. Die Stellung der Sondersprachen im Varietätengefüge des Deutschen – mit besonderem Fokus auf die Rotwelsch-Dialekte des Deutschen, in: Efing, Christian und Corinna Leschber (Hrsg.). *Geheimsprachen in Mittel- und Südosteuropa*. Frankfurt u. a.: Lang, S. 9–40.

Efing, Christian und Bruno Arich-Gerz. 2017. *Geheimsprachen. Geschichte und Gegenwart verschlüsselter Kommunikation*. Wiesbaden: marixverlag.

Elmentaler, Michael, Joachim Gessinger, Jens Lanwer, Peter Rosenberg, Ingrid Schröder und Jan Wirrer. 2015. Sprachvariation in Norddeutschland (SiN), in: Kehrein, Roland, Alfred Lameli und Stefan Rabanus (Hrsg.). *Regionale Variation des Deutschen. Projekte und Perspektiven.* Berlin u. a.: De Gruyter, S. 397–424.

Franke, Hartwig. 1993. Einleitung, in: Siewert, Klaus (Hrsg.). *Es war einmal ein kurantes anim… Textbuch Masematte*. 3. durchges. u. korr. Aufl. Münster u. a.: Waxmann, S. 1–9.

Frey, Jennifer-Carmen, Aivars Glaznieks and Egon W. Stemle. 2014. Collecting language data of non-public social media profiles, in: Ruppenhofer, Josef and Gertrud Faaß (eds.). *Workshop Proceedings of the 12th Edition of the KONVENS Conference*. Hildesheim: Universitätsverlag Hildesheim, p. 11–15.

Frey, Jennifer-Carmen, Aivars Glaznieks and Egon W. Stemle. 2016. The DiDi Corpus of South Tyrolean CMC Data: A multilingual corpus of Facebook texts, in: *Proceedings of the Workshop NLP4CMC at GSCL 2015*. URL: https://sites.google.com/site/nlp4cmc2015/proceedings [Stand: 29.04.2022].

Gatto, Maristella. 2014. *Web As Corpus. Theory and Practice*. London: Bloomsbury (Studies in Corpus and Discourse).

Glaznieks, Aivars und Jennifer-Carmen Frey. 2018. Dialekt als Norm? Zum Sprachgebrauch Südtiroler Jugendlicher auf Facebook, in: Ziegler, Arne (Hrsg.). *Jugendsprachen. Aktuelle Perspektiven internationaler Forschung*. Berlin u. a.: De Gruyter, S. 859–889.

Glück, Alexander und Aivars Glaznieks. 2019. Geschriebener Dialekt in Südtiroler Facebook-Texten, in: *Linguistik Online*, Bd. 99, Heft 6, S. 79–95.

Huber, Judith und Christian Schwarz. 2017. SMS-Kommunikation im mehrsprachigen Raum. Schriftsprachliche Variation deutschsprachiger SMS-Nutzer/innen in Südtirol, in: *Networx*, Bd. 76, S. 3–29.

JIM-Studie 2011 = Medienpädagogischer Forschungsverbund Südwest (Hrsg.). 2011. *JIM-Studie 2011. Jugend, Information, (Multi-) Media. Basisuntersuchung zum Medienumgang 12- bis 19-Jähriger*. URL: https://www.mpfs.de/studien/jim-studie/2011/ [Stand: 03.05.2022].

Kluge, Friedrich. 1901. *Rotwelsches Quellenbuch*. Straßburg: Trübner.

Koch, Peter und Wulf Oesterreicher. 1985. Sprache der Nähe – Sprache der Distanz. Mündlichkeit und Schriftlichkeit im Spannungsfeld von Sprachtheorie und Sprachgeschichte, in: *Romanistisches Jahrbuch*, Bd. 36, S. 15–43.

Liber Vagatorum. Von der falschen betller büeberey. 1529. Wittenberg.

Lohoff-Börger, Marion. 2021. *Hans hat Massel*. Münster: agenda.

Marx, Konstanze und Georg Weidacher. 2020. *Internetlinguistik*. Ein Lehr- und Arbeitsbuch. 2. Aufl. Tübingen: Narr.

Meese o. J. „pinte“ = *Masematte-Lexikon*. Zusammengestellt von Niels Meese. URL: http://masematte.susisoft.de/masfram.htm [Stand: 28.04.2022].

Neumann, Lara. 2019. Regionale Sprache als Identitätsmarker Hamburger Fußballfans, in: *Linguistik Online*, Bd. 99, Heft 6, S. 125–148.

Rotne, Lene. 2018. „I Don't have Time for Tits". An Investigation of Italian and Danish Adolescents' Writing on Facebook and in School Essays, in: Ziegler, Arne (Hrsg.). *Jugendsprachen. Aktuelle Perspektiven internationaler Forschung*. Berlin u. a.: De Gruyter, S. 891–914.

Schemann, Wolfgang. 2018. *Faust, Rumpelstilzchen und andere Seegers*. Münster: Aschendorff.

Siebenhaar, Beat. 2006. Code choice and code-switching in Swiss-German Internet Relay Chat rooms, in: *Journal of Sociolinguistics*, Vol. 10, p. 481–506.

Siewert, Klaus. 1991. Masematte. Zur Situation einer regionalen Sondersprache, in: *Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik*, Bd. 58, Heft 1, S. 44–56.

Siewert, Klaus (Hrsg.). 1993. *Textbuch Masematte. Es war einmal ein kurantes anim…* 3. Aufl. Münster: Waxmann.

Siewert, Klaus. 1996. Karte der Rotwelsch-Dialekte in Deutschland. In Zusammenarbeit mit Jörg Bergemann und dem Deutschen Sprachatlas / Marburg. Mit einer Faltkarte, in: *Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik*, Bd. 63, S. 282–288.

Siewert, Klaus. 2003. *Grundlagen und Methoden der Sondersprachenforschung*. Mit einem Wörterbuch der Masematte aus Sprecherbefragungen und den schriftlichen Quellen. Wiesbaden: Harrassowitz (Sondersprachenforschung. 8).

Strunge, Margret und Karl Kassenbrock. 1980. *Masematte. Das Leben und die Sprache der Menschen in Münsters vergessenen Vierteln*. Münster: Selbstverlag.

Traud, Johannes. 2018. Masematte – Münsters ausgestorbene Sondersprache? Eine umfragebasierte Studie zum anhaltenden Gebrauch der ‚Sekundärmasematte'.Westfälische Wilhelms-Universität Münster: Unveröffentlichte Hausarbeit.

Vasiljevič, Anja. 2018. Jugendsprache und Facebook. Eine komparative Untersuchung der deutschen und slowenischen Jugendsprache, in: Ziegler, Arne (Hrsg.). *Jugendsprachen. Aktuelle Perspektiven internationaler Forschung*. Berlin u. a.: De Gruyter, S. 915–928.

Vennewald o. J. „pinte" = *Kleine Wortsammlung der Primär- und Sekundär-Masematte*. Von Martin Vennewald. URL: http://masematte.info/ [Stand: 28.04.2022].

WWb Bd. 4 2018 „Pinte" = *Westfälisches Wörterbuch*, hrsg. von der Kommission für Mundart- und Namenforschung Westfalens des LWL. Band 4. Bearbeitet von Robert Damme. Neumünster: Wachholtz, Spalte 560.

Wolf, Siegmund A. 1985. *Wörterbuch des Rotwelschen. Deutsche Gaunersprache*. 2. Aufl., korrigierter Nachdr. d. Ausg. Mannheim, Bibliograph. Inst., 1956. Hamburg: Buske.

RegioLingua

Zeitschrift für regionale Sprache und Literatur

Herausgegeben von
Doreen Brandt, Marina Frank, Robert Langhanke, Nicole Palliwoda und Jeffrey Pheiff

Jahrgang 1 (2024)

Heft 1

Marina Frank, Robert Langhanke und Tio Roloff (Hrsg.)
Norddeutsche Sprache und Literatur. Vom Altsächsischen bis zur Masematte

Nikos Saul

„Paris“ und „Buxtehude“. Die Raumsemantisierungen in Wilhelm Schröders *Swinegels Reise nah Paris as Friedensstifter* im Kontext des Nationalismus in der niederdeutschen Literatur der 1860er und 1870er Jahre

Zitationsvorschlag:

Saul, Nikos. 2024. „Paris“ und „Buxtehude“. Die Raumsemantisierungen in Wilhelm Schröders Swinegels *Reise nah Paris as Friedensstifter* im Kontext des Nationalismus in der niederdeutschen Literatur der 1860er und 1870er Jahre, in: Frank, Marina, Robert Langhanke und Tio Rohloff (Hrsg.). Norddeutsche Sprache und Literatur. Vom Altsächsischen bis zur Masematte. = *RegioLingua. Zeitschrift für regionale Sprache und Literatur*, Jg. 1, Heft 1, S. 111–134. DOI: 10.17192/regiolingua.2024.1.1.8744.

https://journals.uni-marburg.de/regiolingua/
Kontakt: regiolingua@uni-marburg.de

Die Zeitschrift *RegioLingua* erscheint online über den Publikationsserver der Universitätsbibliothek Marburg unter der Creative Commons Lizenz CC-BY 4.0.

NIKOS SAUL

„Paris“ und „Buxtehude“. Die Raumsemantisierungen in Wilhelm Schröders *Swinegels Reise nah Paris as Friedensstifter* im Kontext des Nationalismus in der niederdeutschen Literatur der 1860er und 1870er Jahre

“Paris” and “Buxtehude”. The semanticizations of space in Wilhelm Schröder’s *Swinegels Reise nah Paris as Friedensstifter* in the context of nationalism in Low German literature of the 1860s and 1870s

Zusammenfassung: In den 1860er und 1870er Jahren war Wilhelm Schröder ein produktiver Autor niederdeutscher Texte mit einem Fokus auf aktuellen politischen Themen. Für eine Untersuchung des Nationalismus in der niederdeutschen Literatur und ihre Positionierung im Spannungsfeld von Literatur und Politik zur Zeit der Reichseinigungskriege bieten Schröders Texte reichhaltiges Material. Ausgehend von Jurij M. Lotmans Überlegungen zur narrativen Funktion von Raumsemantisierungen werden solche Strukturen in Schröders *Swinegels Reise nah Paris as Friedensstifter* identifiziert und analysiert. Die vom Text entworfene Welt ist deutlich zweigeteilt in einen französischen und einen norddeutschen Bereich. Es wird gezeigt, wie letzterer als stellvertretend für ganz Deutschland entworfen wird. Die Analyse der Raumsemantisierungen bildet die Grundlage, um die Haltung des Textes zu Norddeutschland, Deutschland und zur Nationenbildung herauszuarbeiten. Schröders Thematisierung aktueller politischer Ereignisse und seine deutliche Artikulation nationalistischer Positionen wird zudem in anderen Werken des Autors aufgezeigt. Außerdem werden sie in den Kontext der niederdeutschen Literatur zur Zeit der Reichseinigungskriege gesetzt, die sich immer stärker der Thematisierung von Ereignissen des politischen Feldes zuwandte. Ausgehend von Schröders eigener Autorenbiografie und seiner Position im Literaturbetrieb wird abschließend zur Begründung dieser inhaltlichen Tendenz vorgeschlagen, neben dem allgemeinen Erstarken der Nationalbewegung auch das Abflauen des Interesses an nicht von Fritz Reuter stammender niederdeutscher Literatur in den 1860er Jahren zu berücksichtigen.
Schlagwörter: politische Literatur, Neuniederdeutsch, Raumsemantik, Literaturbetrieb.

Abstract: In the 1860s and 1870s, Wilhelm Schröder was a prolific author of Low German texts with a focus on current political issues. Schröders texts offer rich material for an examination of nationalism in Low German literature and its positioning in the area between literature and politics at the time of the wars of unification. Based on Jurij M. Lotman’s reflections on the narrative function of semanticizations of space, those semanticizations are identified and analyzed in Schröder’s *Swinegels Reise nah Paris as*

RegioLingua. Zeitschrift für regionale Sprache und Literatur, 1 (2024), Bd. 1, 111–134.
DOI: 10.17192/regiolingua.2024.1.1.8744

Friedensstifter. The text designs a world that is clearly divided into a French and a North German area. It is shown how the latter represents the whole of Germany in Schröder’s Text. The analysis of Schröder’s semanticizations of space forms the basis for elaborating the text’s attitude towards Northern Germany, Germany, and nation building. Schröder’s thematization of current political events and his clearly articulated nationalist positions are also demonstrated in the author’s other works. Furthermore, they are placed in the context of Low German literature at the time of the wars of unification. During this time, Low German literature increasingly focused on political events. In order to understand this tendency, the text suggests that, in addition to the general rise of nationalism, the 1860’s waning of interest in Low German literature that was not written by Fritz Reuter should also be taken into account. The starting point for that argumentation is Schröder’s biography as an author and his position in the literary scene.
Keywords: political literature, Modern Low German, spatial semantics, literary scene.

1. Einleitung

Aus der Summe der anlässlich und über den Deutsch-Französischen Krieg 1870/71 und die ihm vorausgehenden Spannungen zwischen Frankreich und dem von Preußen dominierten Norddeutschen Bund verfassten niederdeutschen Literatur[116] sticht Wilhelm Schröders 1869 erstmals erschienener Text S*winegels Reise nah Paris as Friedensstifter* in zweifacher Hinsicht heraus: In ihm wird Krieg nicht besungen, sondern verhindert, und der Text behandelt aktuelles politisches Geschehen *vor* Ausbruch des Krieges. Auch wenn in den späten 1860er Jahren ein Krieg bereits als durchaus wahrscheinlich wahrgenommen wurde,[117] scheint es abgesehen von Schröders Werk keinen niederdeutschen Text zu geben, der vor Beginn des Krieges die aktuellen politischen Geschehnisse direkt thematisiert hätte. Höchstens indirekt lässt sich die Kriegserwartung in Friedrich Dörrs Anthologie *Plattdütsches Volksbok* von 1869 erkennen. Sie enthält einige Texte über die napoleonischen Kriege und dürfte damit Ausdruck der Erwartung eines neuen Kriegs gegen Frankreich sein. Eine Thematisierung der aktuellen Ereignisse im politischen Feld ist abgesehen von Schröders Werk aber erst für die Zeit *nach* Kriegsbeginn erkennbar, etwa in Klaus Groths Widmung des zweiten Teils des *Quickborn* „An uns Kronprinz in Frankrik“ (Groth 1871: V) mit dazugehörigem Widmungsgedicht oder in Fritz Reuters Beiträgen zu Franz von Lipperheides *Liedern zu Schutz und Trutz*.[118]

Inwieweit die Thematisierung des Krieges auch eine ökonomische Strategie war, um die eigenen Bücher aussichtsreicher am Markt zu positionieren, wird noch zu diskutieren sein. Schröders *Swinegels Reise* jedenfalls dürfte von der Aktualität des Themas profitiert haben. Schon 1870 erschien das Buch in zweiter Auflage. Auch andere Texte Schröders thematisieren Ereignisse oder Personen des politischen Feldes, so sein letztes Buch *De*

[116] Zu diesen Texten mit einem Fokus auf Fritz Reuter, Friedrich Freudenthal und Hermann Brekenfeld vgl. Scheuermann (2010).
[117] Vgl. zur Wahrnehmung der Kriegsgefahr beispielhaft den Brief, den Karl Marx am 10. September 1868 zur Vorbereitung des dritten Kongresses der Internationalen Arbeiterassoziation schrieb. Darin heißt es: „Die Kriegsgeschichte interessirt natürlich das Publikum am meisten“. Als Beschlussvorlage für den Kongress schlägt Marx die Formulierung vor, „daß ein Krieg zwischen Frankreich und Deutschland ein Bürgerkrieg ist, ruinirend für beide Länder, und ruinirend für Europa überhaupt“ (Marx 1868).
[118] Vgl. zu Reuters Beiträgen in dieser Sammlung Rösler (1998: 162–170).

plattdütsche Bismarck von 1878. Schröder war in den 1860er und 1870er Jahren ein sehr produktiver Autor, der mit seinen Werken mehr Erfolg als viele andere niederdeutsche Autor*innen hatte und von Interesse für ein größeres Publikum war. Das zeigen Folgeauflagen seiner Werke und das Erscheinen eines Nachrufs auf ihn in der *Gartenlaube*,[119] dem „auflagenstärkste[n] Familienblatt des 19. Jahrhunderts“ (Wischermann 1983: 23). Von der weiten Verbreitung seiner Werke zeugt auch ein Brief, den der 22-jährige Auswanderer Martin Börsmann am 14. September 1874 an Klaus Groth schrieb und in dem er diesem berichtete, welche plattdeutschen Bücher er in New York erworben hatte. Zu diesen gehörten auch „de 5 Bänn von ‚Heideland un Woterkant‘ von W. Schröder“ (Martin Börsmann an Klaus Groth, 14.9.1874, in: Hansen 1968: 170).

Ungeachtet seiner zeitgenössischen Popularität sind Schröders Leben und Werk bisher kaum Gegenstand der Forschung gewesen. Die Sekundärliteratur über ihn umfasst vor allem biographische Abrisse.[120] Seine literarischen Werke sind größtenteils unerforscht. Eine Ausnahme bildet lediglich sein populärster Text *Dat Wettlopen twischen den Swinegel un den Hasen up de lütje Haide bi Buxtehude* von 1840,[121] der 1843 durch die anonyme Aufnahme in die fünfte Auflage der grimmschen *Kinder- und Hausmärchen* weithin bekannt wurde. In Anthologien niederdeutscher Literatur ist allenfalls besagtes Märchen Schröders aufgenommen, jedoch keiner seiner sonstigen Texte.[122] Im Zusammenhang mit *Dat Wettlopen* wird Schröder im Handbuch Cordes und Möhn (1983) zwar erwähnt (vgl. Töteberg 1983: 497), doch nähere Angaben fehlen. Robert Langhanke vergleicht in einem Aufsatz über Tierdarstellungen in der niederdeutschen Literatur des 19. Jahrhunderts Ausgestaltungen des Swinegel-Stoffs von Schröder, Groth und Brinckman und stellt als wesentliche Gemeinsamkeit heraus, dass alle drei den Swinegel als Angehörigen des ländlichen Kleinbürgertums schildern (vgl. Langhanke 2016: 108–113). Den schröderschen Text von 1840 bezeichnet Langhanke als „wirkmächtigste Tiererzählung der neund. Literatur“ (ebd.: 102) und sieht die Beschäftigung mit den weiteren *Swinegel*-Texten Schröders als Desiderat: „zumindest die weitere Aufarbeitung der Tradition, auch in den beiden Swinegel-Folgetexten von Schröder, würde einen wirkungsvollen Zweig neund. Literatur betreffen“ (ebd.: 113).

Für eine Literaturwissenschaft, die nicht nur allseitig als qualitativ herausragend anerkannte und kanonisierte Werke betrachtet, sondern das gesamte literarische Feld in den Blick nimmt, sind Schröders Werke wichtige Quellen. S*winegels Reise* zeigt schon früh zwei Tendenzen, die erst später in der niederdeutschen Literatur ihre größte Verbreitung finden sollten: Erstens ist es ein längerer Prosatext über aktuelle politische Ereignisse,[123]

---

[119] Einschränkend muss hier hinzugefügt werden, dass der Nachruf (Hofmann 1878) Schröders Text *Dat Wettlopen twischen den Swinegel un den Hasen up de lütje Haide bi Buxtehude* als deutlich populärer als den Namen des Autors anführt. Dazu weiter unten mehr.

[120] Zu diesen Abrissen zählen Hofmann (1878), Eckart (1891: 150), Krause (1891) und Brümmer (1913: 315 f.).

[121] Vgl. zum Text die spätere Ausgabe Schröder (1868).

[122] Durchgesehen wurden *Die deutschen Mundarten* (1899), Borchling und Quistorf (1927), Kölln (1968), Goltz und Lesle (2006) und Bullerdiek und Straumer (2015). In Borchling und Quistorf (1927) und *Die deutschen Mundarten* (1899) findet sich als einziger Text Schröders *Dat Wettlopen*.

[123] Diese Textsorte wird mit dem Deutsch-Französischen Krieg in der niederdeutschen Literatur besonders populär. 1871 erscheinen F. W. Kehdings *De Franzosen-Krieg Anno 1870* und Ernst Kellers *De Pommersche Landwehrmann Crischon in’n französchen Krieg* (beide allerdings von geringerem Umfang als

zweitens konturiert der Text ein Bild von Norddeutschland und seinen Menschen als Idealtypen des Deutschen, wie es angereichert um rassetheoretische Annahmen infolge des Erscheinens von Julius Langbehns *Rembrandt als Erzieher* 1890 die ideologische Grundlage weiter Teile der Niederdeutschen Bewegung bilden sollte (vgl. Puschner 2007: 35 und Lesle 2017: 1535). Diese Konturierung geschieht wesentlich mithilfe der Semantisierung und inhaltlichen Gegenüberstellung von Räumen.[124]

Die Raumsemantisierungen und auch die Semantisierungen der jeweiligen Bevölkerung in S*winegels Reise* werden im Folgenden herausgearbeitet. Davon ausgehend wird die Haltung des Textes zu Norddeutschland, Deutschland und der Nationenbildung verdeutlicht. Diese Haltung wird in den Kontext der niederdeutschen Literatur zur Zeit der Reichseinigungskriege gesetzt. Zur Erklärung der Tendenz vieler niederdeutscher Texte dieser Zeit zu einer deutlichen nationalistischen Positionierung wird neben einem allgemeinen Erstarken der Nationalbewegung die spezifische Position herangezogen, die niederdeutsche Literatur im literarischen Feld innehatte, und das Abflauen des Publikumsinteresses an ihr als literarischer Gruppe. Abschließend soll Schröders Entscheidung, trotz der vergleichsweise schlechten Marktposition niederdeutscher Literatur überhaupt niederdeutsche Texte zu schreiben, mit seiner Autorenbiografie begründet werden.

2. „Paris“ und „Buxtehude“ – Räume und Bevölkerung

Schröders Text situiert sich eindeutig in der Gegenwart des Jahres 1869. Wie deutlich er in Hinsicht auf die Tagespolitik geschrieben wurde, zeigen die Aufforderung des Swinegels gegenüber Napoleon III., Staatsminister Eugène Rouhers zu entlassen, und die despektierliche Vorhersage des Todes von Adolphe Niel, seit 1867 französischer Kriegsminister.[125] Rouher trat am 17. Juli zurück, Niel starb am 14. August 1869. Die Handlung dürfte also im Sommer 1869 situiert sein. Das Politische ist für den Text kein Nebenschauplatz, sondern wesentlicher Inhalt und Handlungstreiber der von ihm modellierten Welt.

Kurz zur Handlung: Swinegel, der als Großbauer in Buxtehude lebt, erhält Briefe vom Kammerdiener Napoleons III. Der Kaiser verlangt angesichts der aktuellen politischen Krise in Frankreich vom Swinegel Rat. Im Brief wird die politische Situation als Krise des napoleonischen Herrschaftssystems dargestellt. Napoleon sei „durch die letzten Kammerwahlen […] in seiner Selbstherrscher-Stellung etwas gelockert worden“ (Schröder

Schröders Text), 1872 ebenfalls von Keller *Crischon Ballermann* und von Hermann Brekenfeld *Ut uns' le Bourget-Tid.* Über den Deutsch-Französischen Krieg werden allerdings auch lyrische Texte publiziert, so 1871 die monothematische Lyriksammlung *Uns Krieg mit den Franzos 1870–71* von Julius Josephy. In weiteren Sammlungen sind einzelne Gedichte über den Krieg enthalten, so in Karl und Friedrich Eggers' *Tremsen* von 1875 das Gedicht *En gooden Rat uppe Reis an de Lannslüd, as se 1870 na Frankreich marschirten*, mehrere Texte in Daniel Zanders *Kaiser Wilhelm* von 1879 und – mit deutlich antimilitaristischer Haltung – das Gedicht *De Stackels* in Heinrich Burmesters *Landstimmen* von 1881.

[124] Jurij M. Lotman geht in seiner Darstellung der Struktur künstlerischer Texte davon aus, dass die von ihnen modellierte Welt durch semantische Oppositionen strukturiert wird, die auf voneinander durch eine Grenze geschiedene Räume verteilt werden (vgl. Lotman 2015: 344). In Erzähltexten sind dies in der Regel Handlungsräume der Figuren, in lyrischen Texten wie auch in jeder anderen Art von Sprechen kann sich die ideologische Grundstruktur auch nur anhand von räumlichen Gegensätzen in der Ausdrucksweise (rechts – links, oben – unten, hoch – niedrig etc.) ausdrücken (vgl. ebd.: 329–344).

[125] Der Swinegel sagt in Schröder (1870: 104) zu Napoleon: „Seggen Se et Rouher ünner veer Oogen, dat Se em nich mehr bruuken künnt“, und über Niel: „höchstens veertein Dage gew ick em noch – dann geiht he floitjen“.

1870: 31), und aus dieser Situation gebe es nur zwei Auswege: Krieg gegen Preußen mitsamt Zerschlagung des Norddeutschen Bundes „oder aber der Kaiser muß mit sein Regierungs-System jetzt auf eine andere Bahn, nämlich die liberale, einlenken“ (ebd.: 32).[126] Mit dem Politschen Füerklubb Buxtehude verständigt sich der Swinegel nach anfänglichem Widerstreben, der Aufforderung Napoleons zu folgen. Die wechselvolle Geschichte des Füerklubbs wird im Erzählerbericht referiert. Sie lässt die preußische Herrschaft über Hannover als Vollendung der Revolution von 1848/49 erscheinen: Acht Jahre nach der 1848 erfolgten Gründung des Politschen Füerklubbs, heißt es im Erzählerbericht, wurde angesichts der hannoverschen Reaktionspolitik beschlossen, „dat Prädekat ‚Politsch‘ aftoleggen un fernerhin man noch as geselliger ‚Füerklubb‘ […] sick to constitueeren“ (ebd.: 13). Die preußische Annexion des Königreichs Hannover, zu dem Buxtehude gehört, ändert die Lage und der Füerklubb nimmt „en neen politschen Upswung“ (ebd.: 16).

Der Swinegel reist mit seinem Sohn und Krischan Snakenkopp, einem weiteren Mitglied des Füerklubbs, in norddeutscher Bauerntracht, die sie sich nach Aufforderung durch den Kammerdiener und auf Wunsch des Kaisers „nach alter guter Art ganz neu anfertigen“ (ebd.: 45) haben lassen, über Hamburg, Hannover, Göttingen und Frankfurt nach Paris. Mit Beginn der Reise wechselt die Narration von einem Erzählerbericht zu Briefen des Swinegels an den Füerklubb. Swinegel erhält beim Kaiser vier Audienzen, in denen er diesem dazu rät, angesichts unter anderem der militärischen Stärke des Norddeutschen Bundes keinen Krieg zu beginnen, allerdings auch in seinen liberalen Konzessionen nicht zu weit zu gehen. Als der Swinegel sich später mit Napoleon der Öffentlichkeit zeigt, werden beide, da es dem Swinegel gelungen ist, „*den Frieden to säkern* un Em öwerhaupt up den rechten Weg to bringen“ (ebd.: 105),[127] bejubelt.

Die modellierte Welt ist strukturiert durch eine Teilung in zwei Handlungsräume. Schon das Titelbild macht diese Teilung anschaulich (vgl. Abb. 1): auf der linken Seite ein Fachwerkhaus mit Reetdach und Pferdekopfgiebelschmuck, rechts im Hintergrund eine Stadt mit großen Gebäuden aus Stein, die unter anderem durch den Arc de Triomphe als Paris erkennbar wird. Der Wegweiser, den der Swinegel, sein Sohn und ihr Reisebegleiter passieren und damit die Grenze zwischen den beiden Räumen überschreiten, weist diese Räume durch seine Aufschrift denn auch als „Paris“ und „Buxtehude“ aus.

[126] Der Einsatz von Missingsch-Elementen in Schröders Text und die sprachlichen Verhältnisse insgesamt sind eine eigene Untersuchung wert. Die zitierte Stelle entstammt der wörtlichen Rede des Swinegels, der vor dem Füerklubb den Brief von Napoleons Kammerdiener paraphrasiert. Spricht er sonst vor dem Füerklubb Plattdeutsch, fällt er hier in ein Hochdeutsch, das an einigen wenigen Stellen Missingsch-Kennzeichen aufweist. Besonders interessant ist in dieser Briefparaphrase die graphische Umsetzung der Spirantisierung in „hinter dem aber vielleicht noch ein *Andrer sticht*“ (Schröder 1870: 32). Weil der Swinegel später auf die Stelle mit „wer de *Andere* is, de noch achter dat ganze Reiseprojekt sticket“ (ebd.: 34) zu sprechen kommt, dürfte mit „sticht“ im Druckbild des Textes einerseits die graphische Realisierung im Brief des Kammerdieners bezeichnet sein, andererseits realisiert der Swinegel eventuell diese Stelle bewusst mit Spirans, um das Missingsch des Kammerdieners vorzuführen.

[127] Kursiv wiedergegebene Hervorhebungen sind im Original stets gesperrt gedruckt.

Abbildung 1: Titelseite der Erstauflage von Wilhelm Schröders *Swinegels Reise nah Paris as Friedensstifter* von 1869 (Exemplar der SUB Hamburg)

Diese Aufteilung bestimmt den Handlungsverlauf des Textes. Das Sujet des Textes lässt sich mit Jurij M. Lotmans Sujetbegriff[128] fassen als Versetzung der beweglichen Figur des Swinegels über die Grenze seines semantischen Feldes, das als Buxtehude oder auch allgemeiner als Hannover und Norddeutschland bestimmt wird,[129] nach Paris – von einem bäuerlichen Umfeld an den Kaiserhof. In dieser Versetzung erscheint der Swinegel als Gabenbringer für Napoleon und Frankreich in mehrfacher Hinsicht. Seine Gaben haben eine spezifisch norddeutsche Germanisierung Napoleons zur Folge.

Die erste Gabe des Swinegels sind seine materiellen Geschenke, deren Präsentation und Anpreisung am Kaiserhof in ihrem komischen Kontrast zwischen bäurischer und

[128] Lotman leitet das Sujet eines Textes aus seiner semantisierten räumlichen Ordnung ab. Ein sujethaltiger Text enthalte zwei Gruppen von Figuren: unbewegliche und bewegliche. Das Sujet eines Textes lasse sich immer zusammenfassen in der Überschreitung der die Welt grundlegend teilenden räumlich-semantischen Grenze durch eine der beweglichen Figuren. Lotman gibt dafür das Beispiel einer in Lebende und Tote durch eine unüberwindliche Linie geteilten Welt. Einigen beweglichen Figuren wie Äneas, Dante oder Telemach sei der Übergang zwischen den Bereichen möglich (vgl. Lotman 2015: 356 f.).

[129] An mehreren Stellen wird der Swinegel den Räumen ‚Hannover‘ und ‚Norddeutschland‘ zugeordnet. Napoleon bestellt ihn zu sich als „braven norddeutschen Landmann“ (Schröder 1870: 28), der Swinegel selbst sieht sich als „en *Noorddütscher*, en *Hannoverscher Buur*, de awer *Dütsch gesinnt* is“ (ebd.: 102) und bekennt sich gegenüber Napoleon zum Norddeutschen Bund: „wi, de noorddütsche Bund, [hewwt] jitzt eben so veel Soldaten as ji Franzosen hewwt“ (ebd.: 100).

höfischer Sphäre wenig angemessen erscheinen.[130] Der Briefschreiber Swinegel beschreibt „dree kaiserlicke Livreebedeenten, de denn uhsen Krempel rindrögen, nämlick en grooten Krukenpott, baben mit’ner Swinsblase tobunnen, un darto noch twee in Linnen ingeneihte Packens“ (Schröder 1870: 73). Wie die Reisegruppe selbst, so erscheinen auch ihre Geschenke als Fremdkörper, als Boten aus dem groben bäurischen Norddeutschland am feinen französischen Kaiserhof.

Das erste materielle Geschenk der norddeutschen Reisegruppe ist „frische Grasbotter“ (ebd.: 73) für die Kaiserin. Swinegel versieht dieses Geschenk mit dem Hinweis, es verleihe „auch einen lichten natürlicken Stohlgang“ (ebd.). Der Sohn des Kaisers erhält einen Schinken – „Sie sollen mal sehn, was er for’n banniger forscher Keerl darnach werden duht, denn, wie ick höre, is er man noch en bisschen knennlich“ (ebd.) – und Napoleon selbst überreicht der Swinegel Wollstrümpfe.

Die bereits bei Frau und Sohn deutliche Gegenüberstellung der gesunden norddeutsch-bäuerlichen Lebensweise und der ungesunden französisch-höfischen erfährt hier eine erneute Steigerung, führt der Swinegel doch Napoleons „romatsche Smärzen un ganz aasiget Reißen in die Beine“ auf seine „seidene Strümpe“ zurück und empfiehlt ihm die mitgebrachten „lange Strümpe von die beste Heidsnucken-Lamms-Wulle“ (ebd.: 74). Tatsächlich erzählt Napoleon dem Swinegel bei seiner letzten Audienz, dass er die Wollstrümpfe nun trage und es ihm besser gehe. Auch in anderer Hinsicht wird Napoleon der norddeutschen Sphäre angenähert. Als er den Swinegel bittet, seinen Ministern Rouher und Niel „die Wahrheit über den Zustand der Dinge in Deutschland“ zu sagen, versieht er dies mit der Aufforderung: „Nähmen Se ken Bladd för’t Muul!“ (ebd.: 99), spricht also selbst Plattdeutsch. Auch am Ende der Audienz flüstert er dem Swinegel noch einmal etwas auf Plattdeutsch zu.

Der Swinegel nimmt während der Audienzen allerdings keineswegs die Manieren des Hofes an. Von Rouher und Niel verabschiedet er sich mit „eenen solken *herzlichen dütschen Hännedruck*, dat de beiden Keerls hell luut upschreeden“ (ebd.: 103). Auf sprachlicher Ebene nimmt er die anfangs gemachten Konzessionen an das höfische Umfeld zurück. Bemüht der Swinegel sich in der ersten Audienz mit dem Kaiser noch um eine dem Hochdeutschen nahe Redeweise, die typische Missingsch-Kennzeichen enthält,[131] spricht er bereits in der zweiten Audienz nur noch Plattdeutsch. Dass Napoleon in der letzten Audienz selbst ein wenig Plattdeutsch spricht, erweist den Swinegel hier als Lehrmeister des Kaisers und die niederdeutsche Sprache als Gabe an ihn.

Die anderen immateriellen Gaben des Swinegels, seine Informationen aus und über Norddeutschland, verändern nicht nur Napoleon, sondern ganz Frankreich – sie wenden den Krieg ab. Der Swinegel legt die militärische Überlegenheit, Einigkeit und den Kampfeswillen des Norddeutschen Bundes dar und rät vom Krieg gegen Preußen und den Norddeutschen Bund ab. Schröders Text endet mit einer Triumphfahrt von Kaiser und Swinegel durch Paris. Hier kommt es nun allerdings zu einer Angleichung von Napoleon und

[130] Auch der Humor und seine Funktion in *Swinegels Reise* wären eine eigene Untersuchung wert.

[131] Als Beispiel soll hier folgender Satzzusammenhang genügen: „Wenn ick abers bitten dürfte, Majestät […] so muggde ick Sie doch ersööken, daß Sie in die *Hauptfrage* – Sie verstehn woll, wat ick meine – nicht ehender eine Entscheidung dreffen dähten, als bis Sie *mir* und meine Meinung daröber vernahmen hätten. – Verstehn Sie mir?!“ (Schröder 1870: 71).

dem Swinegel, die in beide Richtungen zu verlaufen scheint. Das Volk ruft „van der eenen Siede: ‚*Es lebe der Kaiser*!‘ – und van der annern Siede: ‚*Es lebe der Swinegel*!‘“ (ebd.: 105). Napoleon bemerkt selbst, dass man kaum mehr wisse, wer damit eigentlich gemeint sei, worauf der Swinegel entgegnet, dass es fraglich sei, ob man überhaupt in der Welt noch lange „Es lebe der Kaiser!“ rufen werde, „[a]wer Swinegel’s ward et gewen, so lange de Minschheit besteiht“ (ebd.: 106). In der Unklarheit der Referenz der Rufe zeigt sich nicht nur Napoleons ohnehin schon geschehene Annäherung an den semantischen Raum, aus dem der Swinegel kommt, sie lässt sich auch als mögliche Beschimpfung Napoleons lesen. Unter dem Lemma *Swien-, Schwienegel* findet sich im *Hamburgischen Wörterbuch* nicht nur die wörtliche Bedeutung ‘Igel’, sondern auch ‘Schmutzfink’, ‘Lump, Schuft’ und ‘Säufer’ (vgl. Hennig und Meier 2005: 710 f.). Zwar verzeichnen nicht alle landschaftlichen Niederdeutschwörterbücher den Gebrauch als Schimpfname – das *Schleswig-Holsteinische Wörterbuch* etwa führt nur ‘Stachelschwein’ als Bedeutung an (vgl. Mensing 1933: 1005) –, doch dürfte er weithin bekannt gewesen sein.

Die Annäherung des Swinegels an den Kaiser zeigt den Bauern Swinegel als den eigentlich Mächtigen. Auch die Äußerung des Swinegels, dass es möglicherweise bald keine Kaiser mehr geben werde, verweist auf die Souveränität des Volkes. Allerdings offenbart sich diese Volkssouveränität im Kontext der Gegenüberstellung der semantischen Räume ‚Paris‘ und ‚Buxtehude‘ bzw. ‚Frankreich‘ und ‚Norddeutschland / Deutschland‘ weniger als „revolutionär demokratisch[e]“, sondern vorrangig als „nationalistisch[e]“[132] Volkssouveränität. Laut Eric J. Hobsbawm sieht die erstgenannte Volkssouveränität ethnische Gruppenunterschiede als unerheblich (vgl. Hobsbawm 2005: 31) und das souveräne Volk einfach als Bevölkerung eines bestimmten Staates an (vgl. ebd.: 34), während sich für Nationalisten „die zukünftigen politischen Einheiten aus der vorausgehenden Existenz einer Gemeinschaft ab[leiteten], die sich von Fremden abgrenzte“ (ebd.). Nur im Rahmen eines solchen Nationenverständnisses ließ sich überhaupt die deutsche Reichseinigung, also die Neuschaffung eines vorher nicht existenten Staates, begründen. Der Swinegel in seinem überzeichnet norddeutschen Auftreten am Kaiserhof verkörpert die Souveränität nicht der Bevölkerung insgesamt, sondern des spezifisch norddeutsch semantisierten deutschen Volkes. Die Herrschaft des Volkes erscheint hier als Herrschaft einer nationalen Volksgemeinschaft in einem Staat, der nach ethnischen Gesichtspunkten abgegrenzt und strukturiert ist.

Als Kriterien für die nationalistisch, nicht revolutionär demokratisch verstandene Zugehörigkeit zu einer Nation führt Hobsbawm (2005: 32) für das 19. Jahrhundert „ethnische Zugehörigkeit, gemeinsame Sprache, Religion, gemeinsames Territorium und gemeinsame geschichtliche Erinnerungen“ an. Alle diese Kriterien tauchen auch in Schröders Text auf, wobei die Gemeinsamkeiten Deutschlands zumeist spezifisch norddeutsch bestimmt werden. Eine Gegenüberstellung der semantischen Opposition von ‚Paris / Frankreich‘ und ‚Buxtehude / Norddeutschland / Deutschland‘ kann das zeigen. Auf sprachlicher Ebene erscheint das Niederdeutsche für den Briefschreiber Swinegel tendenziell als allgemein, das Hochdeutsche als partikular. Die niederdeutsche Übersetzung einer französischen Aussage Napoleons wird im Brief Swinegels eingeleitet mit „[d]at heet

[132] Diese Bezeichnungen für unterschiedliche Nationenverständnisse finden sich in Hobsbawm (2005: 34).

up Dütsch“ (Schröder 1870: 83). Niederdeutsch wird hier schlicht als „Dütsch“ bezeichnet.[133] An anderer Stelle differenziert der Swinegel aber Hoch- und Plattdeutsch (vgl. ebd.: 99), und in der ersten Audienz mit Napoleon bezeichnet er im Gespräch mit diesem das Hochdeutsch, das Napoleon spricht, als Deutsch, verbindet dies mit Aufrichtigkeit und stellt es in Opposition zum Französischen:

> Dat is recht, Majestät […] daß Sie man auf Deutsch zu us reden; auf das französche Papperlapapp sünd wir beiden Bauerns auch nich recht zugesnitten; un denn sünd wir jo auch hierher zu Sie gekamen, üm mal örntlich *Deutsch* mit Sie zu spräken. (ebd.: 71)[134]

Als Religion Deutschlands wird der Protestantismus bestimmt, der allerdings dem französischen Katholizismus nur implizit, dem österreichischen dagegen explizit gegenübergestellt wird. In Bezug auf den Preußisch-Österreichischen Krieg von 1866 heißt es im Erzählerbericht: „Preußen harr endlich siene Upgawe as dütsche protestantsche Grootmacht erkennt un harr losslaen gegen dat katholsche undütsche Österreich“ (ebd.: 13).

Das Territorium Deutschlands wird im Erzählerbericht geographisch genau abgesteckt. Es erstrecke sich „von der Noordsee bit an de Alpen, van’n Rhein bit an de Weichsel“ (ebd.: 14) und bilde sich aus „lütjen Volksstämme as Hannoveraner, Holsteener, Meckelnborger, Hessen, Nassauer, Sachsen, Würtembarger, Baiern, Badenser un wie se sünst noch alle heet“ (ebd.). Dadurch, dass Preußen als „Dorchgangspunkt“ für die Stämme bei der Konstituierung „*eener grooten Dütschen Natschoon*“ (ebd.) bestimmt wird, bekommt Norddeutschland in Form Preußens und des Norddeutschen Bundes eine herausgehobene Stellung für die deutsche Nation.[135] Die gemeinsamen geschichtlichen Erinnerungen, auf die Schröders Text Bezug nimmt, sind in der Gegenüberstellung mit Frankreich und angesichts eines drohenden Krieges vor allem solche, auf die die angenommene Notwendigkeit nationaler Verteidigung projiziert werden kann. Neben dem Sechsten Koalitionskrieg infolge des Anschlusses Preußens an die antifranzösische Koalition 1813 wird die Schlacht im Teutoburger Wald im Jahre 9 n. Chr. als unvermindert relevant für Deutschland gesetzt. Der Swinegel skizziert gegenüber Rouher und Niel den möglichen Verlauf eines Kriegs von Frankreich gegen den Norddeutschen Bund folgendermaßen:

> Schülln dagegen wi Preußen toerst eene groote Slacht verleeren, dann schaaret sick dat Preuß’sche Volk erst recht üm sienen König mit Upgebot aller Kräfte, gerade wie 1813, un *wi annern Noorddütschen* bliwet säker nich torügge, denn sobald ji Franzosen man eenen Foot up Dütsche Eerde settet, denn warret et glieks wedder för us Alle een *heiliger Krieg* wie domals, un de

[133] Ebenso in Schröder (1870: 93).

[134] Die weiteren Audienzen offenbaren das Deutsch, das mit dem Kaiser gesprochen werden soll, allerdings wiederum als Plattdeutsch.

[135] Diese herausgehobene Stellung zeigt sich auch in der Rede des Barbiers, eines 1848er Republikaners, vor dem Füerklubb, in der dieser die Annahme, die Kleinstaaten müssten erst preußisch werden, bevor sie deutsch werden könnten, anhand einer Allegorie erläutert. In dieser macht Bismarck als Buttermacher im Butterfass Preußen aus der kleinstaatlichen Dickmilch „das ersehnte Product, die *Deutsche National-Butter*“ (Schröder 1870: 37). Die namentlich aufgeführten Kleinstaaten, die ihre Dickmilch zu Bismarck bringen, sind allesamt Mitgliedsstaaten des Norddeutschen Bundes.

> Slachtroop uut’n Teutoburger Walde dröhnet wedder dorch de Dütschen Eekenwälder! (ebd.: 101)

Auf die gleichen historischen Ereignisse sowie zusätzlich auf das friderizianische Preußen bezieht sich auch die bereits erwähnte Anthologie Friedrich Dörrs in ihrer Gedichtauswahl. Die Varusschlacht und der Krieg gegen Napoleon I. scheinen Hauptbestandteile des zeitgenössischen deutschen Geschichtsbezugs zu sein.

Auch in anderen Bereichen zeigen sich im Text Gegensätze zwischen Frankreich und dem norddeutsch semantisierten Deutschland, so in der Kulinarik. Der Swinegel gibt der Kaiserin Tipps für die Gesundheit ihres Sohnes, die auch Essenshinweise umfassen. Er solle „nich so’n französchen Ragouh- un Frikansseh-Kram, sündern so’ne deftige dütsche Kost, zum Bispill Melk un Grütte, Speck un Klütjen, Bruunkohl un Pinkelwust“ (ebd.: 85) essen. Von den Gerichten, die hier erwähnt und als „dütsche Kost“ bezeichnet werden, sind zumindest „Speck un Klütjen“ (ein Steckrübeneintopf) und „Bruunkohl un Pinkelwust“ spezifisch norddeutsch. Es fällt auf, wie stark Frankreich mit körperlicher Schwäche und Krankheit, Deutschland dagegen mit Gesundheit verbunden wird. Dazu passt auch, dass der Sohn des Swinegels mehrere französische Straßenjungen und Stadtsergeanten blutig schlägt. Seine körperliche Stärke, laut Swinegel „de gewönnlicke Art van unse Buurjungens“ (ebd.: 95), wird durch den Bericht des Polizeidirektors über den Zwischenfall, in dem der junge Swinegel als „ein junger Norddeutscher, ein Preuße“ (ebd.: 93) bezeichnet wird, ebenfalls spezifisch norddeutsch semantisiert. Der suggerierte Nationalcharakter der Deutschen lässt sich im Text nur indirekt erschließen, wohingegen der Swinegel den der Franzosen explizit und von Napoleon unwidersprochen bestimmt als „grootprahlerisch, lögenhaft, dummdriest, awer se hewwet Kurahsche, mitünner woll am unrechten Plecke un sogar ünnerwielen mehr as nöhdig is, awer se hewwet doch Kurahsche“ (ebd.: 89 f.).

Diese grundsätzliche Herabwürdigung der Franzosen fügt sich in die sonstige Opposition zwischen Frankreich und Deutschland ein: Die Deutschen werden als gesund, kampfstark und tatenfreudig gezeichnet, wohingegen die Franzosen in allem als ihr Gegenteil erscheinen. Diese Semantisierung Deutschlands geschieht auf unterschiedlichen Erzählebenen – im heterodiegetischen Erzählerbericht, in den homodiegetischen Briefen des Swinegels an den Füerklubb und in der Figurenrede. Allerdings widersprechen sich die auf den verschiedenen Ebenen vorgetragenen Semantisierungen und Wertungen nicht, vielmehr ist auf allen diesen Ebenen die gezeigte grundsätzliche Tendenz nachweisbar.

3. Schröders *Swinegel*-Text im Kontext der niederdeutschen Sprach- und Literaturbewegung

Eine Darstellung Norddeutschlands, die diese Region und die ihm zugeordnete Bevölkerung als eigentliches Deutschland und als eigentliches deutsches Volk, und auch Niederdeutsch als eigentliches Deutsch bestimmt, findet sich in der niederdeutschen Literatur nicht nur bei Schröder. Schon in dem Gedicht *An de Ollmärker un Garleger* des 1851 gestorbenen Wilhelm Bornemann erscheint Hermann der Cherusker – bereits seit dem 16. Jahrhundert als Vorkämpfer der deutschen Nation rezipiert (vgl. Weidner 2009) – als

Plattdeutschsprecher und damit Plattdeutsch als Nationalsprache: „Doa stund all by *westfälsche Poort* / *Held Herrmann* – un sprack plattet Woort“ (Bornemann 1868: 296).

Dass Plattdeutsch in verschiedener Hinsicht dem Hochdeutschen überlegen sei, ist ein wiederkehrendes Thema in der Literatur auf und über Niederdeutsch vor allem der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts.[136] Birte Arendt arbeitet heraus, dass Mitte des 19. Jahrhunderts angesichts des großen Erfolgs von niederdeutscher Literatur ein Diskursumschwung hin zu einer allgemeinen Aufwertung des Niederdeutschen stattfand (vgl. Arendt 2010: 92). Als besseres, eigentliches Deutsch erscheint Platt auch in einem Gedicht von Friedrich Dörr in dessen Anthologie von 1869. Dort wird das Hochdeutsche als eine Schwester des Plattdeutschen bezeichnet, über die es heißt: „Se snackt half dütsch un half latinsch“ (Dörr 1869: 3), sie sei also kein reines Deutsch, wohingegen das Plattdeutsche mit „Du büs Natur!“ (ebd.: 4) als unverfälscht naturwüchsig angesprochen wird.

Geht es in der zeitgenössischen niederdeutschen Literatur vor allem um sprachliche Aspekte, dehnt Schröders *Swinegel*-Buch den Wirkungsraum, in dem Norddeutsches paradigmatisch für ganz Deutschland erscheint, in weitere Lebensbereiche aus. Für die niederdeutsche Sprach- und Literaturbewegung dienten solche Semantisierungen von Niederdeutsch und Norddeutschland auch der Rechtfertigung ihrer eigenen Relevanz. Als öffentlicher Zusammenhang von Institutionen und Einzelpersonen mit Niederdeutschbezug in einem sprachlichen Umfeld, in dem Niederdeutsch nicht mehr selbstverständlich war,[137] stand die niederdeutsche Sprach- und Literaturbewegung des 19. Jahrhunderts von Anfang an unter Rechtfertigungsdruck. Nicht nur in Bezug auf die Volksbildung, sondern auch für die deutsche Einigung wurde Niederdeutsch teilweise als hinderlich gesehen und etwa von Ludolf Wienbarg als unpatriotisch bezeichnet. In seiner Schrift *Soll die plattdeutsche Sprache gepflegt oder ausgerottet werden?* von 1834 heißt es, er sei gewiss, dass alle Patrioten in folgendem Punkt übereinstimmten:

> es sei nicht wünschenswerth, daß die ohnehin aussterbende und vermodernde plattdeutsche Sprache, gehegt und gepflegt werde, es sey im Gegentheil wünschenswerth, daß sie sich je eher je lieber aus dem Reiche der Lebendigen verliere. (Wienbarg 1834: 40)

Angesichts solcher Positionen und der zeitgenössisch dominanten Begründung der deutschen Nation mithilfe einer gemeinsamen Sprache[138] ist es kein Wunder, dass niederdeutsche Literatur und auch die Förderung niederdeutscher Sprachlichkeit begründungs- und rechtfertigungsbedürftig waren.[139] Rechtfertigende Funktion haben die Vorworte und Gedichte über niederdeutsche Sprache, die in vielen niederdeutschen Lyriksammlungen enthalten sind, aber auch Klaus Groths erklärtes Ziel, in seinen *Briefen über Hochdeutsch*

[136] Langhanke und Ruoss (2018: 115) weisen allerdings darauf hin, dass der Niederdeutschdiskurs der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts in seiner Summe den Wert des Hochdeutschen für die Nationenbildung nicht bestritt und als alternatives Wirkungsfeld für Niederdeutsch die literarische Schriftlichkeit betrachtete.

137 Diese Definition der niederdeutschen Sprach- und Literaturbewegung ist im Rahmen eines Vortrags auf dem 9. Nachwuchskolloquium des VndS ausgearbeitet worden. Sie ist in der Beschäftigung mit Beiträgen von Ulf-Thomas Lesle (vor allem Lesle 1986, 2015 und 2017) entstanden.

[138] Zu diesem Aspekt sowie zu weiteren Gründen der Mundartabwertung vgl. Arendt (2010: 77–80).

[139] Niederdeutsche Literatur gänzlich ablehnende Stimmen dürften allerdings die Minderheit gewesen sein. In Langhanke und Ruoss (2018: 114) heißt es über den Niederdeutschdiskurs im 19. Jahrhundert: „Selten vertreten wird die Meinung, dass eine erneuerte niederdeutsche Schriftlichkeit grundsätzlich verfehlt sei.“

und Plattdeutsch „den Werth des Plattdeutschen für die Gesammtsprache und die ganze Nation“ (Groth 1858: 72) zu begründen.[140]

Der kommerzielle Erfolg der niederdeutschen Literatur in den 1850er Jahren und ihre Aufnahme in den Bereich der angesehenen Literatur, von der zahlreiche Rezensionen niederdeutscher Texte in überregionalen Zeitschriften zeugen,[141] scheint die niederdeutsche Sprach- und Literaturbewegung eine Zeitlang aus sich selbst heraus gerechtfertigt zu haben.[142] Sogar Wienbarg gesteht der niederdeutschen Literatur in *Die plattdeutsche Propagande und ihre Apostel*, seiner 1860 unter dem Pseudonym Freimund erschienenen Auseinandersetzung mit Groths *Briefen über Hochdeutsch und Plattdeutsch*, Existenzberechtigung zu, „schreibt man doch gewisse Sachen offenbar besser plattdeutsch, als hochdeutsch“ (Wienbarg 1860: 7), solange das Schreiben auf Niederdeutsch „innerhalb der natürlichen Grenzen dieses Dialekts“ (ebd.: 14) bleibe.

In der direkten Gegenüberstellung mit Johann Meyers *Ditmarscher Gedichten* macht Wienbarg „Dr. Groth“, wie er ihn stets nennt, allerdings folgenden Vorwurf:

> Es findet sich aber überdies etwas in den „Ditmarscher Gedichten“, wovon sich in dem Quickborn des Herrn Dr. Groth fast so gut wie gar keine Spur vorfindet, sondern höchstens nur einige sehr schwache und mißlungene Versuche. Ich meine das, was man gewöhnlich wohl im Leben Patriotismus oder Vaterlandsliebe zu nennen pflegt, ein Etwas, wovon der Herr Dr. Groth allerdings keinen Gebrauch machen konnte, wollte er durch sein Plattdeutsch und seine daran geknüpften Bestrebungen sein Glück in der Welt machen, wie er es gemacht hat. (ebd.: 35)

Die Bezogenheit niederdeutscher Literatur auf die Nation als Rechtfertigungsgrund und auch das Spannungsverhältnis zwischen Niederdeutsch und der Nation bleiben präsent. Die Thematisierung aktueller für ganz Deutschland bedeutsamer Ereignisse mit einer gleichzeitigen Darstellung der deutschen Nation als wesentlich norddeutsch in Schröders S*winegel*-Text kann vor diesem Hintergrund als Rechtfertigungs- und Vermarktungsstrategie für niederdeutsche Literatur angesichts des Nachlassens ihrer Popularität in den 1860ern gesehen werden.

Dieser Popularitätsverlust ist differenziert darzustellen. Einerseits verzeichnet Ulrich Weber in seiner Darstellung des plattdeutschen Büchermarkts zwischen 1800 und 1915 für jedes Jahrfünft zwischen 1845 und 1875 eine Steigerung der Anzahl der plattdeutschen Buchauflagen (vgl. Weber 1990: 429), und Reuter, „der erfolgreichste neuniederdeutsche Schriftsteller“ (Langhanke 2015: 499), veröffentlichte die seinen Ruhm begründenden größeren Prosatexte gar erst zwischen 1859 und 1868 (vgl. ebd.).[143] Andererseits

[140] Das heißt aber nicht, dass Groth Niederdeutsch als Nationalsprache bestimmte. Vielmehr schreibt er: „Mit der politischen Einheit Deutschlands hat die Sprache gar nichts zu thun, diese Einheit wird durch ganze andere Mächte gestört oder erhalten“ (Groth 1858: 72).

[141] Zum Netzwerk aus literarischen Vereinen und Zeitschriften, Schriftstellern und Kritikern, in dem sich Groth, Reuter und Brinckman bewegten, und zur Bewertung und Aufnahme, die sie erfuhren, vgl. Scheuermann (2017).

[142] Zur Rezeption niederdeutscher Literatur um die Mitte des 19. Jahrhunderts vgl. zusammenfassend und mit einem Fokus auf Sprachreflexion Langhanke und Ruoss (2018: 102–116).

[143] Bei Scheuermann (2017: 156) heißt es dazu: „Nach Erscheinen von ‚Ut mine Stromtid‘ war Reuter seit Mitte der 1860er Jahre zu einer Zelebrität geworden“.

finden sich in Rezensionen der frühen 1860er Jahre sowohl die Äußerung eines Überdrusses angesichts zahlreicher mediokrer niederdeutscher Neuerscheinungen wie auch die Konstatierung dieses Überdrusses beim Publikum. Robert Prutz veröffentlichte 1861 im von ihm herausgegebenen *Deutschen Museum* eine Sammelrezension niederdeutscher Veröffentlichungen, in der es einleitend heißt, die plattdeutsche Literatur sei Mode geworden,[144] was einerseits „rasche Erfolge und glänzende Triumphe“ (Prutz 1861: 798) dieser Literatur, andererseits aber auch große Nachteile mit sich bringe:

> Zu diesen Nachtheilen rechnen wir ganz besonders, daß eine literarische Richtung, welche einmal das zweideutige Glück hat, in die Mode zu kommen, nun auch von solchen angebaut wird, die gar keinen innern Beruf dazu haben, sondern die sich eben nur von der äußerlichen Rücksicht auf den Beifall des Tages leiten lassen; wir rechnen dazu ferner die Uebertreibungen, in welche eine derartige Richtung zu verfallen pflegt, sowie die gewagten und nutzlosen Experimente, welche damit angestellt werden. (ebd.)

Eine gewisse Sättigung des Interesses angesichts einer Zunahme der niederdeutschen Neuerscheinungen ist in diesen Worten zu erkennen, und so werden denn in dem Artikel auch von drei besprochenen plattdeutschen Büchern zwei negativ bewertet.[145] Friedrich Dörr konstatiert 1862 gar eine allgemeine Abnahme des Publikumsinteresses an der niederdeutschen Literatur insgesamt – sogar gegenüber dem Publikumsliebling Reuter, was für das angesprochene Werk *Hanne Nüte un de lütte Pudel* zutreffen mag, für die weiteren Werke Reuters der 1860er Jahre sicherlich nicht:

> Der Aufschwung, welchen die neuplattdeutsche Literatur während der letzten zehn Jahre genommen, scheint sich bereits bedeutend seinem Ende zu nahen; die Begeisterung, mit der man von allen Seiten den plattdeutschen Schriftstellern entgegenkam und ihre Gedichte zum Theil unbesehen, wenigstens vielfach unverstanden, als meisterhaft pries, ist heute bedenklich abgekühlt; man wird schwerlich wie vor zehn Jahren Urtheilsfähige, damals trunken von Groth’s „Quickborn“, ausrufen hören, nur in dem Buche sei noch Poesie, die hochdeutsche Sprache sei viel zu starr, zu kalt, zu wenig wohlklingend u. s. w. Während man damals den einen Idioten gescholten hätte, welcher den „Quickborn“ nicht gelesen, fragt man heute, fast immer vergeblich, ob jemand das jüngste bedeutende Werk in plattdeutscher Sprache, „Hanne Nüte“ von Reuter, gelesen habe, oder vielmehr, man fragt auch gar nicht mehr, man kümmert sich nicht mehr um die plattdeutsche Literatur. (Dörr 1862: 268)

Zwar konstatiert noch 1864 ein anonym erschienener Artikel in den *Blättern für literarische Unterhaltung*: „Plattdeutsche Bücher erscheinen in so großer Anzahl auf dem

[144] Auch Groth verwendet diese Bezeichnung für die niederdeutsche Literatur der 1850er Jahre. In einem zeitgenössisch nicht veröffentlichten Text von 1864 schreibt er: „[D]urch mich wurde das Plattdeutsch Mode“ (Groth 1930: 23).

[145] Eduard Hobeins *Blömings un Blomen ut frömden Gorden* wird als „verkehrtes Unternehmen“ (Prutz 1861: 799) bezeichnet, und über Marie Mindermanns *Plattdeutsche Gedichte in bremischer Mundart* heißt es, es „würde die plattdeutsche Literatur keinen erheblichen Verlust erlitten haben, falls sie ungedruckt geblieben wären“ (ebd.: 800).

allgemeinen Büchermarkt, daß man sie kaum mehr überschauen kann“ (o. A. 1864: 205), doch lässt sich eine Abnahme der Neuerscheinungen mit Beginn der 1860er erkennen. Zwar erschienen Folgeauflagen hauptsächlich von Werken Reuters weiterhin in großer Zahl, doch seit Anfang der 1860er kamen weniger neue niederdeutsche Texte auf den Buchmarkt. Was sich bewährt hatte, wurde weiterhin veröffentlicht, für Neuerscheinungen unbekannter Autoren scheinen die Verlage weniger bereit gewesen zu sein. Dass Ulrich Webers Daten einen anderen Eindruck vermitteln, liegt daran, dass er in seiner Übersicht die Gesamtzahl der niederdeutschen Auflagen, also auch der Folgeauflagen, verzeichnet. Weber vermerkt auch die Schwierigkeiten, die eine saubere Trennung in Neuerscheinungen, Folgeauflagen und Neuausgaben macht (vgl. Weber 1990: 425). Für die 1850er und 1860er Jahre sei es hier aber trotzdem näherungsweise versucht, die in jedem Jahr veröffentlichten niederdeutschen Neuerscheinungen anzugeben. Die Grundlage der Daten bildet die Online-Bibliographie von Peter Hansen (o. J.), deren Inhalt sich nach Erscheinungsjahr sortieren lässt. Bei Hansen verzeichnete gemischtsprachige Texte wurden berücksichtigt, nicht enthalten sind allerdings reine Übersetzungstexte, Forschungsliteratur und Wörterbücher, Neueditionen älterer Texte wie des *Heliand*, Sammlungen von „Leutegut“ (Bürger 2021: 44)[146] und bereits in Buchform erschienene Texte sowie Zeitschriften. Die berücksichtigten Ausgaben mussten keinem Mindestumfang genügen, auch Broschüren wurden aufgenommen.

Für die 1850er und 1860er Jahre stellen sich die Zahlen der niederdeutschen Neuerscheinungen wie folgt dar (vgl. Abb. 2):

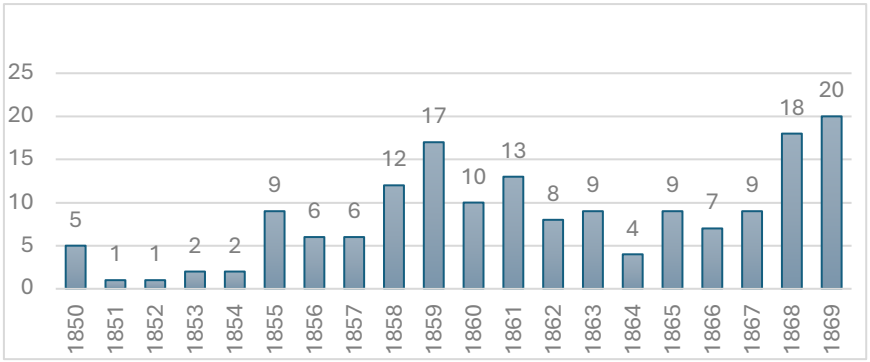

Abbildung 2: Anzahl der niederdeutschen Neuerscheinungen zwischen 1850 und 1869

Erkennbar sind ein erster Anstieg in den mittleren 1850er Jahren und dann eine deutliche Zunahme der Neuerscheinungen in den späten 1850er Jahren. Nach 17 Neuerscheinungen 1859 nimmt ihre Zahl in den Folgejahren wieder ab und erreicht 1864 einen Tiefpunkt. Eine Detailbetrachtung dieses Jahres erweist, dass von den 15 bei Hansen insgesamt verzeichneten, also auch Folgeauflagen enthaltenden Veröffentlichungen allein neun Folgeauflagen von reuterschen Werken sind. Reuter war als einziger niederdeutscher Autor der literarischen Niederdeutschmode der 1850er Jahre anhaltend erfolgreich. Die Einkünfte aus seinen Werken waren so hoch, dass er sich von ihnen in den Jahren 1866 bis 1868 eine Villa in Eisenach bauen lassen konnte.[147]

[146] Peter Bürger schlägt diese Bezeichnung statt des ein einheitliches Kollektiv suggerierenden Begriffs ‚Volksgut‘ vor.
[147] Zum Bau von Reuters Villa vgl. Dolgner (1998).

Dass das Publikumsinteresse – außer an den Werken Reuters – schwand, dürfte aber nicht nur an der literarischen Qualität der erschienenen Texte oder an fehlender Zugänglichkeit gelegen haben, sondern auch daran, dass diesen Texten von der Literaturkritik keine Experimente und keine Ausbrüche aus der eng umrissenen Darstellungswelt des ländlichen Raums und der mit ihm verbundenen Themen gestattet wurden – und diese Ausbrüche daher auch vermutlich größtenteils unterblieben. Prutz schreibt über die nach seiner Ansicht im Rahmen der Niederdeutschmode erfolgten Irrungen:

> Als ein solches nutzloses, ja schädliches Experiment betrachten wir, was speciell die zu neuem Leben erweckte plattdeutsche Literatur angeht, wenn man auf plattdeutsch zu sagen versucht, was sich auf hochdeutsch nicht allein ebenso gut, sondern sogar noch besser sagen läßt, ja was in dieser Gestalt sogar bereits gesagt ist. Soll die plattdeutsche Literatur unserer Tage überhaupt eine Berechtigung haben, so kann dieselbe nur darin liegen, daß in diesem Idiom ein Kreis von Anschauungen, eine Welt von Empfindungen zum Ausdruck gelangt, die außerhalb desselben entweder gar nicht existirt, oder doch wenigstens nicht in dieser bestimmten Färbung. (Prutz 1861: 798)

Klar ist sowohl hier wie auch bei Wienbarg, aber auch bei Vertretern der niederdeutschen Sprach- und Literaturbewegung selbst wie beispielsweise bei Dörr[148], die Tendenz zu erkennen, der niederdeutschen Literatur einen lediglich kleinen Bereich im literarischen Feld der Zeit zuzugestehen, der sich mit dem Nebentitel von Groths *Quickborn* als „Volksleben“ benennen lässt. Laut Langhanke und Ruoss (2018: 114) trat zur Themengruppe des Ländlichen noch die des Humoristischen. Diese Einschränkung der Themen, die niederdeutsche Literatur nach dem Urteil vieler Zeitgenossen behandeln sollte, ließ neben Reuter, dessen Texten zugestanden wurde, diesem Konzept von niederdeutscher Literatur zu entsprechen (vgl. ebd.), nur wenige weitere Autor*innen erfolgreich sein. Auch der von Dörr hochgeschätzte Johann Meyer (vgl. Dörr 1859: 362) erreichte mit seinen *Ditmarscher Gedichten* von 1858/59, die erst 1876 in zweiter Auflage erschienen, nicht annähernd die Auflagenhöhen von Reuters *Läuschen un Rimels* (elfte Auflage 1871) oder auch Groths *Quickborn* (elfte Auflage 1869).[149]

Dörr führt 1862 noch einen weiteren Grund dafür an, dass niederdeutsche Neuerscheinungen nicht mehr mit dem gleichen Interesse wie einige Jahre zuvor aufgenommen wurden: die Orientierung des Publikums hin zu politischen Themen und zum Nationalismus. Er schreibt:

> Der Wind, welcher heuer weht, ist überall der Kunst und Poesie nicht günstig. Wo an das Herz des Patrioten die Mahnung schlägt, alle Kraft daranzusetzen, die Entwickelung des deutschen Volks bis zu dem erwünschten Ziele fördern zu helfen, wo die Augen auf der Wacht sein müssen hier und dort zum Schutze der bedrohten Grenzen des Vaterlandes, in solcher Zeit gilt mit Recht oder

[148] Dörr schreibt in einer Besprechung von 1858 über Groth, dass dieser, wo er die Schranken seines Talents überschreite und etwa eine „Ballade im höhern Stil“ schreibe, es nicht zur Vollendung bringe, „[a]ber in der einfachen idyllischen Dorfgeschichte, da ist er zu Hause!“ (Dörr 1858: 98).

[149] Die Auflagenzahlen sind Seelmann und Seelmann (1979) entnommen.

> Unrecht Poesie als unnützes Spielwerk, das man für eine andere Zeit beiseite schiebt. (Dörr 1862: 268)

Wenn Schröder in seinem *Swinegel*-Text von 1869 nun politische Themen im Zusammenhang mit der Nationenbildung des Deutschen Reichs behandelt, lässt sich das als Aufgreifen des von Dörr geschilderten Publikumsinteresses an nationalen Themen verstehen. Vor dem Hintergrund insgesamt nachlassenden Interesses an niederdeutscher Literatur, so sie nicht von Reuter stammte, der Einhegung der Themen und Schreibweisen niederdeutscher Literatur durch die Kritik und anhaltender Rechtfertigungsprobleme arbeitete Schröder sehr explizit und schon am Titel erkennbar Themen des politischen Felds in seinen *Swinegel* und in andere Texte ein, um diese am Markt einigermaßen erfolgreich positionieren zu können. Dabei wahrt er mittels der humoristischen Darstellung der Ereignisse und des ländlichen Herkunftsorts des Swinegels zwar die Verbindung zu zeitgenössischen Erwartungen an niederdeutsche Literatur, überschreitet sie aber in Richtung der großen, aktuellen Politik, so wie der Swinegel die Grenzen Buxtehudes überschreitet.

Weshalb Schröder überhaupt hoffte, mit niederdeutschen Texten erfolgreich zu sein, und dass er propreußisch-nationalistische Positionen aus Überzeugung vertrat, kann seine Autorenbiografie erklären und zeigen.

4. Lebenslauf und Literatursprachwahl Schröders

Direkt zu Beginn seines Nachrufs auf Schröder in der *Gartenlaube* bemerkt Friedrich Hofmann, dass Schröders Name nur wenig bekannt geworden sei: „Wenn wir unseren Lesern berichten, daß Wilhelm Schröder in der ersten Octoberwoche in Leipzig gestorben, so werden nicht wenige fragen: wer war denn der Mann?“ (Hofmann 1878: 703). Hofmann ruft daraufhin Schröders bekanntesten Text in Erinnerung, das Märchen vom Wettlauf zwischen Hase und Igel, das für Hofmann „zu jenen glücklichen Griffen in der Volksdichtung [gehört], die so rasch zum Gemeingut werden, daß, wie bei unzähligen Volksliedern, Märchen und Sagen, der Name des Verfassers darüber verloren geht“ (ebd.). Dieser Kommentar Hofmanns wie auch seine Interpretation der Swinegelfigur als Repräsentanten der Bauern der Lüneburger Heide[150] zeigt Hofmanns hohe Wertschätzung für Schröder als Autor innerhalb des Feldes der niederdeutschen Literatur, wurde dieser zeitgenössisch doch, wie im vorangehenden Kapitel dargelegt, vor allem dann Wert zugeschrieben, wenn sie sich als Ausdruck und Schilderung des Volkslebens rezipieren ließ.

Als weitere von ihm positiv empfundene Eigenschaft Schröders stellt Hofmann in seinem Nachruf dessen deutschnationalen Patriotismus dar. Nach Darstellung Hofmanns war es Schröders propreußische Einstellung, die ihn 1866 in eine tiefe materielle Krise stürzte. 1808 in Oldendorf geboren, besuchte Schröder das Gymnasium in Stade und die Universität in Leipzig. Anschließend gründete er 1840 das *Hannoversche Volksblatt*. Dieses wurde nach dem Preußisch-Österreichischen Krieg und der preußischen Annexion Hannovers eingestellt. Hofmann schreibt:

[150] Hofmann schreibt, dass der Swinegel „mit aller hausväterlichen Würde des kleinen Bauern der Haidegegend auftritt“ (Hofmann 1878: 703).

> Offen und mannhaft für Preußen eintretend, verlor er die Mehrzahl seiner Zeitungsleser; das Blatt und mit ihm seine Erwerbsquelle ging zu Grunde, nach und nach mußte Schröder Haus und Hof und zuletzt seine werthvolle Bibliothek verkaufen und den heimischen Boden verlassen. (Hofmann 1878: 703)

Franz Brümmers *Lexikon der deutschen Dichter und Prosaisten vom Beginn des 19. Jahrhunderts bis zur Gegenwart* stellt Schröders Lebenslauf und den Grund der Einstellung des *Volksblatts* wie Hofmann dar, beide heben Schröders materielle Not in der Zeit zwischen der Einstellung seiner Zeitung und seinem Tod in Leipzig 1878 hervor (vgl. Brümmer 1913: 315). In die Zeit nach 1866 und wohl bedingt von der Notwendigkeit, als freier Schriftsteller Geld zu verdienen, fällt die schriftstellerische Hauptproduktion Schröders. Direkt sein erstes nach der Einstellung des *Hannoverschen Volksblatts* erschienenes Buch – *Swinegel's Lebensloop un Enne in'n Staate Muffrika* – orientiert sich in Titel und Hauptfigur am *Wettlopen*-Text von 1840. Die inhaltliche Beziehung dieser beiden Texte wird nicht ganz klar, möglicherweise ist der *Wettlopen*-Swinegel der Vater des *Lebensloop*-Swinegels, beginnt der niederdeutsche Text doch mit: „As nu de lütje Swinegel söß Jahr old worden wöör“ (Schröder 1867: 3).

Die Verbindung von niederdeutscher Literatur mit Themen des politischen Feldes zeichnet bereits diesen Text von 1867 aus. Allerdings befasst sich *Swinegel's Lebensloop un Enne* nicht mit der aktuellen Politik. Vielmehr spielt sich der Aufstieg des *Lebensloop*-Swinegels, der wieder der Vater des Swinegels aus *Swinegels Reise nah Paris* ist, im fiktiven Kleinstaat Muffrika[151] ab, und die politischen Ereignisse, die im Text auftauchen, sind Ereignisse der Vergangenheit wie die napoleonischen Kriege oder die Revolution von 1848. Das Verhältnis von Deutschen und Franzosen spielt allerdings auch hier schon eine gewichtige Rolle – die Grundlage für den sozialen Aufstieg des Swinegels zum Minister ist, dass er einem Franzosen, der ihm versehentlich auf den Fuß getreten ist, gegen das Schienbein tritt (vgl. Schröder 1867: 33–35).[152]

Angesichts der Bekanntheit, die *Dat Wettlopen* gewonnen hatte, dürfte Schröder gehofft haben, mit der Wahl der Titelfigur von dieser Bekanntheit profitieren zu können. So fehlt denn auf dem Titel von *Swinegel's Lebensloop* auch nicht der Hinweis, dass der Autor „Verfasser des plattdeutschen Volksmärchens ‚Dat Wettlopen twischen den Haasen un den Swinegel up de lütje Haide bi Buxtehude‘“ (Schröder 1867: Titel) sei. Auch auf dem Titel von *Swinegels Reise* wird dieser Text erwähnt und Schröder als „Verfaater van ‚Swinegel's Wettloop‘, ‚Swinegel's Lebensloop un Enne‘, ‚Heidsnucken‘ etc. etc.“ (Schröder 1870: Titel) angeführt.

---

[151] Zur Verwendung der Bezeichnung ‚Muffrika‘ und ihrer geographischen Verortung findet sich in einem *Gartenlaube*-Artikel von 1867, dass sie unter Hannoveranern gebräuchlich sei. ‚Muffrika‘ bezeichne einerseits „jeden Landstrich, der, mehr oder weniger hinter der Entwickelung der übrigen Welt zurückgeblieben“ sei, andererseits als spezifische Region den „wenig bereiste[n] Westen des ehemaligen Welfenreichs“ und darin speziell „das Meppensche an der Mittelems und der holländischen Grenze“ (M. B. 1867: 774).

[152] Auch im hochdeutschen Eingangsgedicht von *Swinegel's Lebensloop* spielt die nationale Dimension eine Rolle und wird die Hauptfigur des Buches als Repräsentant der Deutschen und antagonistisch zu den Franzosen eingeführt: „Er war nicht geistreich, wenn er machte Scherze, / Avec esprit, wie der Franzose thut; / O nein, sie waren etwas derb – jedoch er hatt' ein Herze, / Ein warm Gemüth – das macht, er war ein *deutsches* Blut“ (Schröder 1867: 2; Hervorhebung im Original gesperrt gedruckt).

Auffällig ist, dass von den zwölf bei Brümmer aufgeführten Werken Schröders neun auf Niederdeutsch verfasst sind. Schröder sah also durchaus noch Chancen, um mit niederdeutschen Texten Geld zu verdienen. Die im Bewusstsein des Publikums erfolgte Verbindung seines Namens – wenn er überhaupt bekannt war – mit dem niederdeutschen Swinegel-Text von 1840 dürfte ihr Übriges dazu beigetragen haben, dass Schröder vor allem niederdeutsche Texte verfasste. Dass sowohl Brümmer als auch Hofmann die Kümmerlichkeit seiner Verhältnisse hervorheben, zeigt allerdings, wie wenig erfolgreich er in ökonomischer Hinsicht damit war.

Die Wahl explizit politischer und speziell tagespolitischer Stoffe dürfte auch dazu gedient haben, die Texte über die Gruppe der schon vorher spezifisch an niederdeutscher Literatur Interessierten hinaus bekannt zu machen. Das intendierte Publikum von Schröders *Swinegels Reise nah Paris* dürfte vor allem auch Angehörige der unteren Klassen einbezogen haben, womit die Vermittlung politischer Inhalte an diese einherging. Lässt sich diese Intention bei Schröder nur aus dem Text selbst, seiner einfachen Handlungsführung und seinem teilweise derben Humor erschließen, findet sich in der für diesen Aufsatz benutzten Ausgabe von Dörrs Anthologie von 1869 der Besitzstempel des Arbeitervereins zu Celle, der dieses Zielpublikum zumindest für dieses Werk bestätigt.

5. Fazit

Es konnte gezeigt werden, dass Schröders *Swinegels Reise nah Paris as Friedensstifter* auf der Ebene des Erzählten aktuelle Ereignisse des politischen Feldes behandelt und diese auch zur Grundlage seiner Narration macht. Neben diesen aktuellen Ereignissen dient die Teilung der erzählten Welt in ‚Paris / Frankreich‘ und ‚Buxtehude / Norddeutschland / Deutschland‘ als Handlungstreiber. Der Text behandelt in der Gegenüberstellung dieser Bereiche wesentliche Kriterien, die zeitgenössisch für nationale Zugehörigkeit in Anschlag gebracht wurden. Die deutsche nationale Identität wird dabei im Text wesentlich norddeutsch semantisiert.

Dass Schröder überhaupt aktuelle politische Ereignisse in seinen niederdeutschen Texten thematisierte, steht Erwartungen, die seit den 1850er Jahren an niederdeutsche Literatur bestanden, entgegen. Niederdeutsche Literatur wurde im literarischen Feld der Zeit vorrangig den Themengebieten des ländlichen Alltagslebens und des Humoristischen zugeordnet. Nicht dazu gehörte die Ebene der Staatspolitik, in die der Swinegel mit seiner Reise zu Napoleon eintritt. Dass Schröder diese Ebene ins Zentrum seines Textes stellt, mag als Grund haben, dass er so den Gegenstandbereich niederdeutscher Literatur erweitern und seinen Texten mit ihrer äußerst positiven Darstellung des preußisch dominierten Nationenbildungsprozesses ein größeres Publikum erschließen wollte.

Dass Schröder auf Niederdeutsch schrieb, obwohl das Interesse von Publikum und Kritik an nicht von Reuter stammender niederdeutscher Literatur in den 1860er nachgelassen hatte, dürfte darin begründet sein, dass sein Name, sofern er bekannt war, mit dem niederdeutschen Text *Dat Wettlopen twischen den Swinegel un den Hasen up de lütje Haide bi Buxtehude* verknüpft war. Dieser Umstand begründet auch die Wiederaufnahme der Swinegel-Figur in mehreren Texten.

Welchen Umfang die Politisierung der niederdeutschen Literatur insgesamt ab den 1860ern annahm, wie stark nationalistisch geprägt sie war und ob sie sich im Ganzen mit nachlassender Popularität der nicht von Reuter stammenden niederdeutschen Literatur[153] erklären lässt, ist weiterführend zu untersuchen. Auch die Rezeptionsebene ist hier zu berücksichtigen: Wer war das intendierte Publikum der niederdeutschen Texte? Zielten Autor*innen wie Schröder tatsächlich auf die einfache Landbevölkerung oder eher auf ein gebildeteres Publikum? Oder schrieben sie Texte, die mehrfache Adressierungen vornahmen? Und wer las die Texte dann tatsächlich? Konnte das Aufgreifen aktueller politischer Ereignisse den niederdeutschen Texten neue Leser*innen bringen? Und wie wurde diese Aktualität in zeitgenössischen Rezensionen bewertet? Dass sich in den späten 1860er Jahren die Bewertungskriterien für niederdeutsche Literatur in Richtung nationalistischer Brauchbarkeit verschoben hatten, legt zumindest der Wandel der Bewertung nahe, die Friedrich Dörr Wilhelm Bornemann zuteilwerden ließ. Noch 1858 wertete er dessen Gedichte gegenüber denen von Groth mit der Begründung ab, Bornemann habe hochdeutsch gedacht und sich nur selbst übersetzt (vgl. Dörr 1858: 97). In Dörrs Anthologie von 1869 hingegen ist Bornemann mit sechs Gedichten über die preußische Vergangenheit und die Kriege gegen Napoleon der meistvertretene Autor. Texte Wilhelm Schröders wurden von Dörr allerdings nicht aufgenommen.

Referenzen

Primärliteratur

B., M. 1867. Moorbilder aus Muffrika, in: *Die Gartenlaube*, Bd. 49 (1867), S. 774–776.

Borchling, Conrad und Hermann Quistorf (Hrsg.). 1927. *Tausend Jahre Plattdeutsch. Proben niederdeutscher Sprache und Dichtung vom Heliand bis 1900*. Glückstadt: Kock.

Bornemann, Wilhelm. 1868. *Plattdeutsche Gedichte*. Aus den hinterlassenen Schriften des verstorbenen Dichters, unter Wiederaufnahme älterer Dichtungen desselben, gesammelt und herausgegeben von Carl Bornemann. 7. Auflage. Berlin: Decker.

Bullerdiek, Bolko und Ingrid Straumer (Hrsg.). 2015. *Plattdütsch Land. Hunnert Johr in Geschichten un Gedichten*. Hamburg: Quickborn.

Die deutschen Mundarten. 1899. *Niederdeutsch. Auserlesenes aus den Werken der besten Dichter alter und neuer Zeit*. 2. Auflage. Berlin: Regenhardt.

Dörr, Friedrich. 1858. Plattdeutsche Literatur. Erster Artikel, in: *Blätter für literarische Unterhaltung*, Jg. 1858, Erster Band, S. 97–105.

Dörr, Friedrich. 1859. Plattdeutsche Literatur. Zweiter Artikel, in: *Blätter für literarische Unterhaltung*, Jg. 1859, Erster Band, S. 357–363.

Dörr, Friedrich. 1862. Plattdeutsche Literatur, in: *Blätter für literarische Unterhaltung*, Jg. 1862, Erster Band, S. 268–275.

[153] Das Wort von der Mode aufgreifend, das sowohl Groth als auch Prutz im Zusammenhang mit niederdeutscher Literatur der 1850er Jahre gebrauchen, ließe sich für die 1860er Jahre vielleicht von einer Reutermode sprechen, die der Niederdeutschmode nachfolgte und einen Autor und seine Werke aus dieser herauslöste. Die Berechtigung dieser Bezeichnung wäre noch durch eine systematische Sichtung der Rezeptionszeugnisse zu erweisen.

[Dörr, Friedrich] (Hrsg.). 1869. *Plattdütsches Volksbok. Ole un nie Rimels un Vertellen*. Berlin: Eichhoff.

Goltz, Reinhard und Ulf-Thomas Lesle (Hrsg.). 2006. *Dat Land so free un wiet. Von Lüttenheid bis Appelbaumchaussee. 150 Jahre niederdeutsche Literatur*. Hamburg: Hoffmann und Campe.

Groth, Klaus. 1858. *Briefe über Hochdeutsch und Plattdeutsch*. Kiel: Schwers.

Groth, Klaus. 1871. *Quickborn. Zweiter Theil. Volksleben in plattdeutschen Dichtungen ditmarscher Mundart*. Leipzig: Engelmann.

Groth, Klaus. 1930. *Die patriotische Wirksamkeit eines schleswig-holsteinischen Privatmannes*. Neumünster: Wachholtz.

Hansen, Heinrich Egon. 1968. Klaus Groth und Martin Börsmann. Der Briefwechsel zweier Niederdeutscher, in: *Jahrbuch der Männer vom Morgenstern*. Bd. 49, S. 161–245.

Hofmann, Friedrich. 1878. Wilhelm Schröder, in: *Die Gartenlaube*, Bd. 42 (1878), S. 703.

Kölln, Hermann (Hrsg.). 1968. *Von Groth bis Johannimloh. Plattdeutsche Lyrik*. Neumünster: Wachholtz.

Marx, Karl. 1868. Karl Marx an Johann Georg Eccarius und Friedrich Leßner in Brüssel. London, Donnerstag, 10. September 1868, in: *Marx-Engels-Gesamtausgabe digital. Briefe*. Hrsg. von der Internationalen Marx-Engels-Stiftung. Berlin: Berlin-Brandenburgische Akademie der Wissenschaften. URL: https://megadigital.bbaw.de/briefe/detail.xql?id=M0000731 [Stand: 22.03.2023].

o. A. 1864. Plattdeutsche Literatur, in: *Blätter für literarische Unterhaltung*, Jg. 1864, Erster Band, S. 205–212.

P[rutz], R[obert]. 1861. Plattdeutsche Literatur, in: *Deutsches Museum. Zeitschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben*, Jg. 11, Juli–December, S. 798–800.

Schröder, Willem [Wilhelm]. 1867. *Swinegel's Lebensloop un Enne in'n Staate Muffrika. Eene putzige plattdütsche Historie in dörtein Kapitteln mit Bildern*. Hannover: Schmorl & von Seefeld.

Schröder, Wilhelm. 1868. *Dat Wettlopen twischen den Swinegel un den Hasen up de lütje Haide bi Buxtehude. Plattdeutsches Volksmärchen*. Neue, einzig rechtmäßige, vom Verfasser selbst gestaltete Original-Ausgabe. Mit Holzschnitten und Zeichnungen von Ludwig Richter. Hannover: Schmorl & von Seefeld.

Schröder, Willem [Wilhelm]. [1870]. *Swinegels Reise nah Paris as Friedensstifter. Eene putzige plattdütsche Historje in tein Kapitteln*. 2. Auflage. Berlin: Hausfreund-Expedition.

Wienbarg, Ludolf. 1834. *Soll die plattdeutsche Sprache gepflegt oder ausgerottet werden? Gegen ersteres und für Letzteres beantwortet*. Hamburg: Hoffmann und Campe.

[Wienbarg, Ludolf] [Pseud.:] Freimund. 1860. *Die plattdeutsche Propagande und ihre Apostel. Ein Wort zu seiner Zeit*. Hamburg: Hoffmann und Campe.

Sekundärliteratur

Arendt, Birte. 2010. *Niederdeutschdiskurse. Spracheinstellungen im Kontext von Laien, Printmedien und Politik*. Berlin: Schmidt.

Brümmer, Franz (Hrsg.). [1913]. *Lexikon der deutschen Dichter und Prosaisten vom Beginn des 19. Jahrhunderts bis zur Gegenwart*. Sechste, völlig neu bearbeitete und stark vermehrte Auflage. Sechster Band. Leipzig: Reclam.

Bürger, Peter. 2021. „Kumm in minen Garden“. Eine Hinführung zu dieser Sammlung aus dem Sauerland und Nachbargebieten, in: Bürger, Peter (Hrsg.). *Feyfhundert Muaren Hiemmelblo. Südwestfälische Mundartgedichte über Begehren, Liebe und Herzensnot*. Schmallenberg: WOLL, S. 19–55.

Cordes, Gerhard und Dieter Möhn (Hrsg.). 1983. *Handbuch zur niederdeutschen Sprach- und Literaturwissenschaft*. Berlin: Schmidt.

Dolgner, Dieter. 1998. „Aber mir ist es schrecklich widerstrebend, so teuer zu wohnen; …“ – Fritz Reuters Villa in Eisenach, in: *Fritz Reuter in Eisenach*. Hrsg. im Auftrag der *Fritz Reuter Gesellschaft* von Christian Bunners und Ulf Bichel sowie für den *Förderverein Reuter-Museen* von Dieter Scheven. Hamburg: Bockel (Beiträge der Fritz Reuter Gesellschaft. 8), S. 207–221.

Eckart, Rudolf (Hrsg.). [1891]. *Lexikon der Niedersächsischen Schriftsteller von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart*. Osterwieck/Harz: Zickfeldt.

Hansen, Peter. o. J. *Die niederdeutsche Literatur*. URL: https://www.niederdeutsche-literatur.de/ [Stand: 22.10.2022].

Hennig, Beate und Jürgen Meier (Hrsg.). 2005. *Hamburgisches Wörterbuch*. Auf Grund der Vorarbeiten von Christoph Walther und Agathe Lasch. Vierter Band. Lieferungen 24–26. S. Neumünster: Wachholtz.

Hobsbawm, Eric J. 2005. *Nationen und Nationalismus. Mythos und Realität seit 1780*. Mit einem aktuellen Vorwort des Autors und einem Nachwort von Dieter Langewiesche. Aus dem Englischen von Udo Rennert. 3. Auflage. Frankfurt u. a.: Campus.

Krause, [Karl Ernst Hermann]. 1891. Schröder, Dr. Wilhelm, in: Historische Commission bei der Königl. Akademie der Wissenschaften (Hrsg.). *Allgemeine Deutsche Biographie*. Zweiunddreißigster Band. Leipzig: Duncker und Humblot, S. 533–534.

Langhanke, Robert. 2015. Zur literarischen Wiedersichtbarmachung des Niederdeutschen im 19. Jahrhundert. Konzepte und Konflikte der niederdeutschen Reliterarisierung, in: Langhanke, Robert (Hrsg.). *Sprache, Literatur, Raum. Festgabe für Willy Diercks*. Bielefeld: Verlag für Regionalgeschichte, S. 479–536.

Langhanke, Robert. 2016. Tiere im *Quickborn* oder Fuchs, Hase und Igel in der niederdeutschen Literatur: Klaus Groth und die Cultural Animal Studies, in: *Von „Reynke de vos“ bis zum „Butt“ – Tiere in der deutschen Literatur*. Hrsg. im Auftrag der *Fritz Reuter Gesellschaft* von Christian Bunners, Dieter Stellmacher und Jürgen Grote. Rostock: Hinstorff (Beiträge der Fritz Reuter Gesellschaft. 26), S. 98–123.

Langhanke, Robert und Emanuel Ruoss. 2018. Nachdenken über das sprachlich Eigene. Niederdeutsche und schweizerisch-alemannische Sprachreflexion im 19. Jahrhundert, in: *Jahrbuch des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung*, Jg. 141, S. 100–144.

Lesle, Ulf-Thomas. 1986. *Das niederdeutsche Theater. Von „völkischer Not“ zum Literaturtrost*. Hamburg: Christians.

Lesle, Ulf Thomas. 2015. Identitätsprojekt Niederdeutsch. Die Definition von Sprache als Politikum, in: Langhanke, Robert (Hrsg.). *Sprache, Literatur, Raum. Festgabe für Willy Diercks*. Bielefeld: Verlag für Regionalgeschichte, S. 693–741.

Lesle, Ulf-Thomas. 2017. Niederdeutsche Bewegung, in: Fahlbusch, Michael, Ingo Haar und Alexander Pinwinkler (Hrsg.). *Handbuch der völkischen Wissenschaften. Akteure, Netzwerke, Forschungsprogramm*. 2., grundlegend erweiterte und überarbeitete Auflage. Berlin u. a.: De Gruyter, S. 1532–1542.

Lotman, Jurij M. 2015. Die Struktur des künstlerischen Textes. Hrsg. von Rainer Grübel. 2. Auflage. Frankfurt: Suhrkamp.

Mensing, Otto (Hrsg.). 1933. *Schleswig-Holsteinisches Wörterbuch*. Volksausgabe. Vierter Band. Q bis S. Neumünster: Wachholtz.

Puschner, Uwe. 2007. Die völkische Bewegung. Geschichte, Struktur, Weltanschauung, in: Institut für niederdeutsche Sprache und Vereinigung Quickborn (Hrsg.). *Kulturraum und Sprachbilder. Plattdeutsch gestern und morgen*. Leer: Schuster, S. 29–75.

Rösler, Reinhard. 1998. „…die Träume meiner Jugend und die Hoffnungen meines gereiften Alters…“ – Fritz Reuter, Bismarck und die preußisch-deutsche Einigung, in: *Fritz Reuter in Eisenach*. Hrsg. im Auftrag der *Fritz Reuter Gesellschaft* von Christian Bunners und Ulf Bichel sowie für den *Förderverein Reuter-Museen* von Dieter Scheven. Hamburg: Bockel (Beiträge der Fritz Reuter Gesellschaft. 8), S. 159–172.

Scheuermann, Barbara. 2010. Erinnerungsort Gravelotte. Zur Wahrnehmung des Deutsch-Französischen Krieges 1870/71 in der zeitgenössischen niederdeutschen und hochdeutschen Literatur, in: *Literatur aus dem Ostseeraum und der Lüneburger Heide*. Hrsg. im Auftrag der *Fritz Reuter Gesellschaft* von Christian Bunners, Ulf Bichel und Jürgen Grote. Rostock: Hinstorff (Beiträge der Fritz Reuter Gesellschaft. 20), S. 74–100.

Scheuermann, Barbara. 2017. Die „plattdeutschen Scribenten“ Groth, Reuter und Brinckman im literarischen Diskurs ihrer Zeit. Versuch einer multimodalen Perspektivierung, in: *Jahrbuch des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung*, Jg. 140, S. 143–176.

Seelmann, E[rnst] und W[ilhelm] Seelmann. 1979. *Die plattdeutsche Literatur 1800–1915*. Biobibliographie. Leer: Schuster.

Töteberg, Michael. 1983. Sprichwort, Rätsel, Sage und Märchen, in: Cordes, Gerhard und Dieter Möhn (Hrsg.). *Handbuch zur niederdeutschen Sprach- und Literaturwissenschaft*. Berlin: Schmidt, S. 487–507.

Weber, Ulrich. 1990. Der plattdeutsche Büchermarkt zwischen 1800 und 1915 und seine Autoren, in: *Franco-Saxonica. Münstersche Studien zur niederländischen und niederdeutschen Philologie. Jan Goossens zum 60. Geburtstag*. Hrsg. von den Mitarbeitern und Mitarbeiterinnen des Niederländischen Seminars und der Niederdeutschen Abteilung des Germanistischen Instituts der Westfälischen Wilhelms-Universität und der Kommission für Mundart- und Namenforschung Westfalens. Redaktion: Robert Damme, Loek Geeraedts, Gunter Müller, Robert Peters. Neumünster: Wachholtz, S. 411–435.

Weidner, Marcus (Hrsg.). 2009. Arminius – Varus. Die Varusschlacht im Jahre 9 n. Chr., in: LWL-Institut für westfälische Regionalgeschichte (Hrsg.). *Internet-Portal „Westfälische Geschichte“*. 15.12.2009. URL: http://www.arminius-varus.lwl.org/ [Stand: 21.08.2024].

Wischermann, Ulla. 1983. *Frauenfrage und Presse. Frauenarbeit und Frauenbewegung in der illustrierten Presse des 19. Jahrhunderts*. München u. a.: Saur (Studien zur Publizistik. 24).

RegioLingua

Zeitschrift für regionale Sprache und Literatur

Herausgegeben von
Doreen Brandt, Marina Frank, Robert Langhanke, Nicole Palliwoda und Jeffrey Pheiff

Jahrgang 1 (2024)

Heft 1

Marina Frank, Robert Langhanke und Tio Roloff (Hrsg.)
Norddeutsche Sprache und Literatur. Vom Altsächsischen bis zur Masematte

Doreen Brandt

Wöör un Klaarheit. Lyrische Mehrsprachigkeit in der neuniederdeutschen Literatur

Zitationsvorschlag:

Brandt, Doreen. 2024. *Wöör un Klaarheit*. Lyrische Mehrsprachigkeit in der neuniederdeutschen Literatur, in: Frank, Marina, Robert Langhanke und Tio Rohloff (Hrsg.). Norddeutsche Sprache und Literatur. Vom Altsächsischen bis zur Masematte. = *RegioLingua. Zeitschrift für regionale Sprache und Literatur*, Jg. 1, Heft 1, S. 135–149. DOI: 10.17192/regiolingua.2024.1.1.8793.

https://journals.uni-marburg.de/regiolingua/
Kontakt: regiolingua@uni-marburg.de

Die Zeitschrift *RegioLingua* erscheint online über den Publikationsserver der Universitätsbibliothek Marburg unter der Creative Commons Lizenz CC-BY 4.0.

DOREEN BRANDT

Wöör un Klaarheit. Lyrische Mehrsprachigkeit in der neuniederdeutschen Literatur

Wöör un Klaarheit. Lyrical multilingualism in Modern Low German literature

Zusammenfassung: Angefangen bei Norbert Johannimloh gingen Autorinnen und Autoren neuniederdeutscher Lyrik seit den 1960er Jahren vermehrt dazu über, ihre Stücke mit hochdeutschen Selbstübersetzungen zu flankieren. Zunächst sah man darin eine Chance, die regionalsprachliche Lyrik einem größeren Leserkreis zu erschließen. Allerdings lässt sich beobachten, dass die Übersetzungen bald selbst zu einem Bestandteil der sprachkünstlerischen Praxis wurden, indem sie zu einer poetischen Auseinandersetzung mit der sprachlichen Differenz und ihrer Funktionalisierung im lyrischen Diskurs anregten. So sind die Selbstübersetzungen nicht mehr nur als Kalkül des Literaturbetriebs und als helfende Beitexte der niederdeutschen Stücke aufzufassen, die bei anthologischen Unternehmungen getrost vernachlässigt werden konnten. Vielmehr verschmelzen niederdeutscher und hochdeutscher Text auf textueller und schriftbildlicher Ebene zu einem mehrsprachigen und mehrstimmigen lyrischen Ganzen. Dies soll am Beispiel von Waltrud Bruhns Gedicht *Mien Wöör – Meine Wörter* aus der Gedichtsammlung *Windlast* von 1987 gezeigt werden. Zuvor werden die Ausprägungen der niederdeutsch-hochdeutschen Lyrik vorgestellt und der Versuch unternommen, sie in das Spektrum literarischer Mehrsprachigkeit einzuordnen.
Schlagwörter: neuniederdeutsche Literatur, mehrsprachige Literatur, mehrsprachige Lyrik, Selbstübersetzung.

Abstract: Starting with Norbert Johannimloh, authors of Modern Low German poetry have increasingly begun to accompany their works with self-translations into High German since the 1960s. Initially, this was seen as an opportunity to open up regional-language poetry to a wider readership. However, it can be observed that the translations themselves soon became a component of linguistic artistic practice by encouraging a poetic examination of linguistic difference and its functionalisation in lyrical discourse. Thus, the self-translations are no longer to be understood merely as a strategy in the literary business and as supporting texts of the Low German poems, which could be safely neglected in anthological projects. Instead, Low German and High German texts merge on a textual and visual level to form a multilingual and polyphonic lyrical unit. This will be shown using the example of Waltrud Bruhn's poem *Mien Wöör – Meine Wörter* 'my words' from the poetry collection *Windlast* from 1987. Beforehand, the types of Low German–High German poetry will be presented and an attempt will be made to categorise them within the spectrum of literary multilingualism.

RegioLingua
Zeitschrift für regionale Sprache und Literatur

RegioLingua. Zeitschrift für regionale Sprache und Literatur, 1 (2024), Bd. 1, 135–149.
DOI: 10.17192/regiolingua.2024.1.1.8793

Keywords: Modern Low German literature, multilingual literature, multilingual poetry, self-translation.

0. Einführung

„Mundarttexte sollten erst einmal durch ihre anders geartete Wortgebung wirken und nicht vorschnell durch Übersetzungen hochdeutsch eingemeindet werden.“, schrieb Johann Diedrich Bellmann im Vorwort zur Anthologie *Keen tiet för den Maand. Ein Lesebuch norddeutscher Mundart-Lyrik*, die 1993 im Hinstorff-Verlag in Rostock erschien (Bellmann 1993: 7). Man kann diese Anthologie als Plädoyer Bellmanns für die moderne niederdeutsche Lyrik auffassen. So hätten niederdeutsch schreibende Lyrikerinnen und Lyriker dem plattdeutschen Gedicht seit den 1960er Jahren formal und inhaltlich ein anderes Gesicht gegeben: „Der Reim schien gestorben, der Mond nicht mehr das liedträchtige Leitgestirn weltfrommer oder weltschmerzlicher Empfindungen wie bei Klaus Groth.“ (ebd.: 5) Im Bruch mit der durch Klaus Groths *Quickborn* 1852 begründeten Tradition niederdeutscher Lyrik erkannte Bellmann demnach das Moderne zeitgenössischer niederdeutscher Lyrik, die zudem auch den Anschluss an die „schriftsprachliche Lyrik“ erreichte und einen Vergleich mit dieser nicht zu scheuen brauchte (ebd.: 6). Diese moderne niederdeutsche Lyrik – oder zumindest eine Teilmenge davon – zeigt aber gegenüber der standardsprachlichen auch ein besonderes Alleinstellungsmerkmal, nämlich ihre Zweisprachigkeit in Form niederdeutscher lyrischer Gedichte mit beigeordneten hochdeutschen Selbstübersetzungen. Auch diese Form poetischer Praxis setzte in den 1960er Jahren ein.[154] Weil Bellmanns Anthologie aber die hochdeutschen Texte aus zweisprachigen lyrischen Ensembles konzeptionell begründet ausblendet, tritt diese Qualität niederdeutscher lyrischer Produktion bei ihm gar nicht in Erscheinung.[155] Demgegenüber will der vorliegende Beitrag die Aufmerksamkeit auf eben diese Qualität niederdeutsch-hochdeutscher Lyrik richten. Im ersten Schritt sollen dazu im Rückgriff auf Reinhard Goltz’ treffend betitelten Beitrag *Versteiht mi denn keeneen? – Plattdeutsche Lyriker zwischen Mundart und Standardsprache* von 1996 die Ausprägungen dieser Lyrik skizziert werden, bevor im zweiten Schritt der Versuch unternommen wird, sie in das Spektrum literarischer Mehrsprachigkeit einzuordnen. „Eine herausgehobene Position“ im Bereich der neueren niederdeutschen Lyrik mit hochdeutscher „Parallelversion“ wie auch in der neueren niederdeutschen Literatur überhaupt weist die Forschung der Autorin Waltrud Bruhn zu (Schröder 2004: 251).[156] Im dritten Schritt wird mit Waltrud Bruhns Gedicht *Mien Wöör*

[154] Vgl. hierzu Goltz (1996: 75). Den Begriff ‚Selbstübersetzung‘ übernehme ich von Reinhard Goltz. Zur Beschreibung des hier in Rede stehenden Phänomens ist er insofern adäquat, als die von Goltz befragten Autoren und Autorinnen ihr Verfahren ebenfalls als (Selbst-)Übersetzung beschrieben haben (vgl. dazu die Ausführungen in Kap. 1). Dabei ist aber im konkreten Einzelfall zu beachten, dass als Ausgangstext nicht immer der niederdeutsche und entsprechend der Zieltext auch nicht immer als der hochdeutsche anzusprechen ist. Zu berücksichtigen ist beispielsweise, dass beide Texte des zweisprachigen Ensembles auch miteinander, nicht nacheinander geschrieben worden sein können (vgl. dazu Kap. 1).

[155] Das trifft auch zu auf den Textabdruck und die Interpretationen, die Heinz Werner Pohl im Band *Nu stimm äs an dien schönste Leed!* 1997 veröffentlicht hat, darunter auch Gedichte von Norbert Johannimloh und Waltrud Bruhn aus Ausgaben mit hochdeutschen Übertragungen/Selbstübersetzungen. Vgl. Pohl (1997).

[156] Zu Bruhns Biografie und Werk siehe auch: Schuppenhauer und Müns (2000).

– *Meine Wörter* aus dem Band *Windlast* von 1987 (Bruhn 1987: 20 f.) deshalb ein Beispiel dieser Lyrik vorgestellt und untersucht.

1. Niederdeutsche Lyrik mit hochdeutschen Selbstübersetzungen

Goltz fasst hochdeutsche Glossierungen und Selbstübersetzungen als Verständnis- und Interpretationshilfen auf, womit die Autoren und Autorinnen auf Publikumseinstellungen reagiert hätten, die „sprachlich verankerte Mehrschichtigkeit“ bei niederdeutscher Lyrik ausschlössen (Goltz 1996: 75):

> Möglicherweise liegt eine Ursache für das erkennbare Bedürfnis zur sprachlichen Erläuterung in den Stereotypen, die mit literarischen niederdeutschen Texten in Verbindung gebracht werden. Hierzu zählt insbesondere eine vorgeblich einfache, unverstellte und vor allem unmittelbar wirklichkeitsbezogene Weltsicht, die sprachlich in der Mundart aufgehoben ist. Ausgehend von einem derartigen Konzept vermittelt sich die Mehrschichtigkeit lyrischer Texte nur schwer. Denn als Orientierung und Maßstab dient nach wie vor vielfach eine Vorstellung von alltäglich gesprochener Mundart – womit auch ausgedrückt ist, daß dem Niederdeutschen der Status einer Literatursprache, gemessen etwa an der Standardsprache, nur unter Einschränkungen zugestanden wird. (ebd.: 74)

Ein Grund, den die von Goltz befragten Autoren und Autorinnen selbst für die Selbstübersetzungen vorbrachten, war der Versuch, sich mit ihnen ein größeres Publikum zu erschließen.[157] Das geht zusammen mit einer Beobachtung zum zeitgenössischen niederdeutschen Literaturbetrieb, die Robert Langhanke mit folgenden Worten auf den Punkt gebracht hat:

> Die neuere niederdeutsche Lyrik, […], steht vor dem Problem einer geringen Schnittmenge an Rezipienten: Leser, die an Formen moderner Lyrik interessiert sind, haben häufig keine Lesekompetenzen im Bereich niederdeutscher Dialekte oder auch kein Interesse an niederdeutscher Literatur, und Leser, die an Formen niederdeutscher Literatur interessiert sind und diese auch lesen können, haben häufig kein Interesse an experimentelleren Literaturformen, sodass die Zahl der Leser klein bleibt und zu einem großen Teil im akademischen Umfeld zu suchen ist. (Langhanke 2010: 15)

Mit anderen Worten: Die Schnittmenge von sprachkompetenten Lesern und Leserinnen auf der einen und lyrikinteressierten Lesern und Leserinnen auf der anderen Seite ist denkbar gering. Es handelt sich hierbei aber keinesfalls um ein spezifisches Problem der niederdeutschen Lyrik, sondern um ein Problem von Dialekt- bzw. regionalsprachlicher Lyrik überhaupt. So stellte Josef Berlinger in seiner 1983 veröffentlichten Studie *Das zeitgenössische Dialektgedicht* fest: „Mit Dialektgedichtbänden läßt sich wenig Geschäft machen. Sie werden gewöhnlich nur in jener Region gekauft und gelesen, der der Dialekt

[157] Zum Beispiel Norbert Johannimloh und Waltrud Bruhn, vgl. Goltz (1996: 77, 84).

und der Autor entstammen.“ (Berlinger 1983: 270) Geringe Verkaufszahlen seien nicht nur auf die Tatsache zurückzuführen,

> daß es sich um Dialektlyrik handelt, sondern auch darauf, daß es sich um Dialektlyrik handelt. Es liegt also an der Gattung allgemein – auch hochdeutsche Gedichtbände haben meist ähnliche Auflagen. Dennoch schränkt der Dialekt die Verbreitung von Gedichten eher ein: die regionalen Sprach- und Verständnisgrenzen lassen sich nicht hinwegdiskutieren. (ebd.: 271)

Vor diesem Hintergrund wird es nachvollziehbar, dass die Autorinnen und Autoren niederdeutscher Lyrik seit den 1960er Jahren vermehrt dazu übergegangen sind, ihre Texte mit hochdeutschen Übersetzungen zu versehen (Goltz 1996: 75). Goltz zeigt in diesem Zusammenhang verschiedene Formen dieser Praxis auf:[158]

1. Angefangen bei dem westfälischen Dichter Norbert Johannimloh (1930–2022) und seiner Gedichtsammlung *En handvoll Rägn* von 1963 ist die niederdeutsche Lyrik zusehends mit hochdeutschen Selbstübersetzungen flankiert worden, die aber – wie die Autoren Norbert Johannimloh und Siegfried Kessemeier (1930–2011) und die Autorin Renate Molle (1942–2012) Goltz gegenüber betonten – keinen lyrisch-literarischen Eigenwert beanspruchen, sondern als bloße Verständnishilfen gedacht seien (Goltz 1996: 77–79). Die Vorrangstellung, die dem niederdeutschen Text jeweils zugesprochen wird, zeigt sich bei Kessemeier und Molle auch darin, dass sie den niederdeutschen Text jeweils auf der rechten Buchseite positioniert haben, die hochdeutsche Übersetzung dagegen auf der linken, weil – so Kessemeier – im Buch die rechte Seite die vorrangigere und gewichtigere Seite sei und damit der Vorrang des plattdeutschen Textes betont werde.[159]
2. Weiterhin stellt Goltz unter der Zwischenüberschrift „Original und Übersetzung in einem Wechselspiel“ solche Lyrik vor, bei der niederdeutscher und hochdeutscher Text durch eine „ästhetische Untrennbarkeit“ gekennzeichnet seien (ebd.: 79). Als Vertreter nennt er Georg Bühren (geb. 1955), Oswald Andrae (1926–1997) und Bolko Bullerdiek (geb. 1939).
3. Ferner macht Goltz auch solche niederdeutsche Lyrik aus, deren hochdeutsche Selbstübersetzungen ästhetisch ganz eigenständige Texte seien. Sie seien folglich auch nicht als bloße Verständnishilfen zu begreifen (wie 1), fügten sich aber auch nicht mit ihren niederdeutschen Pendants zu einer lyrischen Einheit (wie 2). Zu dieser Ausprägung niederdeutsch-hochdeutscher Lyrik zählt er das

[158] Bei Goltz (1996: 77–84) unter c, d und e. Neben den Selbstübersetzungen nennt Goltz (1996: 75 f.) außerdem das Verfahren der Glossierung, entweder im Wortanhang (z. B. Hinrich Kruse, Greta Schoon, Elke Paulussen, Aloys Terbille) oder auf derselben Seite (z. B. Carl Scholz). Ein jüngeres Beispiel aus dem Jahr 2016 liegt mit der Anthologie *hüügen un haefst* von Hermann May vor. Ebenfalls zu beobachten seien nach Goltz (1996: 84 f.) jeweils eigenständige Variationen eines Themas oder Gedankens – mal in niederdeutscher, mal in hochdeutscher Sprache, die also nicht mehr als Selbstübersetzungen zu begreifen seien. Dies beobachtet er etwa in der Ausgabe *In diesem Land* von Elisabeth Meyer-Runge aus dem Jahr 1980. Zu diesem mehrsprachigen Verfahren vgl. Radaelli (2011: 52 f.).

[159] Zitiert nach Goltz (1996: 78). Über diese Einschätzung ließe sich streiten, wenn man an die Leserichtung von links nach rechts denkt und die damit verbundene privilegierte Wahrnehmung der linken Buchseite.

> Werk der schleswig-holsteinischen Dichterin Waltrud Bruhn (1936–1999) (ebd.: 83). Nach eigener Aussage habe aber auch sie zunächst deshalb mit den hochdeutschen Übersetzungen angefangen, weil Kenner der niederdeutschen Literatur ihr zu Verständnishilfen für das Publikum rieten (ebd.: 84).

Was also einerseits als Problem des niederdeutschen Literaturbetriebs und der niederdeutschen Literatur selbst aufgefasst wird, nämlich ihre regionalsprachlich bedingte geringe Publikumsreichweite, hat andererseits in der Lyrik allmählich zu einer neuen poetischen Praxis geführt: zur Selbstübersetzung. Es handelt es sich um eine Praxis vor dem Hintergrund der Mehrsprachigkeit und Diglossie im norddeutschen Raum und gleichzeitig um ein bemerkenswertes Phänomen literarischer Mehrsprachigkeit.

2. Literarische Mehrsprachigkeit

Der Begriff ‚Literarische Mehrsprachigkeit' meint im engeren Sinne „das Schreiben in mehr als einer Sprache" (Kilchmann 2012: 11), wobei die Forschung sich unter anderem für die Formen „der ästhetischen Aufbereitung von Mehrsprachigkeit" interessiert und für „die Formen und Funktionen mehrsprachiger Schreibpraktiken" (ebd.: 12). Dieser Fokus kann bezogen sein auf das mehrsprachige Gesamtwerk eines Autors oder einer Autorin oder aber auf den konkreten mehrsprachigen literarischen Text bzw. das mehrsprachige literarische Werk (Radaelli 2011: 48). Nach dem Kriterium der ‚Wahrnehmbarkeit' kann hier weiter unterschieden werden zwischen latenter und manifester (auch: impliziter oder expliziter) Mehrsprachigkeit. Latente Mehrsprachigkeit bei einem Text liegt dann vor, „wenn andere Sprachen nur unterschwellig vorhanden und nicht unmittelbar wahrnehmbar sind; er weist also auf den ersten Blick eine einsprachige Oberfläche auf" (ebd.: 61) – im Unterschied zu manifester Mehrsprachigkeit. Bei dieser Form wird weiter differenziert zwischen Sprachmischung und Sprachwechsel. Im ersten Fall ist der Gebrauch verschiedener Sprachen erkennbar, ohne dass diese deutlich bestimmten Sprachsegmenten zugeordnet werden können, wie im Fall von Sprachwechsel, wenn Segmente wie Worte, Satzteile, Sätze, Verse, Strophen, Abschnitte und Kapitel einmal in der einen, einmal in der anderen Sprache formuliert sind (Dembeck 2020: 125, Radaelli 2011: 54–61). Und schließlich lassen sich Formen literarischer Mehrsprachigkeit weiter differenzieren nach den Sprachen, die an der Konstitution der Heterolingualität beteiligt sind. Dies können Einzelsprachen sein, wie Nationalsprachen, aber auch Varietäten davon oder sogar erfundene Sprachen.[160]

Die Kombination von niederdeutscher und hochdeutscher Sprache ist keine Innovation der neueren niederdeutschen Lyrik, wenngleich etwa Martin Schröder die Lyrikausgaben, „die mit einer mehr oder weniger ausgeprägten standardsprachlichen Begleitung erscheinen" (Schröder 2004: 250), in diesem Zusammenhang besonders hervorhebt. Nach Schröder umfasst das Korpus der niederdeutschen Literatur sämtliche als Literatur intendierten Werke auf Niederdeutsch bzw. mit niederdeutschen Sprachmerkmalen,[161] doch unterscheidet er bei der Frage nach der Extension des Begriffs ‚Niederdeutsche Literatur'

[160] Vgl. Dembeck und Parr (2020: 10). Zur Definition der Sprachformen, die Mehrsprachigkeit konstituieren, siehe auch Sieburg (2020: 69–100).
[161] Schröder (2004: 242 und [in ähnlicher Formulierung] 246 und 248).

eine Basisliteratur von einer Interferenzliteratur. Der Begriff Basisliteratur beschreibt die Werke mit intendierter niederdeutscher Literatursprache im Kontinuum von Basisdialekt bis zur regionalen Umgangssprache (ebd.: 248), die aufgrund ihrer Sprachlichkeit dem Teilsystem ‚Niederdeutsche Literatur' zugeordnet werden könne. Hinzu trete aber auch eine breitgefächerte Interferenzliteratur mit verschiedenen Übergangsformen zur standardsprachlichen Literatur, deren Texte sich aufgrund ihrer gemischten sprachlichen Anteile sowohl dem System niederdeutsche Literatur als auch dem System der Standardliteratur zuordnen ließen (ebd.: 249). Dazu sind auch die hier in Rede stehenden zweisprachigen lyrischen Textensembles zu zählen.

Von einem Phänomen literarischer Mehrsprachigkeit wird man in Bezug auf die neuere niederdeutsche Lyrik ohne Zweifel ausgehen dürfen: Mehrsprachigkeit zeichnet die Autoren und Autorinnen aus als sprachlich gleichsam niederdeutsch wie hochdeutsch sozialisierte Sprecher und Sprecherinnen, die überdies in beiden Sprachen literarisch produktiv geworden sind. Und mehrsprachig sind auch die bewussten Lyrikausgaben, in denen niederdeutsche Lyrik mit hochdeutschen Worterläuterungen oder eben mit Selbstübersetzungen kombiniert ist.

Bezogen auf das einzelne zweisprachige Ensemble in einer so gestalteten mehrsprachigen Ausgabe fällt die Zuordnung hingegen keineswegs leicht. Die Autoren und Autorinnen in der Kategorie 1 beschreiben die hochdeutschen Selbstübersetzungen als den niederdeutschen Ausgangstexten nachgeordnete bloße Verständnishilfen ohne den Anspruch eigenständiger lyrischer Qualität und auch ohne besonderen Bezug auf den Ausgangstext. Der hochdeutschen Übersetzung kommt hier eher die Funktion eines Paratextes des niederdeutschen Basistextes zu; als integraler Bestandteil eines zweisprachigen lyrischen Textes wird sie nicht aufgefasst. Anders verhält es sich mit Kategorie 2, also mit den zweisprachigen Ensembles, in denen nach Goltz niederdeutscher und hochdeutscher Text von den betreffenden Autoren als Einheit angelegt worden sind, was dem Lesepublikum auch mit dem jeweiligen Schriftbild vermittelt wird. Die niederdeutschen und hochdeutschen Texte der Kategorie 3, die Waltrud Bruhn vertritt, bildeten nach Goltz aufgrund ihrer jeweiligen ästhetischen Eigenständigkeit keine lyrische Einheit. Folgte man dieser Einschätzung, so ließe sich wie bei Kategorie 1 auch in ihrem Fall nicht von einem mehrsprachigen Ganzen sprechen. Allerdings deutet sich auch bei Waltrud Bruhn ein Entstehen beider Teile im Zusammenhang und in Auseinandersetzung miteinander an. Auch in ihr sei nämlich irgendwann die poetische Phantasie der ‚Übersetzerin' erwacht. So äußerte sie einmal:

> Hier oder da einen Stolperstein werfen, einen kleinen Umweg gehen, eine Verdeutlichung machen, ein winziges Spiel der Phantasie beginnen, um das Labyrinth der Sprache einen kleinen Spalt weit zu öffnen![162]

Ungeachtet der produktionsästhetischen Seite der Textgenese, die dem Leser oder der Leserin ja nicht in jedem Fall offen zutage liegt, wird man in rezeptionsästhetischer Sicht aber auch eine von der Intention und dem Verständnis der Autoren und Autorinnen unabhängige, zumal durch die typografische Gestaltung grundsätzlich ermöglichte

[162] Zitiert nach Goltz (1996: 84).

Wirkungsentfaltung der Präsentation niederdeutscher Lyrik mit hochdeutscher Übersetzung in Betracht ziehen dürfen – also ihre Wahrnehmung und Lektüre als ein explizit heterolinguales lyrisches Ganzes mit Sprachwechsel, indem die sprachlich differenten Teile die Bedeutungskonstitution des jeweils anderen Teils wie letztlich auch der zweisprachigen Einheit insgesamt bedingen. So bin ich bei Waltrud Bruhn verfahren.

3. Waltrud Bruhn: *Mien Wöör – Meine Wörter*

Die schleswig-holsteinische Autorin und Künstlerin Waltrud Bruhn (1936–1999) trat seit den 1970er Jahren schriftstellerisch hervor. Der Text, der hier näher vorgestellt werden soll, trägt den Titel *Mien Wöör – Meine Wörter*. Er ist Teil der Sammlung *Windlast*, die 1987 in Glückstadt erschien.[163] Darin steht er in einer Reihe von Stücken, die ganz überwiegend das Schreiben thematisieren und reflektieren; sie sind „Gedichte über das Dichten", wie es Gerd Spiekermann formuliert hat (Spiekermann 1989: 15), und das Schreiben „[wird] zu einem Hauptthema des Buches", konstatiert Jürgen Byl (Byl 1989: 15). Dieter Möhn und Reinhard Goltz schließen daran an (Möhn und Goltz 2016: 357 f.). Im Folgenden wird das zweisprachige lyrische Ensemble im Rückgriff auf den Band *Windlast* abgedruckt:

	Mien Wöör –	Meine Wörter –
	Wöör un Lief,	Wörter und Leib,
	lief- un warraffdig	leib- und wahrhaftig
	Lief un Leev	Leib und Liebe
5	un Leev un Leven	und Liebe und Leben
	laat di verklaren.	laß dir's erklären.
	Laat dat blieven.	Ach, laß es bleiben.
	Wöör und Klaarheit!	Wörter und Klarheit!
	Lief un Leven	Leib und Leben
10	Leev und Leeven	Liebe und Leben
	Wöör un Wöör	Wörter und Wörter
	un mien.	und meine.
	Maal mien	Einst meine
	nu dien.	nun deine.

Zusammen mit den Bänden *Greekenland/Griechenland Reisen. Plattdeutsche Gedichte, hochdeutsche Übertragungen* (1984), *Fama Fortuna Rosen* (1991), *Gras Adern Fragmente* (1997) und *Vun Ag un ok – vun't Ach* (2002) zählt *Windlast* zu den Lyrikbänden Bruhns, in denen sie ihren niederdeutschen Stücken hochdeutsche Fassungen zur Seite gestellt hat, wobei Dieter Möhn und Reinhard Goltz in Bezug auf den Band von 1984 noch einmal betont haben, die Selbstübersetzungen seien „keineswegs als Übersetzungshilfe gedacht" (Möhn und Goltz 2016: 356). „Vielmehr handelt es sich um jeweils eigenständige und daher formal teilweise stark abweichende lyrische Verarbeitungen." (ebd.: 356 f.) Zwar ist die lyrisch-literarische Produktivität Bruhns in beiden Sprachen also immer wieder anerkennend vermerkt worden, doch wie sich die sprachlich verschiedenen Gedichtfassungen jeweils zueinander verhalten, ist bislang kaum untersucht worden. Dies ist angesichts der immer wieder festgestellten poetologischen bzw. schreib- und

[163] Vgl. die Buchbesprechungen von Byl (1989) und Spiekermann (1989).

sprachreflexiven Dimension ihrer Lyrik durchaus bemerkenswert, wird aber wohl auch damit zu erklären sein, dass die niederdeutsch-hochdeutsche Interferenzliteratur insgesamt kaum Aufmerksamkeit in der niederdeutschen Philologie erregt hat (Schröder 2004: 253), ebenso wie auch „[e]ine originäre Behandlung des Teilsystems niederdeutsche Literatur oder auch ihre Betrachtung in Beziehung zum standardsprachlichen System durch die allgemeine deutsche Literaturwissenschaft“ bislang nicht stattgefunden habe (ebd.: 255), wie Martin Schröder treffend bemerkt. Ganz unabhängig von der niederdeutschen Sprachlichkeit der hier zu betrachtenden lyrischen Ensembles mag mit Blick auf das Phänomen literarischer Mehrsprachigkeit eine grundsätzliche Unsicherheit der Forschung hinzutreten, nämlich in der Frage, wie in diesem Zusammenhang eigentlich mit Selbstübersetzungen umzugehen sei. So beschreibt Giulia Radaelli Werke mit Selbstübersetzung beispielsweise als „ein in zwei Sprachen vorliegendes, zweifaches Einzelwerk“, das sie von dem „mehrsprachigen Einzelwerk“ unterscheidet (Radaelli 2011: 53).[164]

In dem Gedicht *Mien Wöör – Meine Wörter* erörtert die Äußerungsinstanz erstens die Bedeutung, die ihre eigenen Worte für sie selbst haben, und zweitens das Problem, sich mit ihnen klar und verständlich auszudrücken. Verhandelt wird zugleich die Frage, wem die Worte in dieser Mitteilungssituation gehören, wobei sich mit dem lyrischen Diskurs ein Ablösungsprozess vollzieht – markiert durch die besitzanzeigenden Ausdrücke *Mien Wöör – Meine Wörter* am Beginn (V. 1) und *Maal mien / nu dien – Einst meine / nun deine* am Ende (V. 13 f.). Entfaltet ist dieser Prozess in einem dreiteiligen Aufbau aus These, Antithese und Synthese und in einem kommunikativen Setting, in dem ein Ich – die Urheberinstanz der Worte – sich gegenüber einem direkt adressierten Du äußert, das selbst nicht zu Wort kommt und im Text unkonturiert bleibt. Diese Struktur wird einerseits typografisch angezeigt, andererseits durch den Einsatz von Wiederholungsfiguren. Die Synthese in den Versen 13 und 14 (*Maal mien / nu dien – Einst meine / nun deine*) ist durch eine Leerzeile deutlich abgesetzt von These und Antithese. Diese bilden einen Block von zwölf Versen, wobei dieser Versblock mit dem Wort *Mien – Meine* bzw. *mien – meine* an seinem Beginn wie auch an seinem Ende gerahmt wird. Einmal mehr unterstreicht diese Rahmung das eingangs genannte Thema der Wortzugehörigkeit im kommunikativen Zusammenhang. Der zwölfversige Block kann weiter unterteilt werden in zwei Blöcke aus je sechs Versen, wobei die Grenze zwischen beiden Blöcken zum einen wiederum durch eine Wiederholungsfigur markiert ist – diesmal eine Anapher –, zum anderen durch eine semantische Differenz, die beide Blöcke zugleich als These und Antithese ausweist. Denn schließt der erste Block mit dem Vers *laat di verklaren – laß dir's erklären* (V. 6), so beginnt der zweite sogleich mit dem Vers *Laat dat blieven – Ach, laß es bleiben* (V. 7), der eine abrupt gewandelte Haltung der Äußerungsinstanz anzeigt. Es stellt sich die Frage, worin diese besteht. Dazu müssen Teil 1 (These) und Teil 2 (Antithese) für sich genommen zunächst näher betrachtet werden, wobei ich nun zunächst den niederdeutschen Text in den Blick nehme.

Was es eigentlich ist, das die adressierte Instanz sich erklären lassen soll, ist nichts geringeres als die Bedeutung der Worte für die Äußerungsinstanz. Versprachlicht wird diese Bedeutung mit einer Assoziationskette. Die Verkettung wird unter anderem durch eine weitere Wiederholungsfigur – die Anadiplose – erzeugt, indem gleich dreimal das letzte

[164] Als problematisch wird hier die Kategorie ‚Werk' und in ihrem Kontext die Kategorie ‚Original' aufgefasst, da es bei Selbstübersetzungen kein Original mehr gebe. Damit favorisiert Radaelli eine produktionsästhetische Sicht, während dieser Beitrag (wie oben ausgeführt) die Rezeptionsperspektive auf die zweisprachigen lyrischen Ensembles einnimmt.

Wort des Verses am Beginn des folgenden Verses wieder aufgenommen wird;[165] kombiniert wird diese Figur mit der Alliteration von /w/ und /l/: *Mien **Wöör** – / **Wöör** un **Lief** / **lief**- un warraffdig / Lief un **Leev** / un **Leev** un Leven / laat die verklaren*. 'Worte', 'Leib', 'Liebe' und 'Leben' werden auf diese Weise in eine Reihe gesetzt und klanglich exponiert. Die Reihenbildung durch Anadiplose und Alliteration insinuiert, dass alles mit allem zu tun hat: Mit den Worten wird der Leib/Körper assoziiert, mit diesem Leib- und Wahrhaftigkeit und schließlich auch Liebe, welche ihrerseits die Assoziation ‚Leben' evoziert. Im Versuch, eben das zu vermitteln, besteht das Anliegen des ersten Teils.
Auf den (auch gegen sich selbst gerichteten) Widerspruch *Laat dat blieven* (V. 7), mit dem der antithetische Teil 2 eröffnet wird, folgt die Forderung nach Klarheit: *Wöör un Klaarheit!* (V. 8). Und dieser Forderung kommt die Äußerungsinstanz im Folgenden gleich zweifach nach: *Lief un Leven / Leev und Leeven / Wöör und Wöör / un mien*. (V. 9–12). Wieder arbeitete Bruhn hier mit Wiederholungen, denn es handelt sich hier um das beinah exakt mit Teil 1 identische Wortmaterial: *Wöör, Wöör; Lief, Lief; Leven, Leven* und *Leev*. Lediglich das zweite *Leev* aus Teil 1 ist hier ersetzt durch das Derivat *Leeven*. Die geforderte *Klaarheit* wird in Teil 2 nun derart umgesetzt, dass erstens anstelle einer Kette oder Reihe in Teil 1 etymologisch sinnvolle Wortpaare gebildet werden: *Leven* ist *Lief* zugeordnet, *Leeven* entsprechend zu *Leev* gruppiert und *Wöör* schließlich zu *Wöör*. Die Alliteration als Klangfigur bleibt dabei erhalten, nicht aber die Anadiplose.
Zweitens tritt in diesem Zusammenhang eine grafisch realisierte Vereindeutigung hinzu, die interessanterweise zusammenfällt mit einer Abweichung von den niederdeutschen Schreibkonventionen nach Johannes Sass:[166] Die Graphemfolge <Leeven> mit Doppel-<e> ist in diesen Konventionen nämlich gar nicht vorgesehen. Lange Vokale, wenn sie wie hier in einer offenen Tonsilbe stehen, sollen mit einem einfachen Vokal-Buchstaben wiedergegeben werden. An die Graphemfolge <leven> mit nur einem <e> sind aber im Niederdeutschen zwei unterschiedliche Bedeutungen geknüpft – zum einen die Bedeutung 'lieben', zum anderen die Bedeutung 'leben'. So dient die Schreibung mit Doppel-<e> hier vermutlich dem Fingerzeig darauf, dass im niederdeutschen Text 'lieben' gemeint ist, angelehnt an die regelkonforme Doppel-<e>-Schreibung im verwandten Wort *Leev* 'Liebe', das im Text unmittelbar vorausgeht. So gesehen folgt die Bezeichnung der Vokallänge an dieser Stelle dem morphematischen Prinzip der hochdeutschen Orthografie und der niederdeutsche Text erweist sich damit als ein latent mehrsprachiger Text.
Zwar ließe sich hinterfragen, ob die beschriebene grafische Vereindeutigung angesichts der erkennbaren etymologischen Paarbildung nicht obsolet ist, aber in jedem Fall kommt die Äußerungsinstanz hier ihrer auch an sich selbst gestellten Forderung nach *Klaarheit* und Eindeutigkeit in der sprachlichen Kommunikation nach oder übererfüllt sie sogar, und zwar in dem Versuch zu vermitteln, was die eigenen Worte für sie bedeuten. Der Widerspruch *Laat dat blieven* (V. 7), mit dem Teil 2 auf die Aufforderung *laat di verklaren* (V. 6) am Ende von Teil 1 reagiert, dürfte dann nicht als Absage an sprachliche Kommunikationsversuche an sich zu verstehen sein, sondern an Formen ungeordneter Vermittlungsversuche, wie sie – zumindest aus Sicht der Äußerungsinstanz – Teil 1 repräsentiert: Entsprechend wird die assoziative Kette aus Teil 1 ersetzt durch etymologische, das heißt sinnvolle Wortpaare in Teil 2. Und so erschließt sich möglicherweise auch die Bedeutung der Synthese *Maal mien* / *nu dien* (V. 13 f.): Unter der Voraussetzung nämlich, dass die Senderinstanz ihr Anliegen klar und deutlich kommuniziert, also der Forderung nach *Klaarheit* nachkommt, hat die Empfängerinstanz überhaupt eine Chance, die Worte

[165] Zur Anadiplose vgl. Lausberg (^{2}1973: § 619).
[166] Vgl. die *Regeln für die plattdeutsche Rechtschreibung* in: Der neue Sass (2016: 16–20, hier bes. 17). Die Regel zur Schreibung von Vokalen in offenen Tonsilben findet sich auch in älteren Ausgaben von Sass' Wörterbuch, vgl. Sass (1972: [5]). Zur Schreibung des Niederdeutschen vgl. auch Hinsch (1983).

zu verstehen und sie sich anzueignen – und das scheint im vorliegenden Fall um so dringlicher, als es bei diesen Worten ja um die Vermittlung der Bedeutung von Worten für die Senderinstanz geht.

Als nächstes ist die hochdeutsche Fassung in die Analyse einzubeziehen. Die niederdeutschen und hochdeutschen Gedichte in *Windlast* sind zeilensynoptisch abgedruckt. Der niederdeutsche Text steht auf der linken Seite, ihm gegenüber auf der rechten Seite ist der hochdeutsche Text abgedruckt. Mit Rücksicht auf die mediale Einheit der Doppelseite im aufgeschlagenen Buch und auf die Wahrnehmungs- und Leserichtung von links nach rechts, wird der niederdeutsche Text in der Lektürefolge privilegiert. Die Synopse regt ein Lesen Zeile für Zeile an oder eröffnet jedenfalls die Möglichkeit dazu. Wird diese Möglichkeit genutzt, so geht das Lesen ruhig dahin, wechselt der Blick immer wieder von der niederdeutschen linken zur hochdeutschen rechten Seite und wieder zurück. Als Leser oder Leserin stellt man dabei fest, dass die rechte Seite die Worte der linken Seite beständig und zuverlässig wieder aufnimmt – nur eben in einer anderen Sprachform, mit anderem Bild und Klang. So als spräche jemand vor und ein anderer spräche nach, oder so als hallte ein Echo nach, indem das Gesagte zwar noch wiederzuerkennen ist, dann aber doch schon leicht verfremdet erscheint. So trifft es jedenfalls zu auf Teil 1, die These:

Mien Wöör –	Meine Wörter –
Wöör un Lief,	Wörter und Leib,
lief- un waraffdig	leib- und wahrhaftig
Lief und Leev	Leib und Liebe
un Leev un Leven	und Liebe und Leben
laat di verklaren.	laß dir’s erklären.

In Teil 2, der Antithese, stellen sich dann hingegen Irritationsmomente für den Leser oder die Leserin ein, indem das nachhallende Lesen durch Abweichungen gestört wird. So wird der Eingangsvers (V. 7) durch Ergänzung der Interjektion *Ach* erweitert: *Laat dat blieven. – Ach, laß es bleiben*. Diese Erweiterung korreliert mit dem durch Vers 7 artikulierten Widerspruch zu Vers 6 (*laat di verklaren*), womit dieser Widerspruch im lyrischen Diskurs zugleich exponiert wird. Es folgt entsprechend dem niederdeutschen Ausgangstext die Forderung *Wörter und Klarheit!* (V. 8). Nur wird sie im Unterschied zu diesem in den folgenden drei Versen nicht vollständig eingelöst. Zwar heißt es analog zum Ausgangstext auch in Vers 9 *Leib und Leben* und in Vers 11 *Wörter und Wörter*, doch Vers 10 folgt dem etymologischen Ordnungsprinzip nicht: *Leev und Leeven* wird im hochdeutschen Text wieder aufgenommen mit *Liebe und Leben*. Mit Blick auf das zweisprachige lyrische Textganze muss der Versuch der Ordnung durch Vereindeutigung an dieser Stelle als gescheitert gelten. Und auch in der einzeltextlichen, also nur auf den hochdeutschen Text gerichteten Perspektive wird der Forderung nach Klarheit nicht in der Weise entsprochen, wie es der niederdeutsche Text vorführt: Es unterbleibt die stringente Bildung etymologischer Wortpaare. Womöglich handelt es sich hier um einen der ‚Stolpersteine‘, die Bruhn nach eigener Aussage zuweilen in die hochdeutschen Texte eingearbeitet hat.

Die beschriebenen Abweichungen, die im zeilensynoptischen Lektüreprozess für den Leser oder die Leserin wahrnehmbar werden, zeigen auf die Interaktion der beiden sprachlich differenten Teile und folglich auf ein kommunikatives Setting, das über beide Einzeltexte hinweg aufgespannt ist und sie zu einem mehrsprachigen lyrischen Textganzen integriert. Das Mitteilungswagnis in der Kommunikation zwischen Sender- und Empfängerinstanz wird demnach nicht nur diskursiv in den Einzeltexten zwischen einem

manifesten Ich und einem angesprochenen Du verhandelt, sondern auch in der erweiterten Kommunikationssituation. In dieser kann jenes einzeltextliche Du mit der aufnehmenden Instanz des hochdeutschen Textteils identifiziert werden. Denn diese ist es, die trotz der kommunikativen Ordnungsversuche im Ausgangstext nicht alles hinreichend versteht, dadurch Abweichungen erzeugt und die in beiden Teilen des Ensembles artikulierte Klarheits-Forderung damit nicht einlöst, vielleicht sogar ad absurdum führt. Nach Martin Schröder habe die niederdeutsche Literatur insgesamt die „literarischen Chancen mangelnder orthografischer Regulierung“ nicht genutzt (Schröder 2004: 257 f.). Mit Waltrud Bruhns *Mien Wöör – Meine Wörter* wird man ihm da widersprechen müssen. Denn gerade mit den Möglichkeiten orthografischer Nicht-Regulierung und kombiniert mit der zeilensynoptischen typografischen Gestaltung führt *Mien Wöör – Meine Wörter* vor, dass der Versuch, sich sprachlich in aller Deutlichkeit zu verständigen, nicht notwendig gelingen muss. Störungen in der Übersetzung repräsentieren hier Störungen im Verständigungsprozess. So erhält womöglich auch die Synthese beider Teile des Ensembles noch eine weitere Bedeutung, nämlich die Einsicht und Akzeptanz der Äußerungsinstanz, dass das, was man einmal geäußert hat, nicht notwendig so aufgenommen wird, wie man es selbst versteht.

Zurecht ließe sich nun einwenden, dass Bruhns lyrisches Œuvre mitnichten konsequent den niederdeutschen Schreibkonventionen verpflichtet ist und die in *Mien Wöör – Meine Wörter* beobachtete Störung demzufolge auch nicht im Sinne einer lyrischen Mehrsprachigkeit überbewertet werden darf. So folgt die Grafie in *Windlast* wiederholt dem morphematischen Prinzip, das in der hochdeutschen Rechtschreibung gilt, von der Sass’schen Schreibung dabei aber abweicht. Das trifft etwa zu auf das Gedicht *Geburtsdagsleed* (Bruhn 1987: 38–45), wo Bruhn in Analogie zur einsilbigen Grundform *Duun* ‘Daune’ den Plural *Duunen* ‘Daunen’ mit Doppel-<u> in offener Tonsilbe realisiert, während die Konvention hier keine Kennzeichnung der Vokallänge, also die Schreibung <Dunen>, vorsieht. Zahlreiche weitere Beispiele aus *Windlast* ließen sich hier ergänzen. Doch haben diese Abweichungen nicht das Potenzial, den Leser oder die Leserin im zeilensynoptischen Leseprozess zu irritieren, wie das in *Mien Wöör – Meine Wörter* der Fall ist. Das hat u. a. zwei Gründe:

Der erste Grund betrifft die Homonymie von ‚lieben‘ und ‚leben‘ im Niederdeutschen, sofern man lediglich die grafische Ausdrucksseite betrachtet und die lautliche außer Acht lässt. Wird in Bezug auf Homonyme in der beschriebenen Weise von der Schreibkonvention abgewichen, so kann man dahinter die Absicht zur semantischen Vereindeutigung vermuten, indem grafisch angezeigt wird, welche Bedeutung an das Formativ geknüpft ist. Doch wird diese Vereindeutigung in der hochdeutschen Übersetzung nicht dokumentiert, so dass es zu einer semantischen Differenz zwischen niederdeutschem und hochdeutschem Text kommt, welche ihrerseits auf das einzeltextlich verhandelte Problem zurückverweist. Diese Konstellation ist – um beim Beispiel zu bleiben – im Fall von *Duunen* im Gedicht *Geburtsdagsleed* nicht gegeben.

Der zweite Grund ist die sprachliche Äquivalenzbeziehung zwischen Ausgangs- und Zieltext. Tatsächlich fällt *Mien Wöör – Meine Wörter* gegenüber anderen Texten in *Windlast* gerade dadurch auf, dass der hochdeutsche Text den niederdeutschen über weite Strecken lediglich lautlich umsetzt. Unterschiede in der Wortwahl, in der Wortfolge oder in

der Syntax können hingegen kaum beobachtet werden. Das hebt die beschriebenen Abweichungen einmal mehr in besonderer Weise hervor und spricht für ihre bewusste Setzung durch die Autorin und mehr noch für ihre Absicht, den Leser oder die Leserin zu irritieren.

4. Fazit

Die Lektüre und Analyse des mehrsprachigen lyrischen Ensembles *Mien Wöör – Meine Wörter* hat bestätigt, dass die hochdeutschen Texte in Waltrud Bruhns lyrischem Œuvre keine bloßen Übersetzungshilfen sind. Nur lässt sich dies nicht allein auf ihre lyrisch-ästhetische Eigenständigkeit beziehen, sondern noch weiter fassen: Niederdeutscher und hochdeutscher Text können als ein lyrisches Ganzes betrachtet und aufeinander bezogen werden. Es mag paradox erscheinen, doch wird dieses Aufeinander-Bezogen-Sein durch Abweichungen zwischen den sprachlich differenten Teilen des Ensembles konstituiert, die bei einer zeilensynoptischen Lektüre wahrgenommen werden können und das Potential haben, den Leser oder die Leserin zu irritieren. So repräsentiert Waltrud Bruhns Gedicht eine Form textbezogener literarischer Mehrsprachigkeit.

Um lyrische Mehrsprachigkeit handelt es sich insofern, als Sprachwechsel, zeilensynoptisch organisiertes Schriftbild und orthografische Nicht-Regulierung (im Niederdeutschen) einen lyrikspezifischen Attraktor[167] konstituieren, der erstens die Aufmerksamkeit des Lesers oder der Leserin auf das Verständigungsproblem mit Worten lenkt, das im Einzeltext verhandelt wird, und der zweitens aber dieser Reflexion im Einzeltext eine weitere Reflexionsebene erschließt. Diese ist ihrerseits über das zweisprachige lyrische Ensemble aufgespannt und integriert auf diese Weise die zwei Teile des Ensembles zu einem mehrsprachigen lyrischen Gedicht. Erst als ein lyrisches Ganzes betrachtet, entfaltet das Stück dann sein volles Sinnpotential und seinen vollen ästhetischen Reiz.

Inwiefern diese Beobachtungen für die niederdeutsche Lyrik mit hochdeutschen Selbstübersetzungen insgesamt zutreffen, muss zunächst weiteren Untersuchungen vorbehalten bleiben. In keinem Fall wird es dabei um die ‚hochdeutsche Eingemeindung' niederdeutscher Lyrik gehen, um noch einmal das Eingangszitat von Bellmann aufzurufen, sondern vielmehr um die Sichtbarmachung eines interessanten Phänomens literarischer Mehrsprachigkeit und mehrsprachiger literarischer Praxis in der neueren niederdeutschen Literatur. Und was im Besonderen die Lyrik Waltrud Bruhns betrifft, so ist Friedrich W. Michelsen zuzustimmen: „Lohnend ist es, sich jeweils beiden Fassungen zu widmen." (Michelsen 1997: 217)

Referenzen

Bellmann, Johann D. 1993. *Keen Tiet för den Maand. Ein Lesebuch norddeutscher Mundart-Lyrik*. In Verbindung mit der Freudenthal-Gesellschaft hrsg. von Johann D. Bellmann. Rostock: Hinstorff.

[167] Zu diesem Begriff vgl. Zymner (2019: 29 f.). „Lyrische Attraktoren sind solche Auffälligkeiten (d. h. ›Störungen‹; ›Stutzpunkte‹, die den vom lyrischen Sprachzeichengebilde vielleicht sogar vorbereiteten Wahrnehmungsgleichlauf unterbrechen) in der organisierten Komplexität von Faktur, Information oder auch Schriftbildfläche […], die die Aufmerksamkeit des Rezipienten (Lesers oder Hörers) auf sich ziehen/›fesseln‹ und u. U. verstehensrelevante Aufmerksamkeitsspuren begründen" (ebd.: 29).

Berlinger, Josef. 1983. *Das zeitgenössische deutsche Dialektgedicht*. Frankfurt: Lang.

Bruhn, Waltrud. 1987. *Windlast. Plattdüütsch Gedichten. Hochdeutsche Übertragungen*. Glückstadt: Augustin.

Byl, Jürgen. 1989. Scheherazade oder: Über die Grenzen der niederdeutschen Poesie. Gedanken zu dem Buch 'Windlast' von Waltraud Bruhn, in: *Quickborn*, Bd. 79, S. 14–17.

Dembeck, Till und Rolf Parr. 2020. Mehrsprachige Literatur. Zur Einleitung, in: Dembeck, Till und Rolf Parr (Hrsg.). *Literatur und Mehrsprachigkeit. Ein Handbuch*. Unter Mitarbeit von Thomas Küpper. Tübingen: Narr, S. 9–14 [Erstausgabe 2017].

Dembeck, Till. 2020. III.1 Sprachwechsel/Sprachmischung, in: Dembeck, Till und Rolf Parr (Hrsg.). *Literatur und Mehrsprachigkeit. Ein Handbuch*. Unter Mitarbeit von Thomas Küpper. Tübingen: Narr, S. 125–163 [Erstausgabe 2017].

Goltz, Reinhard. 1996. Versteiht mi denn keeneen? Plattdeutsche Lyriker zwischen Mundart und Standardsprache, in: *Vun Böker un Minschen. Festschrift für Friedrich W. Michelsen zum 70. Geburtstag*. Im Auftrag des Quickborn, Vereinigung für niederdeutsche Sprache und Literatur e. V. hrsg. von Kay Dohnke, Ingrid Schröder und Gerd Spiekermann. Hamburg: Quickborn. = *Quickborn*, Bd. 68, Heft 1/2, S. 74–88.

Hinsch, Gerhard. 1983. Schreibung des Niederdeutschen, in: Cordes, Gerhard und Dieter Möhn (Hrsg.). *Handbuch zur niederdeutschen Sprach- und Literaturwissenschaft*. Berlin: Schmidt, S. 182–205.

Kilchmann, Esther. 2012. Mehrsprachigkeit und deutsche Literatur. Zur Einführung, in: *Zeitschrift für interkulturelle Germanistik*, Bd. 3, Heft 2, S. 11–17.

Langhanke, Robert. 2010. Neuniederdeutsche Literatur: Über Beginn und nahenden Abschluss einer überschaubaren Literaturtradition, in: Munske, Horst Haider (Hrsg.). *Dialektliteratur heute – regional und international. Forschungskolloquium am Interdisziplinären Zentrum für Dialektforschung an der Friedrich-Alexander-Universität Erlangen-Nürnberg, 19. bis 20. November 2009*. Erlangen: FAU, S. 4–40. URL: http://www.dialektforschung.phil.uni-erlangen.de/dialektliteratur/ [Stand: 26.06.2023].

Lausberg, Heinrich. 1973. *Handbuch der literarischen Rhetorik. Eine Grundlegung der Literaturwissenschaft*. 2., durch einen Nachtrag vermehrte Auflage. München: Hueber.

Michelsen, Friedrich W. 1997. Nachwort, in: Waltrud Bruhn: *Gras Adern Fragmente. Gedichten/Gedichte*. Hamburg: Quickborn (Quickborn Bücher. 88), S. 215–218.

Möhn, Dieter und Reinhard Goltz. 2016. *Niederdeutsche Literatur seit 1945. Teilgeschichten einer Regionalliteratur*. Band 2. Hildesheim u. a.: Olms.

Pohl, Heinz Werner. 1997. *Nu stimm äs an dien schönste Leed. Interpretationen niederdeutscher Gedichte*. Bremen: Temmen.

Radaelli, Giulia. 2011. *Literarische Mehrsprachigkeit. Sprachwechsel bei Elias Canetti und Ingeborg Bachmann*. Berlin: Akademie (Deutsche Literatur, Studien und Quellen. 2).

Sass, Johannes. 1972. *Kleines plattdeutsches Wörterbuch nebst Regeln für die plattdeutsche Rechtschreibung*. 5. Auflage. Hamburg: Fehrs-Gilde.

Der neue Sass. 2016. *Plattdeutsches Wörterbuch*. Hrsg. v. der Fehrs-Gilde. Neu bearbeitet von Heinrich Kahl und Heinrich Thies, fortgeführt und wesentlich erweitert von Heinrich Thies. 8., erweiterte Auflage. Kiel u. a.: Wachholtz.

Schröder, Martin. 2004. Neuniederdeutsche Literatur, in: Stellmacher, Dieter (Hrsg.). *Niederdeutsche Sprache und Literatur der Gegenwart*. Hildesheim u. a.: Olms (Germanistische Linguistik. 175/176), S. 231–280.

Schuppenhauer, Claus und Wolfgang Müns. 2000. *Lexikon niederdeutscher Autoren*. 9. Lieferung bearb. von Wolfgang Müns. Leer: Schuster, S. 1–6.

Sieburg, Heinz. 2020. II. Sprachliche Rahmenbedingungen literarischer Mehrsprachigkeit II.1–II.5, in: Dembeck, Till und Rolf Parr (Hrsg.). *Literatur und Mehrsprachigkeit. Ein Handbuch*. Unter Mitarbeit von Thomas Küpper. Tübingen: Narr, S. 67–100 [Erstausgabe 2017].

Spiekermann, Gerd. 1989. 'Woortlast'. Anmerkungen zum neuen Gedichtband von Waltrud Bruhn, in: *Quickborn*, Bd. 79, S. 18–20.

Zymner, Rüdiger. 2019. Begriffe der Lyrikologie. Einige Vorschläge, in: Hillebrandt, Claudia, Sonja Klimek, Ralph Müller und Rüdiger Zymner (Hrsg.). *Grundfragen der Lyrikologie 1. Lyrisches Ich, Textsubjekt, Sprecher?* Berlin u. a.: De Gruyter, S. 25–49.